

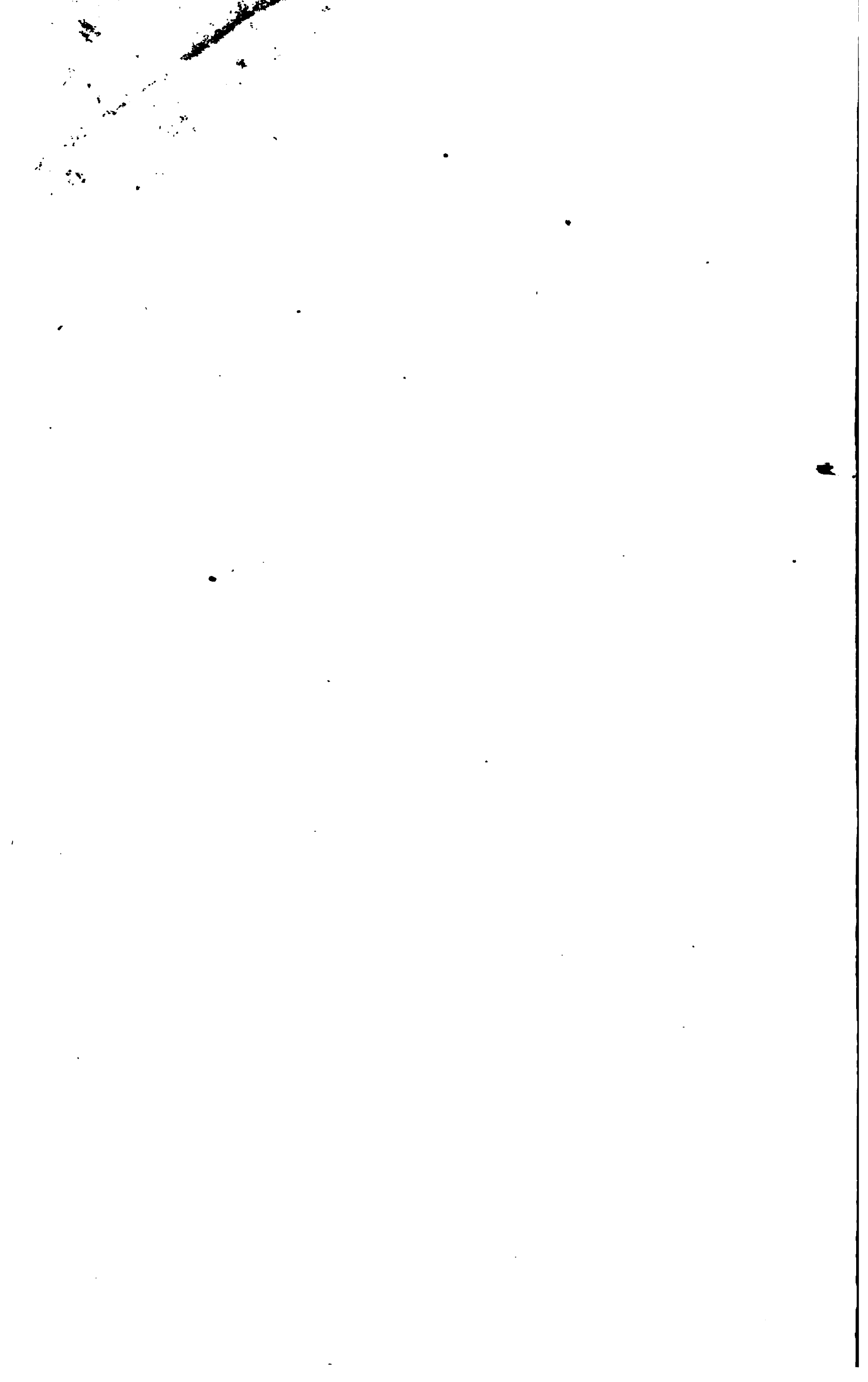

EX LIBRIS HERMANN GEORG FIEDLER.
MEHR LICHT.

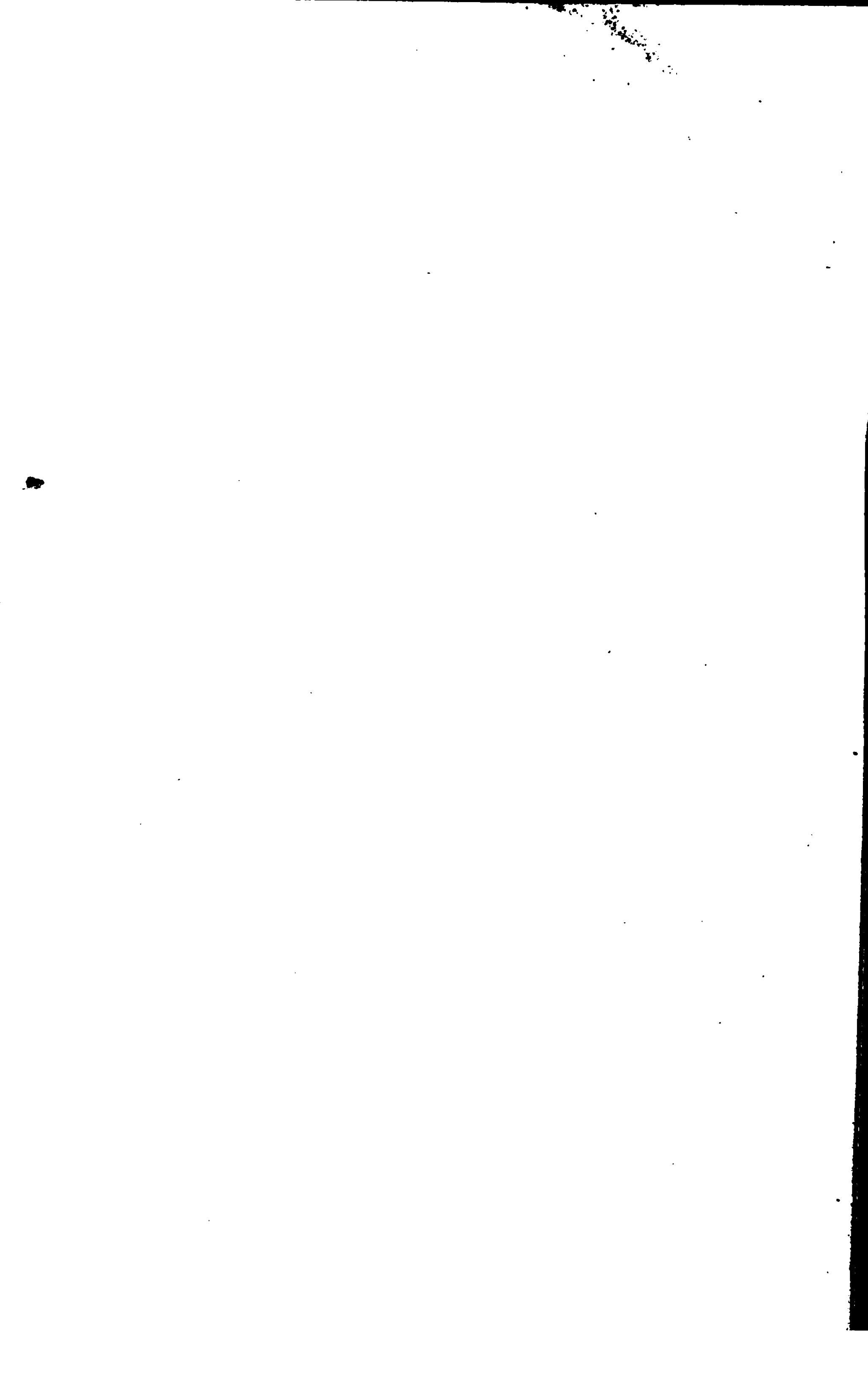

TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

Geschichte

der

Fruchtbringenden Gesellschaft.







Ordens Kleinod der F. G.

August Fürst zu Anhalt. 1621. № 46.

Das Kraut. Allermannsharnisch.

Gladiolus communis s. Radix Victorialis rotundae.

Geschichte

der

Fruchtbringenden Gesellschaft.

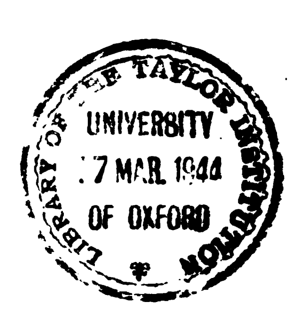
Sitten, Geschmacksbildung und schöne Redekünste deutscher Vornehmen vom Ende des XVI bis über die Mitte des XVII Jahrhunderts.

Von

F. W. Barthold.



Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1848.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
7 MAR 1944
OF OXFORD

Inhalt.

Druckfehler.

S. 85 Z. 16 v. o. l. eines st. einer
S. 111 Note l. Thesaurus st. Thaesurus
S. 121 Z. 2 v. u. l. Skyttes st. Skytte
S. 206 Z. 4 v. o. l. dem Herzoge st. den Herzog

Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft.

1. Drohendes Verderbniß der deutschen Sprache gegen Ende des XVI und zu Anfang des XVII Jahrhunderts. Einfluß der Lehre Calvins.

Unter den mannigfachen Widersprüchen und Sonderbarkeiten im deutschen Volke begegnen wir zu allen Zeiten auf einer Seite begeisterter Verehrung für die Muttersprache und stolzem Bewußtsein der Herrlichkeit derselben neben einer oft komisch gespreizten Wehrhaftigkeit, ihre Würde und Reinheit gegen das Eindringen des Fremden zu schirmen; anderseits einer halbgedankenlosen, halbabsichtlichen Fahrlässigkeit, das edle Erbe unter die Füße zu treten oder wie zum modischen Putze und zur nothwendigen Verfeinerung mit dem Ausländischen gleichsam zu vergolden. Beide Erscheinungen konnten bei unseren germanisch-romanischen Nachbaren nicht hervortreten, weil sie in ihrer Sprache eingebornen Bildungstrieb und schöpferische Kraft nicht herausfühlten und deßhalb für jede neue Vorstellung und jeden neuen Begriff willig auch die Bezeichnung aufnahmen, unter welcher ihnen dieselben geboten wurden. Höchstens erfahren wir von akademischen Versuchen, das Gewonnene einmal abzuschließen und die Schätze zu verzeichnen, eine Bemühung, welche gleichwohl durch das unaufhörliche Zuströmen des Fremden vereitelt wurde. Auch bei denjenigen Stämmen, welche, wie Dänen und Schweden, ihre germanische Ursprache eigenthümlich ausgebildet hatten, oder wie die Slaven ihre grundverschiedene Zunge bewahren konnten, werden wir diese Abwehr gegen das

Fremde nicht inne. Außer den unzähligen lateinischen Wörtern, welche Gemeingut der europäischen Gesammtcultur sind, eignen sie sich bequem und ohne Arges ausheimische Formen an, ohne der Möglichkeit zu gedenken, aus der Fülle ihres Besitzes das Passende herauszubilden. So ist die dänische und schwedische Sprache seit der Kirchenverbesserung um unzählige Wörter gewachsen, denen man den deutschen Ursprung nicht ansieht, weil das Skandinavische nicht allein viele Wurzeln, sondern auch manche Gesetze der Gestaltung und Umbeugung mit dem Deutschen gemein hat und gleichwohl Deutsches unmittelbar und fertig sich einzuverleiben liebt. Spröder schon ist die polnische Sprache; nur empfänglich für das Latein, als überallgültige Verkehrsmünze, sperrte sie sich gegen das Deutsche, bis auf ganz früh Hinübergenommenes, in dem letzten Jahrhunderte ängstlich ab. Auch die beiden Hauptsprachen der alten Welt, die griechische und lateinische, achteten mit natürlichem Eifer auf ihr Eigenthum, das in vorgeschichtlicher Zeit sich gesondert hatte, sie waren wie die Luftröhre, welche nichts Ungehöriges in sich duldet. Kaum ein Paar Wörter entlehnten die Griechen von den Barbaren, als fürchteten sie mit ihnen auch Barbarengesinnung zu überkommen; die Römer bewachten auch noch zur besseren Kaiserzeit im öffentlichen Leben so sorgsam die Würde ihrer Sprache, daß z. B. der Griechenfreund Tiberius im Senate um Entschuldigung bat, als er, aus Mangel eines lateinischen, einst eines griechischen Wortes sich bedienen mußte *). So löblichen Stolz und so ehrenvolles Bewußtsein des angebornen Reichthums haben nun leider unsere deutschen Vorfahren zu Zeiten entweder gedankenlos verlernt, oder in gesinnungsloser Ueberschätzung des Fremden abgelegt, und so sträfliche Verkeugnung ihres innersten Eigenthums und Vertauschung desselben mit dem ausländischen Schlüpfrigen und Wesenlosen hat nicht allein in neueren Tagen, sondern schon vor Jahrhunderten gutmüthigen Eifer, gerechte Entrüstung und glühenden Zorn, leider

*) Sueton im Tiber c. 71.

fast immer ohne nachhaltigen Erfolg, hervorgerufen. Was im J. 1650 der wackere Moscherosch aus dem Munde des Erzkönigs den „alamodischen Teutschen" in den Bart wirft, paßt auch für 1847. „Ihr mehr als unvernünftigen Nachkömmlinge! welches unvernünftige Thier ist doch, das dem andern zu gefallen seine Sprache und Stimme nur änderte? hast du je eine Katze, dem Hunde zu gefallen, bellen, einen Hund der Katze zu lieb mauchzen hören? Nun sind wahrhaftig in seiner Natur ein teutsches festes Gemüth und ein schlüpfriger wälscher Sinn anders nicht als Hund und Katze gegen einander geartet und gleichwohl wollet ihr, unverständiger als die Thiere, ihnen wider allen Dank nacharten? Hast du je einen Vogel blärren, eine Kuh pfeifen hören? Und ihr wollet die edle Sprache, die euch angeboren, sogar nicht in Obacht nehmen in eurem Vaterland, Pfui dich der Schand!"*) — Hier ist nicht der Ort zur, wohlfeilen, Darlegung der unerschöpflichen Fundgruben unserer Sprache, und ihrer sieghaften Fähigkeit, für alles menschliche Thun, Denken, Sinnen und Dichten den Ausdruck aus sich selbst zu gebären; ich brauche nicht zu erörtern, wie unsere Sprache in frühen Jahrhunderten sich ausreichend fühlte, nicht nur alle Vorstellungen des äußeren Lebensverkehrs kernigt, wohlklingend und verständlich zu bezeichnen, nicht allein das Wort für alle Forschung in den Tiefen des Denkens zu finden, sondern mit ungeborgtem Laute selbst die geheimnißvollen Zustände und Gesichte zu schildern, welche, wie die alten Mystiker, verzückte Seelen, in Gott untertauchend, zu schauen vermochten. Ich habe hier nur die schwerste Anfechtung im Sinne, welcher einst das deutsche Bewußtsein zu unterliegen drohete und nahe daran war, in muthwilliger Verschuldung sich selbst einzubüßen, und diesen Trauererscheinungen gegenüber das Wollen und Wirken jenes edlen Männerbundes darzustellen, welcher die Aufgabe erwählte, schmachvoller Verwälschung in Sprache und Sitte

*) Gesichte Philanders von Sittewald. Straßburg 1650. 8. Th. II. A la mode Kehrauß. S. 122.

nach bester Kraft entgegen zu treten. Ich meine die faulichte Verderbniß des sittlichen und sprachlichen Seins, in die Deutschlands vornehmere Stände im ersten Drittel des XVII Jahrhunderts mehr lächelnd und mit Selbstbeifall häuptlings sich stürzten, als unbewußt von ihr sich beschleichen ließen. Ich ziele auf jene Verbrüderung trefflicher Fürsten, Adliger und anderer bedeutender deutscher Männer, welche sich zusammenthaten, um Abwehr gegen den Untergang preiswürdiger Güter zu ersinnen und das Heimische zu schirmen: die Fruchtbringende Gesellschaft, als die Sprachwarte in Ober- und Nieder-Deutschland. Ich möchte das Gedächtniß dieser Ehrenmänner wieder herstellen, welche der Nachkomme hochachten muß, weil sie in mitten allgemeiner Zerflossenheit den Muth in sich fühlten, dem Verderben abzuwehren, selbst wenn es den Vereinzelten nicht gelang, das Vaterland vor Ueberfluthung durch geistige Barbarei und vor Entsittlichung zu retten, welche mit dem Joche der Fremden hereinbrachen. Ich gedenke, jedoch mit schonender Hand, auch die geschmacklose, steife Förmlichkeit, die geistesarme Nachahmung fremder Muster bei dem Trachten nach Eigenthümlichem, den Handwerksspaß bei adliger Gebehrdung, das kindische Spiel bei hohen Gedanken, und was sonst der Gesellschaft nach Maßgabe ihres Jahrhunderts anklebte, zu zeichnen, auch die Widersprüche in sich selbst, zu denen die jammervollste Gegenwart nöthigte, die Selbstironie, die oft arglos durchschimmert, nicht zu verhüllen. Mir ist es ferner nicht sowohl darum zu thun, erschöpfend in literarhistorischer oder sprachwissenschaftlicher oder gar bibliographischer Beziehung jenes bisher vornehm übersehene Treiben zu verfolgen, sondern die wirksamsten und großgesinntesten der „Gesellschafter" nach ihrem geschichtlichen Gepräge, in ihrer sittlichen Persönlichkeit, in ihrem gemüthlich-heiteren Streben während der unseeligsten Zeitläufte abzuschildern und zumal den mächtigen Einfluß nachzuweisen, welchen die Fruchtbringende Gesellschaft durch Beispiel, Anregung, Wetteifer und Ermunterung auf die schönen Redekünste und die verwandten Wissenschaften ausübte. Wie das Gesammtgemälde,

welches uns die Oberleitung des „Nährenden", das Walten des „Schmackhaften" bis zum mißrathenden Reiche des „Wohlgerathenen" aufrollt, ein wohlthuendes ist, hoffen wir, daß auch der Einzelne mit Gefallen und Nachahmungseifer bei dem Bilde eines Vorfahren verweilen werde, das längst im Ahnensaal und in der Hauschronik verblich, jetzt aber aufgefrischt hervortreten soll. —

Sprachliche Einflüsse eines Volkes auf das andere gehen immer Hand in Hand mit sittlichen und politischen, und letztere konnte Deutschland der natürlichen wie geschichtlichen Lage nach nur von seinen südlichen und westlichen Nachbaren im Mittelalter erleiden. Hinter uns liegen schon lange Zeiträume, in denen das Fremde bei uns sich geltend machte; doch gingen diese Perioden weicher Nachgiebigkeit vorüber, und Sitte wie Sprache gewann wieder ihr eigenthümliches Gepräge, wie ein aus mächtigen Quellen fließender Strom das trübe, unlautere Wasser der Nebenflüsse wohl mit sich fort führt, aber, so lange er seine selbsteigene Wasserkraft dahin rollt, das Unsaubere abschäumt oder zu Boden schlägt. Solche Zustände unseres Volkes erblicken wir bei der Vermischung und Vereinigung der westlichen Christenheit während der Kreuzzüge des XII und XIII Jahrhunderts unter dem Einflusse des Ritterthums und der romantischen Ritterpoesie, als Gegensatz des volksthümlichen Heldenliedes. Selbst dem späteren Minnegesange zu Anfang des XIV Jahrhunderts merken wir Wälsches in Wörtern und Gedanken an. Aber rechten Grund und Boden gewann die südliche Pflanze nicht in unserem Volksgeiste; wir vermissen das einheimische Gepräge durchaus an Ulrichs von Lichtenstein Frauendienste. Auch die scholastische Philosophie hat den Nationalgeist wenig verändern können. Gefährlicher schienen die Dinge im mittleren Verlaufe des XIV Jahrhunderts sich anzulassen, als die beiden Zweige der Valois um die französische Krone kämpften, die Kaiser und Könige des lützelburger Stammes zu dem verschwägerten Hause in Frankreich sich hinneigten, und stattliche Schaaren deutscher Herren und Knechte unter Philipp V, Johann und

Karl V fochten. Im letzten Drittel des XIV Jahrhunderts giebt sich ein bedeutender Einfluß Frankreichs nicht allein auf das äußere Leben West-Deutschlands kund, sondern auch auf die Sprache. Kleidertrachten wechselten schnell, deren Namen, Sorket (Surcot), Tapperten (Tabard, Tabarro) u. a. m. den fremden Ursprung verrathen. Die Straßburger ahmten selbst die wunderliche Kleidung der „welschen Schinder", der „ersten Engländer" i. J. 1365 nach. Die Sprache des Bürgers von Limpurg gebraucht viele deutsch-abgebeugte französische Wörter, die früher unbekannt waren; so Pontz, Scharmitziren, Blasonirung, Personirung, Manirung, und Zeitwörter, welche auf i r e n ablauten *). Aber auch diese Periode ging spurloser vorüber, zumal als im XV Jahrhundert das königliche Herzogthum Burgund zwischen beiden Völkern sich aufbaute, und Französisches sich deutsch zu Deutschland vermittelte. Dem Zeitalter des ästhetisch-chevaleresken Einflusses Frankreichs auf unser Volk reihete sich, ohne wesentliche Annäherung in Denkweise, Sitte und Sprache, das Stadium gelehrter und kirchlich-reformatorischer Herrschaft des Westens an; auf den großen Kirchenversammlungen in der ersten Hälfte des XV Jahrhunderts gebot die französische Kühnheit, aber weder jene Reformatoren, noch der strahlende Glanz der Universität Paris, welcher die tüchtigsten Jünger der Theologie, des kanonischen Rechts und der Philosophie aus dem Norden und Osten nach der Hauptstadt der Wissenschaft lockte, waren maßgebend und bedingend für das Gesammtleben der Deutschen. Kenntniß und Gebrauch der französischen Sprache für Diplomatie und Fürstenverkehr tritt an dem kaiserlichen Hofe erst in den beiden letzten Jahrzehenden des XV Jahrhunderts hervor, wo das Haus Oesterreich die burgundische Herrschaft gewann; Maximilian I und Philipp I wechselten französisch-verfaßte Staatsschriften; die übrigen Reichsfürsten blieben beim Latein, bis auf die Pfälzer, welche als

*) S. die Fasti Limpurgenses an vielen Stellen und die Elsassische Chronik von Jacob von Königshoven, in bekannten Ausgaben.

nächste Nachbaren Frankreichs und als erste „Pensionaire" jener Krone, auch die Unabhängigkeit ihrer Kanzleisprache aufgaben. Sonst aber bewegte die deutsche Schriftsprache, wie wir sie bei Sebastian Brandt, Murner, Geiler von Kaisersberg, im Theuerdank und selbst im plattdeutschen Reinecke Voß finden, dem doch ein flämisches Urbild vorlag, sich im lauteren, kräftigen Deutsch, ohne allen Anklang wälscher Redekünste. Selbst die neuere französische Chevalerie, wie sie unter König Karl VIII und Ludwig XII erblühete, und in den burgundischen Kriegen auf den deutschen Hofadel übertragen wurde, streifte ihr modisches Prachtkleid ab, und ähnelte sich in Wort und Gebehrde dem Herkömmlichen an. Wenn auch in Friedrichs III und Maximilians I Tagen französisch-burgundische Hof- und Staatsetiquette sich in einzelnen Erscheinungen nicht abweisen ließ, so hatte das Deutsche dennoch die Kraft, das Fremde eigenthümlich umzugestalten. So das hochadlige französische und burgundische Herolds- und Waffenkönigswesen; jenseits der Sprachgrenze war der Roy d'Armes ein vornehm prunkender Herr, mit fürstlichen Vorrechten und fürstlichem Glanze; „Romerich" dagegen mit seinen „Persevanten", Friedrichs III „Ehrenhold" i. J. 1475 *), und Kaspar Sturm, „Hans Deutschland genannt," in Kaiser Karls ersten Jahren, waren arme, unbekannte Gesellen, ihrer hohen Titel ungeachtet, und zumal Kaspar Sturm, der „Ehrenhalt" auf der Reichsversammlung zu Worms und in Sickingens Fehde, ein schulmeisterlich gebildeter Bürger von Oppenheim, welcher seine „Actionen" in Schrift zu setzen und erklecklich feil zu bieten verstand, ein leutseliger, heiterer Reisegeselle des Mönchs von Wittenberg. Ja der „Reichsherold, Ehrenhold und Ehrenhalt", weit entfernt, nur in den höchsten Reichs- und Fürstenhändeln und Staatsceremonien eine prunkende Rolle zu spielen, verwandelte sich mit seinem Persevantencollegium in ein gemüthliches Dienstpersonal der Sittenpolicei,

---

*) Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich, her. durch Sigmund von Birken. Nürnberg 1668. Fol. S. 808.

der durch eine Reichstagssatzung zu Augsburg i. J. **1500** zur Pflicht gemacht wurde*), Obrigkeiten ernst zu verwarnen, wenn sie freventliches Fluchen und gotteslästerliches Schwören nicht scharf bestraften! In einer späteren Zeit mußten, bei veränder-tem Geschmacke der ritterlichen Lustbarkeiten, die anstandsvollen Turnier-Ehrenhalte sich sogar bequemen, das Brod der Pritsch-meister bei fürstlichen und bürgerlichen Freischießen zu suchen, was ihnen aber zugleich auch Gelegenheit gab, sich Musensold zu gewinnen **). — Auch die ungetreuen Söhne des Vaterlan-des, welche der französische Sold lockte, die gefürchteten Lands-knechte, brachten von Frankreichs Boden nicht schmeichelnde Verfeinerungskünste und fremde Sprache heim, sondern nur bi-zarre Trachten, Liederlichkeit und fremde Krankheit, so wie ihre zahlreichen Banden drüben mit deutschem Laute nur ihre Spiel-wuth (Lansquenet), ihre Trunksucht, Fluchgewöhnung und ein-zelne Bezeichnungen ihres Handwerks zurückgelassen hatten. Das Werk der Kirchenerneuerung fand unser Volk noch mit unver-ändertem Gepräge in Sitte und Sprache, als hätte es bisher kein Frankreich gegeben.

Luthers nie genug zu preisenden Verdienste um die deutsche Sprache, welche durch ihn ihrer Kraft, ihres Reichthums und ihrer Lauterkeit sich bewußt wurde, und mit Verdrängung der verschiedenen Mundarten allgemeine Schriftmäßigkeit gewann, der erwachende deutsche Stolz auf die Sprache und das poli-tische Unabhängigkeitsgefühl der ersten Protestanten, verhießen unüberwindliche Schutzmauern gegen das Eindringen des Frem-den. Wollte König Franz I die deutschen Stände zum Wider-spruch gegen seinen Obsieger verlocken, so mußte er sich deutscher Vermittler oder deutsch verstehender Franzosen, wie Wilhelms du Bellay, des gewandten Bischofs von Bayonne, Johanns de Fresse, Karls von Marillac, Cajus von Virail bedienen.

---

*) Reichstagsabschied §. XXXII.

**) S. Ueber diese Abwandlung Ludw. Uhland zu Hallings Ausg. des Glückhaften Schiffs von J. Fischart. Tübing. 1828. S. XXIX ff.

Wie selten die Kenntniß der französischen Sprache selbst noch unter den vornehmsten deutschen Höflingen Karls V, wenigstens die Geschicklichkeit, in derselben zu schreiben, war, ersehen wir an dem Beispiele des Pfalzgrafen Friedrich, des späteren Kurfürsten. Mit Karl von Gent im französirten Flandern erzogen, und grausam in seiner Hoffnung gestört, die Hand der schönen Schwester seines Gebieters, Eleonoras, davonzutragen, fand der ritterliche Hofmann sich in Verlegenheit, einen geheimen Briefwechsel mit der Geliebten einzuleiten (i. J. 1522), weil er nicht französisch zu schreiben verstand. Dem Rechtsgelehrten und Kammergerichtsbeisitzer Tetanias aus Friesland, an welchen er sich zuerst wandte, ging es nicht besser; doch schlug er dem verliebten Fürsten seinen ehemaligen Diener, Hubert Thomas aus Lüttich, zur Zeit Geheimschreiber des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, vor, und den Händen dieses Getreuen ward denn das, wiewohl erfolglose, Geschäft anvertraut *). Selbst noch als sich die große europäische Opposition gegen Karl V geheim am schmalkaldischen Bunde verstärkt hatte, um 1536, schrieben deutsche Fürsten und Städte nur lateinisch oder deutsch an den französischen Hof, und setzten nicht selten die diplomatische Kanzlei Anne's de Montmorency, des allgewaltigen Ministers des Königs, in Noth, indem diese abweichende deutsche Mundarten nicht deuten konnte. Bei der hohen Wichtigkeit dieses Verkehrs wandte sich daher Franz an seine „Freunde", den Rath von Solothurn, und dieser empfahl ihm im Februar 1536 einen „guten und ehrlichen Mann", Pierre Chambrier, welcher erfahren wäre, dem Könige die Briefschaften, die von allen Theilen Deutschlands einliefen, erst in das „g e m e i n e Deutsch zu übertragen, und dann sie schriftlich ins Französische zu übersetzen" **). Die

---

*) Die romantische Liebesgeschichte erzählt Hubert Thomas, der Lebensbeschreiber des Kurfürsten, selbst im III. L. Annalium de vita Friderici II. E. Pal. Francf. 1624, 4.; Seinen Eintritt in den Dienst des Pfalzgrafen L. V. p. 85.

**) Lettre des Avoyers et conseillers de Soleure au Roy i. d. Lettres et Memoires d'Estat par Guillaume Ribier. Paris 1677, f. t. I. p. 24.

gegenseitige Unbehülflichkeit, zumal von Seiten der Deutschen dauerte bis in den schmalkaldischen Krieg fort; die Franzosen mußten dem Deutschen sich bequemen, und nicht allein der berühmte Sprachkenner, der tolllaunige Pfarrer von Meudon, Franz Rabelais, verstand deutsch als Gesellschafter des Diplomaten, Bischofs und Kardinals Jean du Bellay. Aber das Bedrängniß der schmalkaldischen Bundesgenossen beeinträchtigte auch die sprachlich-stolze Haltung der Deutschen; dem hülfsbedürftigen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen schrieb Franz I zuerst französisch, wie Landgraf Philipp von Hessen, Herzog Ulrich von Wirtemberg, und dessen Sohn, der wackere Christoph, bei eifriger persönlicher Verbindung mit Frankreich, schon früher den Hof des Königs verwöhnt hatten. Der Umschwung zum Nachtheile der deutschen Sprache und Sitte kündigte vollends sich an, als ein Theil der Protestanten nach dem Siege des Kaisers Rettung allein bei Frankreich erblickte. Die geheimen Umtriebe d. J. 1551 und 1552 durch den Bischof von Bayonne, den Rheingrafen und andere, ergingen sich natürlich französisch; in allen fürstlichen Geheimräthen war Kunde jener Sprache jetzt unerläßlich; und Heinrichs II Staatsklugheit siegte vielfach über unser Vaterland. Während der Wirren nach dem Vertrage zu Passau ward der König durch seine „deutschen Diener", Fürsten, Edelleute und Gelehrte, vortrefflich und in leidlichem Französisch bedient; zur Verdolmetschung der Kundschaften aus Straßburg, Worms, ja aus Ober- und Niedersachsen, bedurfte es nicht mehr Meister Peter Kämmerers (Chambrier) von Solothurn. Das französische Wesen machte Fortschritte in Deutschland und nur der germanische Reichstag hielt würdevoll in Reichsgeschäften mit Frankreich das Latein fest.

Den Sieg nachhaltig zu sichern, bot sich nach 1555, außer der Lockung zum Kriegsdienste für die Krone der Lilien, erstens die Lust der deutschen Vornehmen, nach Frankreich zu reisen und auf französischen Schulen zu studiren, und zweitens die Bedeutung, welche Calvins Lehre für einen Theil der fürstlichen und adligen deutschen Welt gewann. Unter Franz I, „dem

Vater der Wissenschaften", trat eine Glanzperiode der französischen Universitäten besonders für die sogenannte „elegante" Jurisprudenz und für die schönen Redekünste der Alten ein; inzwischen verfielen die deutschen Hochschulen, indem sie überwiegend die Tummelplätze theologischer Zanksucht und Rechthaberei wurden, und die rohen Sitten, das Gelärme und die Trunkliebe der studirenden Jugend jungen Herren den Aufenthalt verleideten, welche Verfeinerung suchten. Schon vor dem ersten Religionskriege hatten viel gute Köpfe unter den Deutschen ihre Ausbildung in Frankreich genossen; so der berühmte Johann Sleidan, ein Gesellschafter des Bischofs du Bellay und in mehrjährigem Gnadengehalt der Krone; so Johann Sturm, der Begründer einer neuen Erziehungskunst für Vornehme in Straßburg, und fast alle namhaften Humanisten und Romanisten der Zeit. Nach dem Frieden zu Cateau-Cambresis im J. 1559 strömten Fürsten, Adel und Gelehrte aus allen Theilen Deutschlands nach Paris und den französischen Hochschulen, nothdürftiges Französisch, feine adlige Sitten und Fertigkeiten, vor allem zu den Füßen der vier gefeierten Francisci römisches Recht zu erlernen. Meistens brachte jene wackere Jugend aber nur mittelmäßiges Französisch, „galante" Sitten und Ueberschätzung des Fremden heim, und verstärkte bei den Landsleuten die Sehnsucht nach der verführerischen Heimath vornehmer Kultur. Bei weitem wichtiger in ihren Folgen als diese Zugvögelbekanntschaft mit französischer Luft, welche am väterlichen Heerde bald wieder auswitterte, und die Einfalt des deutschen Hof-, Adels- und Gelehrtenlebens noch wenig beeinträchtigte, war die Befreundung mit dem Bekenntnisse Calvins, welche fast zauberhaft die Reisenden jenseits des Rheins anflog. Der Calvinismus des XVI Jahrh. ist der Weg, auf welchem das Fremde in Sprache, Sitte und Denkweise in Deutschland eindrang und zu Anfang des XVII Jahrh. eines großen Theils fürstlicher und adliger Kreise auch in der Politik sich bemeisterte. Weil nun grade, merkwürdig genug, Heilmittel und Entkräftung dieses Giftes, der Liebe zum Fremden, in durchaus calvinischer

Umgebung gesucht wurde, wie unsere Aufgabe darlegen soll, müssen wir, so weit der Zweck gestattet, auf dieses wenig beachtete geschichtliche Ergebniß eingehen.

Die reiche und mächtige, freie Stadt Straßburg, auch früher schon die Vermittlerin des Französischen, hatte die schweizerische Auffassung der Abendmahlslehre zeitig kennen gelernt, eben so zeitig den französischen Glaubensgenossen, welche die blutigen Parlamentsbeschlüsse Franz I vertrieben, eine Zuflucht, und auch dem heimathlosen Reformator Jean Calvin ehrenvolle Aufnahme gewährt. Um dieselbe Zeit hatte Johann Sturm, der mörderischen Unduldsamkeit in Paris entronnen, wo er Lernender und Lehrer gewesen, eine Schule in Straßburg errichtet, welche bald als blühende Akademie den Adel aus entlegenen Gebieten Deutschlands versammelte. Auch der berühmte „Rector" neigte sich entschieden dem Bekenntnisse Calvins, Theodor Beza's und der Eingewanderten zu, und gewann seine Schüler für jene nüchterne, verstandesmäßige Auffassung religiöser Geheimnisse, welche ein Bedürfniß des rastlos prüfenden Geistes geworden. Hessen, unter dem Landgrafen Philipp noch vereint, beförderte zuerst die Verbreitung des Calvinismus auf deutschem Boden. Des Landgrafen frühe politische Beziehung mit dem Auslande erhielten ihn in der Kunde auch von dortigen kirchlichen Erscheinungen; zwei seiner Söhne studirten in Straßburg und schon i. J. 1560 finden wir einen vertriebenen Hugenotten — eine Bezeichnung jedoch erst späteren Ursprungs — als Professor der Theologie in Marburg und dann i. J. 1566 als Hofprediger in Kassel. Wie an diesem Hofe, dessen Politik auch nach dem Umschwunge des J. 1552 französisch war, Garnier mit seinen Schicksalsgenossen arbeitete, neben der neufranzösischen Glaubenslehre auch französischen Geschmack, französische Sprache und Sitte folgereich zu verbreiten, und Kassel allmälig zu einem Hauptsitze französirender Bildung zu machen, finden wir mit mehr oder weniger Glück andere Hugenotten auch an den Höfen eifrig-lutherischer Fürsten thätig. Selbst am Hofe und an der Landesschule Pommerns, des ächtlutherischen, war

schon seit 1539 ein französischer Gelehrter, André Magier aus Orleans, als Professor und Prinzenerzieher angestellt; zwar fand er hier keinen geeigneten Boden für die Kirchlichkeit seiner Heimath, wohl aber pflanzte er in die Gemüther der Söhne Herzog Philipps I, besonders Ernst Ludwigs und Bogislavs, eine Sehnsucht nach dem schönen Frankreich, welche sie durch Reisen, durch französische Kriegsdienste, selbst durch einen ins Französische schielenden Anstrich ihres Hofes bethätigten. — Hessen zögerte noch besonnen, durch thatsächliche Annahme des calvinischen Bekenntnisses sich von seiner Partei zu trennen; da that der neue Kurfürst von der Pfalz des Stammes Simmern den verhängnißvollen Schritt. Friedrich III, auf seinem Erbe an Wälsch-Lothringens Grenze unter Einflüssen französischer Politik und Bildung erzogen, schuf zwischen 1560—63 die erste reformirte Landeskirche im deutschen Reiche, öffnete ihr seine Universität Heidelberg und nahm politisch und kirchlich in seine Pfalz alle die Folgen auf, welche das Bekenntniß bedingte, dessen sittliche und sprachliche Consequenzen unter seinen Enkeln und Urenkeln das alte Stammland beinahe entfremdeten. Mit jenem Schritte des sonst trefflichen Fürsten, des frommen, biederen, klugen „Fritz", ward jene reizbare Bezüglichkeit beider Völker zu einander, jene lebensvolle Gegenseitigkeit der Verhältnisse zwischen Deutschland und Frankreich, befördert, zu der kaum die neuere Zeit, selbst nicht die Herrschaft Ludwigs XIV, das Seitenstück bietet. Kurpfalz, mit den abhängigen Grafenhäusern, Hessen unter Landgraf Wilhelm IV, bald darauf auch die Sippen von Nassau, als Oranier an die Spitze der volksthümlichen Auflehnung der Niederländer getreten, kannten fast keine überwiegendere Lebensrichtung als auf Frankreichs innere Zustände, und so lange nicht die Concordienformel beide Bekenntnisse unvereinbar einander gegenüberstellte, betheiligten sich auch die ächtlutherischen Länder lebhaft mit den kirchlichen und staatlichen Verhältnissen Frankreichs. Doch verwahrte sich der albertinische Zweig Sachsens gegen das Eindringen des Französischen; Hubert Languet aus Burgund, der berühmte frei-

sinnige „Zeitungsschreiber" schrieb seine geheimen Nachrichten im gelehrten Latein an den Kurfürsten August und dessen Minister Ulrich Mordeisen; in Wittenberg, wo alle Kunden der Weltbewegungen zusammenliefen, am Hoflager zu Torgau und Dresden, verstanden auch die Gelehrtesten bis in die Mitte des XVII Jahrh. kein Französisch; nur die Ernestiner in den unglücklichen Tagen Wilhelms von Grumbach waren dem Fremden zugänglich, nicht aus Mitgefühl für die Hugenotten, sondern in Folge unmittelbarer Anlehnung an das herrschende Haus Valois. Auch in der Umgebung Herzog Christophs von Wirtemberg, der doch seine arme Jugend im Dienste Franz I zugebracht, fand das Französische keine Geltung; seine Söhne und Töchter lasen die Denkwürdigkeiten Philipps von Comines in der lateinischen Uebersetzung Johann Sleidans *), so viel Hugenotten in Stuttgart Zuflucht gefunden. Anders gestalteten die Dinge sich in der Pfalz; Kurfürst Friedrich III correspondirte auf französisch mit den Häuptern beider Parteien, selbst mit dem gelehrten Franz Hotoman, der als Abkömmling des Breslauer Patriziergeschlechts Uthmann und als Professor zu Straßburg deutsch verstand, und mit andern calvinisirenden Fürsten, wie mit dem Landgrafen Wilhelm IV von Hessen nur lateinisch verkehrte. Zwar hielt der nüchterne, deutschgesinnte Pfälzer an seinem Hofe noch den einfachen, patriarchalischen Zuschnitt früherer Zeit fest; desto mehr aber fußte schon die fremde, „verfeinerte" Sitte und die Nachahmung der französischen Höflingsweise unter der Regentschaft seines Sohnes, Johann Kasimir, jenes Ritters St. Georg der Hugenotten, dessen calvinischer Eifer auf mehren Zügen viele tausende deutscher Edelleute und Kriegsgesellen nach Frankreich führte, und den Glaubensgenossen zeitweise Frieden und Duldung errang. Jene tausende von deutschen „Reistres" ließen jenseits der Vogesen und Ardennen wenig bleibende Spuren ihrer Anwesenheit: ein

---

*) Pfisters Herzog Christoph zu Wirtemberg. Tübingen 1819, II. 55. Ein deutscher Comines erschien schon i. J. 1551.

unsicheres Pfand der Ruhe, ein Dutzend deutsch-soldatischer Redensarten, welche ein Menschenalter hindurch Schriftsprache und Volksmund im Schwange behielten; verpflanzten dagegen die calvinische Lehre und wälsches Wesen, Neigung und Vorliebe für französische Leichtfertigkeiten, Romane und Literatur, bis in die fernste Heimath. Merkwürdig! so innig ihr Verkehr mit den Hugenotten in Lager, Schlacht, auf Gastmählern und Berathschlagungen gewesen, nahm der französische Mund zeitweise von den fremden Rettern doch nur Wörter auf, welche deutsche Unarten, Fresserei und rohe Kriegersitten bezeichneten. So schon in Rabelais Tagen „trinquer, voire carous und trinquer allus, „gar aus und all aus" trinken; aus trinquer carous bildete das Volk zu Ehren der Deutschen ein eignes Wort: carousser, welches sich auch bei Blaise de Montluc, bei Gaspard de Tavannes, Michel de Castelnau, ja noch bei Brantome findet und als rouse, to carouse ins Englische übergegangen ist*). So Schloftroncq (Schlofftroumert?), Schlaftrunk bei Vincent Carloix, im Leben Viellevilles; Morguesouppe, Morgensuppe, Bransquatter, Bestallong, Arrigelt, faire halt und andere ähnliche Ausdrücke bei Castelnau für das löbliche „Brandschatzen," Bestallung, Anrittgeld; auch findet sich wohl das Wort „frélore," verloren, welches die Franzosen von ihren Gästen beim Würfelspiel oft gehört haben mochten. Welche Masse von neuen Dingen, Vorstellungen, Bedürfnissen, Genüssen, Gewohnheiten, Sitten, Redensarten, und welche Bereicherung ihrer schlichten Sprache tauschten diese calvinischen Kreuzfahrer draußen gegen ein so flüchtiges Andenken bei den Franzosen ein, welches dazu noch mit unverdientem Hasse gegen die Gewinnsucht der deutschen „cheveaux de louage" verknüpft blieb! Als das Würdigste und Dauerndste die Vorliebe für die fremde Kirche, welche durch ihre vornehme Einfachheit, wegen ihres Mangels am angeblich,

---

*) Rabelais Pantagruel Liv. III. prologue p. XIV. ed. de Le Duchat Amsterd. 1725. S. Regis zu dieser Stelle; Shakespeare im Hamlet Act 1. und letzte Scene des letzten Acts.

grob=sinnlichen Rituale des Lutherthums, als eine vornehmere Religionsübung sich einschmeichelte. Im Gefolge des berühmten Staatsmanns Fabian, Burggrafen zu Dohna aus Karwinden, der nur leider als Heerführer i. J. 1587 eine klägliche Rolle spielte, mit seinen Brüdern und Neffen, gelangte die erste Kunde des reformirten Bekenntnisses selbst nach Ostpreußen und Brandenburg; Herr Fabian liebte sein Lebelang die gereimte Uebertragung der Psalmen von Marot und Beza nach der Sangweise Claude Goudimels anzustimmen, und setzte die französische Poesie nicht hinter Ambrosius Lobwassers deutsche Verse zurück, welche der Jurist aus Meißen nicht zunächst in König Davids, sondern in Marots Nachahmung verfaßt hatte*). — Der Calvinismus ward gleichwohl ein Unglück für Deutschland, weil er die Kraft der Protestanten spaltete, und der Partei der Altgläubigen den Sieg erleichterte. — Zu der würdigeren Errungenschaft auf französischem Boden wollten wir auch noch die Kenntniß und den Geschmack an den schönen Redekünsten rechnen, wenn nicht eben dadurch die Liebe zur heimischen Muse erkaltet wäre. In der Umgebung Herren Quirin Gangolfs von Geroldseck, der mit dem Pfalzgrafen oft über die Vogesen gezogen, lernte Johann Fischart den Gargantua Rabelais kennen, mit welchem der Amtmann zu Forbach schon i. J. 1575 die deutsche Phantasie und Laune bereicherte. Im J. 1582 erschien auch schon die erste Uebersetzung des Amadis von Gallien, welche unzählige Köpfe erhitzte, die Lust an heimischen Heldenliedern und Dichtungen wie an sonstigen Erzeugnissen der Muttersprache vergällte. Schlüpfrige Sitte und Leichtfertigkeit ging mit so vornehmen Genüssen Hand in Hand, und des verständigen Hugenotten François de la Noue Tadel, daß das Lesen der abentheuerlichen Zweikämpfe in den Amadisen die Duellwuth

*) Der Meißner „zwang" bei Pestzeiten mit Hülfe eines französischen Edelmanns „Jacques Gaurier" gedachten Marot und Beza ins Deutsche, wie er in seiner Vorrede an Herzog Albrecht von Preußen berichtet (1565). S. M. Opitz' Psalmen Davids. Danzig 1637 in der Vorrede.

des Adels erweckt habe, ist auch durch ähnliche Erscheinungen auf deutschem Boden gerechtfertigt. Die republikanische Sittenstrenge, welche Calvins Vorbild anfänglich seinen Verehrern und Jüngern eingeprägt hatte, verschwand am Hofe des südlichheißen, wir dürfen vom Gemahl der verrufenen Marguerite de Valois dreist sagen, — lüderlichen Bearners. Für den deutschen Adel war darum der Aufenthalt um Heinrichs IV Person wegen des romantischen Schimmers, in den seine Ausschweifung sich hüllte, gefährlicher, als die verschrieene Unsittlichkeit Heinrichs III und seiner Mignons. Unbestreitbar bleibt die Behauptung, daß schon in Kurfürst Friedrichs III Zeit die bisher schwache Grenze zwischen dem Leben des Fürsten, seines Adels und des Volks schärfer gezogen wurde, und daß unter seinen ganz verwälschten Enkeln und Urenkeln die patriarchalische Sitte des XVI Jahrh. in einer wüsten Hofwirthschaft unterging. Johann Kasimir, der Kenner aller Fürstenhöfe seiner Zeit, schon so französisch, daß er sein Tagebuch französisch führte, besaß noch eine Abwehr in seinem tiefen Sinne für Kirche und Politik; unter seinem Mündel Friedrich IV sind diese Widersprüche schon stummer. Dem gebieterischen Patronate des Mäßigkeitsordens zum Trotz, welcher 1601 zur ernsthaften Stunde geschlossen war, erkannte man im verwandelten Heidelberg nur noch am Volltrinken das Fürstenleben alten Schlags; leichtes und vergnügensüchtiges Treiben bezeichnete jeden Tag, und unverholene Vorliebe für französische Hofsitten und Genüsse beförderte zumal die Kurfürstin, die treffliche Tochter Wilhelms von Oranien, welche auch durch Familienband die Interessen der drei Vorfechter der reformirten Lehre, Pfalz, Hessen und Nassau-Oranien, verknüpfte. Den Höhestand nationaler Entartung und todbringenden Leichtsinnes erreichten die Dinge in der Pfalz unter Friedrich V, der in Sedan am Hofe des reformirten Herzogs von Bouillon erzogen, mit der französischen Stuart das Verhängniß leibhaftig heimführte und eine Entdeutschung der Vornehmen seines Landes vollendete, die wir im Seitenstücke eines Anhalters noch abspiegeln werden.

Die Armuth, Einfalt und Rauheit des hessischen Volkes und der gediegene wissenschaftliche Ernst des Landgrafen Wilhelms „des Weisen" ließen die Folgen der Verbindung mit dem calvinischen Frankreich und den Oraniern in Hessen nicht so bald hervortreten. Sein tapferer Adel, eine Hauptstütze der Hugenotten, eignete sich jedoch gern die Formen des französischen Gesellschaftslebens an, umgab sich mit fremdem Prunke, wie denn unter anderen schon der Marschall Friedrich von Rollshausen, nach dürftiger Jugend aus dem siegreichen Zuge d. J. 1563 mit stattlicher Beute heimgekehrt, in anmuthiger Gegend ein Landhaus Neu-Frankreich erbaute, und die frühere schlichte Lebensweise verschmähete. Am Hofe in Kassel wurde viel Französisch gesprochen und geschrieben, wie es auch nicht anders sein konnte, da der Hofprediger Garnier aus Avignon gewiß nicht in deutscher Sprache sein Amt verrichtete. Aber erst als Landgraf Moritz „der Gelehrte" öffentlich das reformirte Bekenntniß annahm, und in inniger Verbindung mit Heinrich IV und der gesammten calvinischen Staatspartei den Bund gegen Spanien und die katholische Welt sich zur Lebensaufgabe stellte, finden wir, in seltsamem Widerspruche mit löblichen volksthümlichen Bestrebungen des Fürsten und seiner persönlichen Sittenstrenge, jene Verwälschung des Heimischen, welche auch hier die Reactionsversuche im deutschen Sinne hervorrufen mußte. — An einem andern west-deutschen Hofe, wo oberländische katholische Elemente und niederländische reformirte kämpfend sich begegneten, bemerken wir am Ende des XVI Jahrh. eine sittliche Verworfenheit, welche ihren Ursprung in der fremden Bildung verräth. Es ist der zu Düsseldorf, dessen grauenvolle Zustände unter dem geistesblöden Herzoge Johann Wilhelm III, unter dessen unzüchtiger Gemahlin, Jacobäa von Baden, so wie ihrer sauberen Anklägerin, der „jungfräulichen" Prinzessin Sibylle, und bei der späteren Herrschaft der Lothringerin, die Denkwürdigkeiten Beers von Lahr abschildern. Die Ehebrecherin liebte die Kurzweil italienischer Komödianten (Zanni); ihrer Schwägerin fließt das Französische in die deutsche Feder, und in dem

Trauerspiele allartiger Lasterhaftigkeit und „wälscher Practik“ thut nur das Bild des Leibarztes, eines furchtlosen altdeutschen Ehrenmannes, Reinerus Solenander, des Amtsnachfolgers Johann Wiers, jenes geisteshellen Hexenanwalts, dem Zuschauer innig wohl *).

In schuldloserer Weise dagegen vermittelte im äußersten Ober-Sachsen die fremde Richtung im religiösen Denken, in Sitte, Sprache und Geschmack, ein Fürstenhaus mit seinem Hofadel, das wir als Hauptgegenstand ins Auge zu fassen haben.

2. Land und Haus Anhalt.

Mit besonderer Huld hat die Natur das Land Anhalt, von den anmuthigen Gebirgszügen des Unterharzes, über die fruchtbaren Ebenen an der Mittelelbe hin, durch welche Saale und Mulde den Strom suchen, ausgestattet, und auch dem waldreichen Gebiete auf dem rechten Ufer manchen Reiz verliehen. Die Thäler, welche die Bode, Selke und Wipper durchfließen, waren schon in den frühesten Tagen des deutschen Königreichs von einem ächt-germanischen Stamme bewohnt und trugen den Namen Schwabengau, von einem Bruchstück des Schwabenvolks, welches mancherlei Schicksale hieher verschlagen; zwischen Saale, Mulde und Elbe und jenseits derselben saßen Wenden, die jedoch schon zeitig der deutschen Einwanderung wichen und nur noch die slavischen Ortsnamen zurückgelassen haben. Riesige Steinblöcke, Heidenaltäre, Hühnenbetten, Urnen und heidnische Grabgeräthschaften, welche man in Menge aufgrub, deuten auf eine frühe, dichte Bevölkerung beider Stämme nebeneinander; die Mundart ist eigenthümlich, verschieden vom Plattdeutschen um Magdeburg und vom meißnischen und thüringischen Dialekte.

*) S. Die Original-Denkwürdigkeiten eines Zeitgenossen am Hofe Johann Wilhelms III von Jülich. Düsseldorf, 1834. 8. besonders den letzten Anhang.

Von dem Schlosse Anhalt bei Harzgerode, jetzt einem wüsten Steinhaufen, stieg ein schwäbisches *) Herrengeschlecht herab, welches dem Lande seinen Namen gab und von Ballenstädt aus eine großgeschichtliche Bedeutung gewann. Sein enges Eigenthum, das früh mit Burgen, Klöstern und Städten geschmückt war, erweiterte sich unter den Sachsen-Herzogen askanischen Stammes über ferne Länder; mit Schwert und Kreuzfahne trug das Geschlecht Albrechts von Ballenstädt die deutsche Bildung bis über die Oder nach Pommern, Polen und Preußen hinauf. Aber die abgezweigten Fürstenhäuser erloschen früh; der einheimische Stamm konnte seine Erbrechte nicht geltend machen, und behielt vom früheren Glanze nur den Rang eines der ältesten, ächt-deutschen Fürstengeschlechter, und eine reiche, romantische Geschichte. Wer kennt nicht den Pilger Waldemar, jenes ungelöste Räthsel, dessen Andenken die späten Sippen in Dessau und Bernburg mit ehrerbietigem Geheimniß bewahrten? Von mächtigeren Häusern überflügelt und von der Bühne der größeren Politik verdrängt, begnügten sich die Askanier des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts mit Besitz und Pflege ihres Ländchens, das sie mit zahlreichen, gleichfalls eingebornen Lehnsleuten theilten, deren Urenkel jedoch eine späte Staatswirthschaftslehre von ihren Sitzen entfernte. Anhalt erblühete geräuschlos, und unter milden, sinnigen Fürsten bewahrte das Völkchen in Stadt und außerhalb ein schönes, deutsches Gepräge, welches innerhalb der Mauern als bescheidenes, zünftig wohlgeordnetes Bürgerthum sich aussprach, auf Dörfern und Höfen einen idyllisch-heiteren, hirtlichen, altschwäbischen Bauerncharakter darstellte. In Städten, wie Dessau, Zerbst, Bernburg, begingen die Einwohner noch spät ihre Maigrävenspiele im grünen Walde, einigten sich als fromme Schützenbrüderschaften um den Altar des h. Sebastian und schossen unter leutseliger Theilnahme ihrer Herren um das Vogelkönigthum. In Harz-

*) Die von Anhalt — sind Schwaben, sagt Sachsenspiegel gleich nach dem Prolog.

gerode, jenem lustigen Städtchen und Fürstensitze, den noch prächtiger Forst einengte, war es den jungen Gesellen besonders eifrig um ihre rüstigen Spiele zu thun; in Zerbst zogen die Zünfte mit Musik, fliegenden Fahnen und Waffen um Pfingsten vor das Heidethor, ergötzten sich mit Tanz und Spiel im Freien, zumal die Ackersleute als die Bevorrechteten, und setzten ihren Jubel nach kriegerischem Rückmarsch und Umlaufe durch die Gassen in ihren Herbergen wochenlang fort. Noch anmuthiger gestaltete sich diese alt-deutsche Frühlingsfeier auf Dörfern und in kleineren Flecken, wahrhaft poetisch um Nienburg der Pfingsttanz auf einer Wiese über der Bode, zufolge eines uralten Gebrauchs, mit dessen Unterlassung wirthschaftliche Nachtheile verknüpft waren. Zwei junge Männer, zu Vorstehern mit dem wunderlichen Namen Konstabler erwählt, führten den Maienbaum aus dem Walde Sprona, angeblich dem Heiligthume einer Göttin Sprona, und schmückten das „Gelag" aus; „Jungfernknechte" mit bunten Feldzeichen, luden die Tänzerinnen ein; eine erkorne Vortänzerin versammelte die „Tanzjungfern" in ihres Vaters Hause, von wo sie nach der Pfingstpredigt durch die Junggesellen abgeholt wurden, und jede durch Annahme eines blumengeschmückten Glases ihren bestimmten Tänzer für das ganze Fest erhielt. So ging der bunte Zug ordnungsmäßig nach der Tanzwiese hinaus, der Ober-Konstabler die Vortänzerin an der Hand, und den bekränzten zinnernen Hauptbecher tragend; die übrigen Paarweis mit ihren Blumengläsern in der Rechten. Fünf Wiesentänze, aber in einem Ringe, war das unverbrüchliche Gesetz und 10 Uhr Abends der Schluß. Am letzten Pfingsttage fand noch von den Junggesellen ein Umzug mit einem Maienbaume, an welchem merkwürdig genug zwei junge lebende Weihen (Habichte) befestigt waren, durch die Gassen statt, um kleine Gaben zu sammeln. Dergleichen Festlichkeiten waren auch an vielen andern, alt-anhaltischen Orten, wie auf der Wiese unter der Burg Aschersleben, üblich; die fürstlichen Herrschaften pflegten gern bei der Lust eines glücklichen Völkchens sich einzustellen, und einen Trunk aus dem bekränzten

Becher nicht zu verschmähen *). So knüpfte harmloser Naturgenuß ein patriarchalisches Band zwischen Fürst und Unterthan; eine heitere Poesie lag über diesem norddeutschen Arkadien bis zum XVII Jahrh. hin, und poetische Neigung war auf den anmuthigen Herrensitzen über der Selke und Bode, in den sagenreichen Thälern des Unterharzes, schon heimisch, als sie aus dem fernen französischen Arkadien, von den lachenden Ufern des Lignon in Forez, Nahrung und neue Lebensformen erhielt. Diese Schilderung dichterischer Elemente im anhaltischen Volke durfte aber nicht fehlen, um die Erscheinung eines geistig begabten Fürstengeschlechts auch unter einer fremderen Gebehrdung zu verstehen.

Mit Uebergehung des anhaltischen Markgrafenstammes in Brandenburg, in welchem wir die Fülle reicher Naturen finden, wie jenen Minnesänger, den ritterlichen Otto mit dem Pfeil, und besonders den Letztling Waldemar, den Gönner Heinrich Frauenlobs, erwähnen wir nur einiger besonders hervorstechender Charaktere der späteren Zeit, um das geistige Leben zu bezeichnen. Jene Wärme und Innigkeit des Glaubens, welche die Anhalter im Bekenntnisse der lutherischen Lehre kämpfend und duldend bethätigten, offenbarte sich in ihrer ganzen Kraft als Weltentäußerung und tiefsinnige Mystik in der Generation kurz vor der neuen Kirche. Drei Brüder des älteren Zweiges von Zerbst widmeten sich früh dem geistlichen Stande; Fürst Wilhelm ward i. J. 1473 Franziskaner, und übte als Bruder Ludwig die Strenge der Ordensregel mit so selbstquälerischer Entsagung, daß Luther ihn gekrümmt unter dem Bettelsack, abgezehrt wie ein Todtenbild durch die Gassen Magdeburgs schleichen sah; seine geliebte Schwester Scholastica, Aebtissin von Gernrode, besuchte er nur auf ausdrückliche päpstliche Erlaubniß. Fürst Magnus, später Bischof von Merseburg, ver-

*) Ueber alles, was Anhalt im allgemeinen angeht, ist Bezug genommen auf: Joh. Christ. Beckmanns Historie des Fürstenthums Anhalt. V Theile, Zerbst 1710 F.

senkte sich in mystische Speculation, theilte auch deutsch seine Gesichte den Verwandten mit, und dichtete ein lateinisches Loblied auf die Jungfrau Maria, „Dulcedo summe Majestatis, Ave! Nostrum scelus abstergas grave", welches durch ein bischöfliches Diplom für die Kirche gnadenreich authentisirt wurde. Beide, wie Fürst Adolf, waren Gegner des neuen Lichts, und mahnten mild den Mönch von Wittenberg von seinem Beginnen ab. Andere Vettern wiederum hatten ihre Freude an ritterlicher Weltlichkeit; so vor allen Zeitgenossen Rudolf der Tapfere, „die hohe Krone von Anhalt", Anhalt, „das treue Blut", welcher dem Kaiser Maximilian sein Schwert widmete, und in Burgund wie in Italien so hohe Ehren errang, daß auch der französische Lebensbeschreiber Bayards den „gentil Prince et hardy" seinem Ritter ohne Furcht und Tadel als würdigen Waffenbruder zur Seite stellt *). — Die nächste Fürstengeneration warf sich mit dem standhaftesten Eifer der neuen Kirche in die Arme, und umfaßte dieselbe mit allen politischen Folgen. Fürst Wolfgang wanderte nach der Schlacht von Mühlberg (1547) geächtet aus seiner Väter Schloß zu Bernburg, sang, Nachts über den Markt ziehend, „Eine feste Burg ist unser Gott", und barg sich verkleidet vor dem Sturm im unwegsamen Harzgebirge. Das Unwetter ging für die Glaubensstarken vorüber; ihre Trostlieder und Sterbegebete sind die beredsamsten Zeugnisse, mit welcher Innigkeit diese „gottseligen" Fürsten in Leben und Tod an ihrem Glauben hingen. Aber ihr Geschlecht vertrocknete bis auf einen grünen Zweig, Joachim Ernst, welcher i. J. 1570 das ganze Fürstenthum erbte, und der Ahnherr aller folgenden Fürsten von Anhalt wurde. Auch dieses Zweiglein stand in Gefahr, jung abgehauen zu werden, und mit ihm die Wurzel unseres „Palmbaums"; in der Schlacht von St. Quintin i. J. 1557 rettete ihn nur die Geistesgegenwart des Grafen von Barby vom sicheren Tode.

---

*) **Hystoire du bon chevalier de Bayart. Par. 1820. 8. ch. 31, 33 und 37.**

Bis zum Jahre 1574 war in Anhalt, so wie in ganz Ober- und Niedersachsen, das Französische fast noch ganz fremd und unbekannt; die Bildung des Hofes und des Volks lutherisch-deutsch; auf Schulen herrschte allein die lateinische Gelehrsamkeit, die sich auch nach Weise des Jahrhunderts in mannigfacher lateinischer Poesie geltend machte. Noch gab es keine Scheidewand in Leben, Sitte und Genüssen der Vornehmen und der Geringen; das deutsche Gepräge war überall unverwischt. Die Durchreise Heinrichs von Anjou durch Halle in Obersachsen, auf seinem Wege zum polnischen Königreiche, verknüpfte zuerst das ferne Frankreich mit Anhalt; die Valois wurden aufmerksam auf den Reichthum und das Ansehn jenes Geschlechts, das durch Verschwägerung mit den protestantischen Kurfürstenhäusern täglich wuchs. Schon i. J. 1580 warb Heinrich III, aus Polen als Erbe der französischen Krone entflohen, durch seinen berühmten Diener im Rath und im Felde, den Sachsen Kaspar von Schomberg (Schönberg aus Meißen), um Kriegshülfe zur „Guerre des amoureux“; auf das französische Beglaubigungsschreiben antwortete Joachim Ernst deutsch, zwar geschmeichelt durch das Gesuch eines Königs, aber voll Abneigung gegen den Anstifter der Bluthochzeit. Erfolgreicher buhlte Heinrich von Navarra um Anhalts Freundschaft; als er, das rathlose Haupt der Hugenotten, i. J. 1583 seinen treuen Jacques de Ségur, Herrn von Pardaillan, an die protestantischen Höfe schickte, um eine, beiden Theilen heilsame Vereinigung der Kirche zu Stande zu bringen, begrüßten seine langen lateinischen Zuschriften mit den verbindlichsten Redensarten auch den Hof zu Dessau. Zwar konnte das starre Lutherthum zu keiner Aufgabe seiner Satzungen sich bequemen; aber die Bahn zur Annäherung mit Anhalt war gebrochen, und so nachdrücklich der unduldsame Valois sich bemühete, dem Navarrer bei den deutschen Fürsten entgegenzuarbeiten, erhielt er doch nur kahle, nicht vorwurfslose Abfertigung. „Und wüßten wir gleich die ganze Krone von Frankreich zu erwerben, so wollten wir doch unsere Hände nicht mit der armen, bedrängten Christen Blut beflecken,“

schrieb Joachim Ernst im November 1585. Ward gleich die kirchliche Vereinigung nicht gefördert, so bereitete doch das Mitleid mit den Glaubensbrüdern eine thatkräftige Gesinnung unter Joachim Ernsts Söhnen vor, und hatte bald eine veränderte Gestaltung des Lebens an den anhaltischen Höfen zur Folge. Der treffliche Herr, Schwiegervater zweier Kurfürsten, duldsamer zumal als August von Sachsen, der nur ihm zu Liebe den eingekerkerten Halbcalvinisten Kaspar Peucer, Melanchthons Eidam, kurz vorher frei gegeben, starb im November 1586 unter ununterbrochenem Gesandtschafts- und Briefverkehr mit dem Navarrer. Joachim Ernst war der letzte Fürst alt-deutschen Schlages in Anhalt, Freund der Jagd und ritterlicher Spiele, deren Wechselfälle ihm mehrmals schwere Gewissensangst zuzogen; auch dem Trunk nicht abgeneigt; er liebte die Musik, spielte gern die Laute, stimmte bei Tafel geistliche Lieder an, und offenbarte schon jene fruchtbare Ader zur geistlichen Spruchpoesie, welche seine Nachkommen erbten, wie die deutschen „Sacra poemata“ bezeugen, die seine Wittwe aus der zierlichen Handschrift herausgab. — Das persönlich erwärmte Verhältniß zu Heinrich von Navarra überkamen seine Söhne und beantworteten demgemäß die klugen Beileidsschreiben, in denen Heinrich den Verstorbenen „seinen theuersten Vater“ nannte.

Joachim Ernst hinterließ aus zwei Ehen zehen Töchter und acht Söhne, von deren größerer Zahl die Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft zu reden hat. Der älteste, Johann Georg I, geb. i. J. 1567, und der zweite, Christian I, geb. 1568, führten die spätere Richtung ihres Vaters zum Gipfel, und bedingten die Gestaltung aller inneren und äußeren Verhältnisse Anhalts. Als Knaben streng und gelehrt lutherisch erzogen, lernten sie doch schon die italienische und französische Sprache, und zeigte Christian besonders früh eine unbezwingliche Lust, die Welt zu sehen, fremde Länder zu bereisen, Fremdes sich anzueignen und in den politisch-kirchlichen Bewegungen der Zeit eine bedeutende Rolle zu spielen. Schon im vierzehnten Jahre ging er mit einer kaiserlichen Gesandtschaft nach Konstantinopel

Bis zum Jahre 1574 war in Anhalt, so wie in ganz Ober- und Niedersachsen, das Französische fast noch ganz fremd und unbekannt; die Bildung des Hofes und des Volks lutherisch-deutsch; auf Schulen herrschte allein die lateinische Gelehrsamkeit, die sich auch nach Weise des Jahrhunderts in mannigfacher lateinischer Poesie geltend machte. Noch gab es keine Scheidewand in Leben, Sitte und Genüssen der Vornehmen und der Geringen; das deutsche Gepräge war überall unverwischt. Die Durchreise Heinrichs von Anjou durch Halle in Obersachsen, auf seinem Wege zum polnischen Königreiche, verknüpfte zuerst das ferne Frankreich mit Anhalt; die Valois wurden aufmerksam auf den Reichthum und das Ansehn jenes Geschlechts, das durch Verschwägerung mit den protestantischen Kurfürstenhäusern täglich wuchs. Schon i. J. 1580 warb Heinrich III, aus Polen als Erbe der französischen Krone entflohen, durch seinen berühmten Diener im Rath und im Felde, den Sachsen Kaspar von Schomberg (Schönberg aus Meißen), um Kriegshülfe zur „Guerre des amoureux“; auf das französische Beglaubigungsschreiben antwortete Joachim Ernst deutsch, zwar geschmeichelt durch das Gesuch eines Königs, aber voll Abneigung gegen den Anstifter der Bluthochzeit. Erfolgreicher buhlte Heinrich von Navarra um Anhalts Freundschaft; als er, das rathlose Haupt der Hugenotten, i. J. 1583 seinen treuen Jacques de Ségur, Herrn von Pardaillan, an die protestantischen Höfe schickte, um eine, beiden Theilen heilsame Vereinigung der Kirche zu Stande zu bringen, begrüßten seine langen lateinischen Zuschriften mit den verbindlichsten Redensarten auch den Hof zu Dessau. Zwar konnte das starre Lutherthum zu keiner Aufgabe seiner Satzungen sich bequemen; aber die Bahn zur Annäherung mit Anhalt war gebrochen, und so nachdrücklich der unduldsame Valois sich bemühete, dem Navarrer bei den deutschen Fürsten entgegenzuarbeiten, erhielt er doch nur kahle, nicht vorwurfslose Abfertigung. „Und wüßten wir gleich die ganze Krone von Frankreich zu erwerben, so wollten wir doch unsere Hände nicht mit der armen, bedrängten Christen Blut beflecken,“

schrieb Joachim Ernst im November 1585. Ward gleich die kirchliche Vereinigung nicht gefördert, so bereitete doch das Mitleid mit den Glaubensbrüdern eine thatkräftige Gesinnung unter Joachim Ernsts Söhnen vor, und hatte bald eine veränderte Gestaltung des Lebens an den anhaltischen Höfen zur Folge. Der treffliche Herr, Schwiegervater zweier Kurfürsten, duldsamer zumal als August von Sachsen, der nur ihm zu Liebe den eingekerkerten Halbcalvinisten Kaspar Peucer, Melanchthons Eidam, kurz vorher frei gegeben, starb im November 1586 unter ununterbrochenem Gesandtschafts- und Briefverkehr mit dem Navarrer. Joachim Ernst war der letzte Fürst alt-deutschen Schlages in Anhalt, Freund der Jagd und ritterlicher Spiele, deren Wechselfälle ihm mehrmals schwere Gewissensangst zuzogen; auch dem Trunk nicht abgeneigt; er liebte die Musik, spielte gern die Laute, stimmte bei Tafel geistliche Lieder an, und offenbarte schon jene fruchtbare Ader zur geistlichen Spruchpoesie, welche seine Nachkommen erbten, wie die deutschen „Sacra poemata“ bezeugen, die seine Wittwe aus der zierlichen Handschrift herausgab. — Das persönlich erwärmte Verhältniß zu Heinrich von Navarra überkamen seine Söhne und beantworteten demgemäß die klugen Beileidsschreiben, in denen Heinrich den Verstorbenen „seinen theuersten Vater“ nannte.

Joachim Ernst hinterließ aus zwei Ehen zehen Töchter und acht Söhne, von deren größerer Zahl die Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft zu reden hat. Der älteste, Johann Georg I, geb. i. J. 1567, und der zweite, Christian I, geb. 1568, führten die spätere Richtung ihres Vaters zum Gipfel, und bedingten die Gestaltung aller inneren und äußeren Verhältnisse Anhalts. Als Knaben streng und gelehrt lutherisch erzogen, lernten sie doch schon die italienische und französische Sprache, und zeigte Christian besonders früh eine unbezwingliche Lust, die Welt zu sehen, fremde Länder zu bereisen, Fremdes sich anzueignen und in den politisch-kirchlichen Bewegungen der Zeit eine bedeutende Rolle zu spielen. Schon im vierzehnten Jahre ging er mit einer kaiserlichen Gesandtschaft nach Konstantinopel

und fand in des Sultans Augen hohe Gnade. Während Johann George die noch gemeinschaftliche Regierung führte, und sich klüglich der unmittelbaren Betheiligung am unglücklichen französischen Zuge des Burggrafen Fabian von Dohna entzog (1587), wich auch Christian besonnen ähnlicher Anmuthung noch aus, und reiste i. J. 1588 und 89 nach Italien. Inzwischen klammerten Heinrichs von Navarra Gesandte sich an Anhalt, und brachten die vereinten Bemühungen der Königin Elisabeth von England, des Königs Friedrichs II von Dänemark, des reichen Kurfürsten Christians von Sachsen und anderer nicht streng lutherischer deutscher Stände den Entschluß zur Reife, durch einen mächtigen Kriegszug den calvinischen Bourbon, zum Segen der ganzen Partei, auf dem erledigten Throne der Valois zu befestigen. Der ausdrückliche Wunsch der Königin Elisabeth, Heinrichs IV und des Pfalzgrafen Johann Kasimir stellte den jungen Christian von Anhalt unter glänzenden Bedingungen an die Spitze des deutschen Heeres; der Vicomte von Turenne vertrat die unmittelbare Person des Bourbon. Im hohen Sommer 1591 ging das zahlreiche Aufgebot, überwiegend Ober- und Niedersachsen, mit vielen Grafen und Herren über den Rhein, und wurde um Attigni sur Aisne vom dankbaren und erfreuten Könige gemustert. Aber die Kampflust der Deutschen fand keine Gelegenheit an den Feind zu kommen; Geld und Verpflegung blieben aus, und monatelang mußten sie still liegen. König Heinrich hatte inzwischen erkannt, daß er nimmer ohne Rücktritt zur alten Kirche die Krone gewinnen würde; der „große Sprung" war im geheim vorbereitet, und die deutsche Hülfe sollte dem Kirchlichgleichgültigen nur als Demonstration dienen, um den Starrsinn der Ligue zu seiner Anerkennung zu beugen. Fürst Christian eilte selbst in das königliche Lager vor Rouen, zeichnete sich unter Heinrichs Augen in Waffenthaten aus und ward durch die ehrgeizige Aussicht begütigt, die Hand der Schwester des Königs, Marguerite, zu gewinnen. Bald darauf starben Kurfürst Christian I von Sachsen, und Pfalzgraf Johann Kasimir, die Seele der deutschen cal-

vinischen Partei; der Eifer der andern deutschen Stände ermattete, und statt des baaren Lohns mit schmeichelhaften Dankversicherungen und schriftlichen Zahlungsverpflichtungen abgespeist, verließen die Deutschen unzufrieden den französischen Boden, und warf sich der thatdurstige junge Held von Anhalt in die verwickelten Straßburger Bischofshändel. — Heinrichs IV weltkundiger Abfall von der reformirten Kirche hob mit nichten die politischen Beziehungen zu den ehemaligen deutschen Bekenntnißverwandten auf; sein klugduldsamer Sinn, seine liebenswürdige Persönlichkeit und die Gewöhnung der calvinischen Fürsten, auf Frankreich zu blicken, französisches Leben sich anzueignen, befestigten viel mehr die Befreundung, als Haupttriebfeder des Bundes, welcher bald das katholische Frankreich mit England, den Niederlanden, Pfalz, Hessen und Anhalt gegen Spanien, Oesterreich und die katholische Welt vereinigte. Um unser Anhalt diesem Bunde, der Deutschland mit dem tödtlichen Theilungsplane von 1610 bedrohete, und acht Jahr darauf den Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, wenn auch nicht verschuldete, doch verhängnißvoll beschleunigte, als ein wesentliches Glied einzuverleiben, gestalteten sich die Dinge in raschen Schlägen bald nach der Rückkehr Christians aus dem Hugenottenabenteuer. Erstens übertrug Kurfürst Friedrich IV i. J. 1595 dem jungen Fürsten die Statthalterschaft in der Ober-Pfalz, und erhob ihn zum vertrautesten und einflußreichsten Minister aller Staatsactionen, deren Mittelgetriebe, zu eigenem Unsegen, die Pfalz blieb; ferner heirathete Christian im Juli 1595 die Gräfin Anna zu Bentheim, eines Geschlechtes, welches die oranisch-französische Bildung und Geistesrichtung schon am Hofe Friedrichs III verstärkt hatte. Anna, in der italienischen und französischen Sprache von Kindheit an erfahren, pflanzte die Vorliebe für modische Unterhaltungskünste, für das Fremde, nachhaltig in die Seele ihrer Kinder und zumal ihrer zahlreichen anhaltischen Muhmen und Basen. Der Hof Christians und Annas in Amberg, wo Kurfürst Friedrich IV und V zu verweilen liebten, ward deshalb ganz französisch, nicht bloß der Politik nach;

wir werden beim J. 1617 die Fürstin, als verdrieße sie das schamvoll erwachte deutsche Bestreben ihres Hauses, gleichsam als Gegengewicht der Fruchtbringenden Gesellschaft „La noble Academie des Loyales, L'Ordre de la Palme d'or," mit galanten Spielereien stiften sehen, um wenigstens die Prinzessinnen der „deutschen Vergröberung" zu entziehen. Drittens, Fürst Johann George, dem inzwischen die gemeinschaftliche Regierung noch oblag, vermählte sich, verwittwet, gleich nach der Hochzeit seines Bruders Christian, am 31. August 1595 zu Heidelberg mit Prinzessin Dorothea, der einzigen Tochter des Hugenotten St. Georgs, Pfalzgrafen Johann Kasimir, und vollendete das schon längst vorbereitete Werk, indem er, schon früher in vertrautem Verkehr mit Landgraf Moritz von Hessen und den Pfälzern, mit den calvinischen Dohnas und Wittgensteinen, im Herbste 1596 das Abendmahl nach reformirtem Ritus nebst der pfälzischen Kirchenordnung in Dessau einführen ließ. Dasselbe geschah, zum Theil mit Verletzung des religiösen Gefühls, mit welchem die Unterthanen weiland Wolfgangs, des Märtyrers im Lutherthum, an ihrer Symbolik hingen, überall in Stadt und Land. Ritterschaft und Bürger klagten schmerzlich über solche Vergewältigung; allein der Wille der Fürsten, die auch mit theologischen Waffen gerüstet waren, blieb Gesetz, und vom reformirten Anhalt aus verbreitete sich das Bekenntniß als „Kirche der Vornehmen" auch an die verschwägerten schlesischen Höfe und an den brandenburgischen. Die aufwachsenden Prinzen wurden nun mit ihren adligen Hofmeistern nach Genf, der Wiege des Calvinismus, nach Lausanne, auch auf die reformirten französischen Schulen geschickt, gewannen die wälsche Literatur lieb, und verstärkten daheim ausländische Sitte und das Fremdwesen, welches die Hochgebornen von den Niedern unterschied, und auf unzähligen Wegen auch auf den eitlen, gern nachäffenden Bürgerstand überging.

3. Die Jugend Ludwigs Fürsten von Anhalt.

Während Fürst Christian von Amberg aus die politische Stellung Anhalts zum Reiche und zu Europa vermittelte, und Fürst Johann George die Heimath, jener Richtung gemäß, umgestaltete; erwuchs in dem jüngsten Prinzen des Geschlechts Joachim Ernsts Neigung und Macht der deutschgesinnten Reaction, und bereitete sich still der Boden, aus welchem der „Palmbaum mit seinen allnützigen Früchten" ersproß. Fürst Ludwig, geboren zu Dessau am 17. Juni 1579, theilte, unter der Obhut der ältesten Brüder, die gleiche gelehrte Erziehung mit seinen jüngeren Geschwistern, aber nicht ihre Kriegslust und ihren politischen Thatendrang. Prinz Bernhard, der Waffengenosse Christians auf dem französischen Zuge, starb, nach tapferem Antheil an der Schlacht von Erlau, bald darauf zu Tyrnau in Ungarn am 24. Novemb. 1596. Johann Ernst reiste zwar i. J. 1596 mit seinem Bruder Ludwig durch den Westen und Süden Europas, zog aber i. J. 1601 unter dem Herzoge von Mercoeur gegen die Türken, und erlag, ein so tapferer Soldat wie später unser Leopold von Dessau, schon am Ende jenes Jahres einem hitzigen Fieber. Unseren Ludwig dagegen hielt seine Gemüthsart und sinniger Verstand segensreich im friedlichen Walten fest, zumal der kriegerische Beruf seiner Brüder und die politische Rastlosigkeit Christians I ihnen selbst wenig Ersprießliches, nur Unruhe, Noth und Verbannung, oder ein frühes Ende bereiteten. Noch nicht siebzehn Jahr alt, im schönen Mai 1596, trieb die Lust, die Welt zu sehen, ihn aus Dessau. Ihn begleitete Hans Ernst, nur um ein Jahr älter, Albrecht von Wutenau als „Gouverneur", und Bernhard von Krosigk als Edelknabe, dem Prinzen gleich an Sinnesart und Bildung, später durch einen Heldentod dem kaumergrünten Palmenorden entrissen. Wir kennen Tag für Tag alle Abenteuer einer fast vierjährigen Reise, alles, was das aufmerksame, lernbegierige Gemüth des fürstlichen Jünglings beschäftigte, ganz genau, indem Prinz Ludwig funfzig Jahre später die Reisebeschreibung

aus seinem fleißigen Tagebuche in deutsche Reime verfaßte, aus denen wir jedoch jetzt nur sparsame Stellen anführen werden, da sich in jenen vielen Tausend Reimen nicht die Sprachbildung und dichterische Eigenthümlichkeit des Jünglings, sondern die gereifte poetische Gewöhnung des Stifters und dreißigjährigen Oberhaupts der Fruchtbringenden Gesellschaft abspiegelt *). Durch Niedersachsen, Bremen, Oldenburg nach Holland gekommen, in unverbrüchlicher Andachtsübung und Betrachtung alles Sehenswürdigen, schifften die einfachen Gesellen nach London, verfehlten aber den Grafen von Essex, an den Christian I ihnen Grußbriefe mitgegeben. Von den Herrlichkeiten der alten Königsstadt, welche ihr gothisches Gepräge noch nicht durch den großen Brand eingebüßt, reizte die Aufmerksamkeit des bildsamen Prinzen auch die englische Schaubühne, und war er der erste namhafte Deutsche, welcher, obwohl ohne Kenntniß der Sprache, die Dramen William Shakespeare's aufführen sah, falls nicht vielleicht schon die herumziehenden „englischen Komödianten", von denen wir noch zu reden haben, an sächsischen Höfen einen Vorschmack des geschichtlichen Schauspiels kennen gelehrt hatten. Ludwig erzählt:

— Hier besieht man vier Spielhäuser,
Darinnen man fürstellt die Fürsten, Könge, Kayser
In rechter Lebensgröß, in schöner Kleiderpracht,
Es wird der Thaten auch, wie sie geschehn, gedacht.

Wohl möglich, daß der Askanier Meisterstücke von Shakespeare, wie König Richard II und III, Heinrich IV, auch die Lustigen Weiber von Windsor, über die Bretter wandeln sah, welche Dramen eben damals die neusten waren. Auch burleske musikalische Kurzweil ergötzte die Wanderer, welche alte Schlösser, Haupthäfen, die berühmten Universitäten besuchten, und über „Kanterberg" und Dover nach angstvoller Fahrt im August 1596 nach Dieppe gelangten. Die Pest verbot längeres Verweilen

*) Fürst Ludwigs Reise-Beschreibung in einzelnen Auszügen in Beckmanns großem Werke V. 467 ff. Vollständig in desselben Accessiones historiae Anhaltinae. Zerbst 1716 auf 137 Folioseiten.

in Paris, weshalb man ungesäumt nach Orleans zog, „weil dort wohl zu leben und die Sprache gut." Meister Hans, ein deutschredender Schneider aus Paris, wartete ihnen auf; die zahlreiche deutsche Nation, großentheils vornehme Herren, nöthigte die Angekommenen incognito als Junker von Warmsdorf in die Studentenliste sich einzutragen. So weilten sie, lerneifrig in zierlicher französischer Aussprache, in guter Gesellschaft, sahen sich vom berühmten Marschall Kaspar von Schomberg begrüßt, und setzten ihre Studien, „französisch zu reden und schreiben", wandernd in Blois fort. Doch „in der Musika, auf'm Instrumente spielen", wollte dem Prinzen der Lehrmeister nicht gefallen. Ueberall vergnügt in neumodischen Lustbarkeiten, Masqueraden, Tänzen, Ballspiel mit der Raquette, reiste man die Loire hinab, nach Saumur, wo Herr Philippe de Mornay, Seigneur du Plessis, der weltliche Patriarch der Reformirten, unzufrieden hauste. Ueberall wimmelte es von deutschen Edelleuten. Rochelle, „die liebe Stadt, die lange Zeit ernähret die Glaubenskinder" und das blutige Gefild von Jarnac, blieben natürlich nicht unbesucht. Guienne, mit den heiligen Stätten der Hugenottenkämpfe, erweckte historische Andacht. Das Paradies um Narbonne und Beziers, „wo der Oelbaum im Felde stund, die Pomeranze auch im Winter grünt", nährte jene poetische Gartenkunst und sinnige Pflanzenliebhaberei in Ludwigs Seele, ohne welche die Fruchtbringende Gesellschaft keinen so eigenthümlichen äußeren Halt gefunden hätte, jene anmuthige, bedeutsame Spielerei im „Namen" und Wort, welche später die Hauptsache blieb. Als kluger Landwirth und Haushalter bemerkte der Prinz auch die Natur gemeiner Kräuter und ihren Nutzen; so schreibt er vom Ufer der Orbe sehr naiv:

— Man findet große wälder
Von aller Rosmarien im Lande, ja die felder
Seind deren gänzlich voll, auch häufig wechst die Spick
Im wilden, drum ist hier ein guter braten krieg,
Sie müssen schmackhaft sein, von großen feisten Hämmeln,
Die sich daselbst genährt — dann werden sie mit semmeln
Genossen, die gar schön, das fleisch ist sehr gesund,
Dahero manchen auch das wasser komt in Mund.

In Montpellier betrachtet er den botanischen Garten, lernt die Heilkraft der Scharlachbeere, und berührt Rabelais Doctorkragen; in Vaucluse schwärmt er mäßig in Erinnerung Petrarchs und Lauras, und wendet dann nördlich auf Paris, wo die berühmte Herberge der Deutschen, „Das eiserne Kreuz," ihn aufnahm *). In Paris galt es, in der Reitkunst sich auszubilden, und zumal wie den Spieß am zierlichsten im Ringelrennen zu führen, dessen Bedeutung für die Hofpoeterei wir noch hervorheben werden. Als alles hier sorgfältig gemustert war, auch die „Nadelsäule" an Stelle des Wohnhauses des Königsmörders Chastel, die Universität, die Lustgärten, sah sich die Gesellschaft unerkannt die Eroberung von Amiens mit an, ritt dann durch die Champagne und Bourgogne auf Deutschland zu, in Mömpelgart den deutschen Laut zuerst begrüßend. Bei den deutschen Vettern mußte Ludwig der rohen Jagdlust sich zugesellen, „der Schwein-hatz", wobei der „Hunde Blut" den Gefühlvollen „traurig" stimmte. So erfüllt mit unzähligen neuen Eindrücken gelangte Ludwig im Dezember 1597 nach Dessau heim, unverdorben an Leib und Seele, um schon im nächsten Ostermond die wichtigere Reise nach Italien anzutreten. Diesmal geleitete ihn, nebst dem treuen Edelknaben Bernd von Krosigk, Christoph von Lehndorf, ein sprachkundiger reformirter Edelmann aus Preußen, und ein kecker französischer Lacquais. Rasch ging es über Hessen, Franken den Rhein aufwärts in die deutsche und französische Schweiz, nach Genf und Lausanne, den heilig geachteten Stätten des Calvinismus; dann in östlicher Richtung durch Schwaben, Tirol über die Alpen. Im Brachmonat ritt man, zu Bologna mit der Studentenmatrikel unter dem Namen von Lindau als gültigem Passe versehen, zum ersten Stilllager in das schöne Florenz ein, und wurde zum Gruß von den „Wandläusen schlimm geplagt". Die Stadt der Medici sollte die Eindrücke Frankreichs nachhaltig aus der Seele unseres

*) Durch Hubert Languet schon in Wilhelms von Grumbach Tagen als Einkehr der Deutschen bekannt.

jungen Fürsten verdrängen. In gemeinschaftlichem Haushalte mit dem Grafen Albrecht von Hanau, lernte Ludwig „gravitätisch" tanzen, bei einem Meister, welcher, die Brille auf der Nase, die Laute schlagend, vortanzte. Maria von Medici, schon als Braut Heinrichs IV auserkohren, wohnte der Balleteinübung für ihre Hochzeit heiter bei, ahnungslos dem Jammer als Wittwe und als verstoßene Mutter Ludwigs XIII entgegengehend. Boccaccio, Petrarch und Dante wurden eifrig studirt, die zierliche Pracht des Hofes bewundert, dabei aber auch traulich mit deutschen Edelleuten verkehrt, welche aus allen Gauen des Vaterlands, bald dem Tanz und der Reuterei, bald der „Zeichnenkunst" und der „Theorbe" oblagen, bald, wie besonders eifrig ein Edelmann aus Meißen, auf Kosten des Kurfürsten von Sachsen, des „reinen Lautenspiels" sich befleißigten. Den Hof von Dresden, sonst nur verrufen wegen Trunksucht und mörderischer Jagden, werden wir, wie Kassel, noch als Pflanzschule der ernsten, deutschen Musika bezeichnen. Im Palazzo vecchio bewunderte Ludwig die ersten Opern mit zauberischer Verwandlung der Scenerie, eine kostspielige Lustbarkeit, welche erst Mazarini den staunenden Parisern vorführte. Wie ergötzte den Sohn des einfachen, unverkünstelten Nordlandes der Anblick des Pallastes Pitti mit der Pracht des Gartens, die ausgehauenen Marmorbilder in dichten Büschen, in der Kühle rauschender Wässerlein! Noch nach funfzig Jahren beschleicht ihn bei der Entbehrung Wälschlands eine Art Trauer, die er nur durch religiöse Gründe und den Gedanken an die „Verweslichkeit der Fleischeslust" bannt. Erst im Herbst trennte er sich von der zauberischen Stadt, und reiste durch den Kirchenstaat nach Rom. Den gewaltigen Eindruck der Weltstadt verkümmerte ihm, wie damals vielen Anhängern der neuen Lehre, Reflexion und Glaubenswiderspruch; darum brach die Gesellschaft, der einige Jünger der Musik aus Danzig und Thorn sich angeschlossen, schon nach vierzehn Tagen gen Napoli auf. Den deutschen Fürsten bewegt das Schicksal des schwäbischen Konradin; es beängstigt ihn unter spanischer Herrschaft innerhalb der Mauern; darum schweift

er im Freien, unter den Sonderbarkeiten und der Herrlichkeit der fremden Natur und den Denkmälern des classischen Alterthums. Ueberall steht ihm die reiche Geschichte zu Gebot. Einmal so weit im Süden, sah er auch Sicilien und im Christmonat 1598 Malta, bereicherte überall sein Pflanzenbuch, verkehrte lustig mit deutschen, polnischen und französischen Ordensrittern, und segelte dann im Hornung 1599 über Palermo, Capri wieder nach Napoli. Noch einmal fesselte ihn auf der Heimkehr Florenz, das ihn nie übersättigte. Die Zierlichkeit der Sprache, die neuen und alten Dichter, von denen er Dante erwähnt, doch als guter Protestant am Fegefeuer nicht einmal poetisches Gefallen findet, die Künste, die ritterlichen Uebungen, die Befreundung am Hofe des Großherzogs Ferdinand, der ihn zur Verlobungsfeier Marias von Medici zog, ließen den Nordländer sobald nicht los. Auf fleißige französische Briefe in die Heimath, welche Christian eben so französisch beantwortete, erwirkte der gute Haushalter die Mittel zum längeren Aufenthalt, „pour mettre plus solide fondement és Langues et aultres actions genereuses", und verließ seine hohen Gönner und Freunde in Florenz erst im Sommer 1601, um, über Venedig und Oesterreich nach Ungarn gehend, seinen soldatischen Bruder im Lager vor Kanischa zu begrüßen. In Prag gewann er die Gunst persönlichen Gehörs vor dem verschlossenen Kaiser Rudolf, und hielt ihm eine zierliche Anrede auf deutsch, welche jedoch mit pompösen italienischen und französischen Wörtern übergoldet war. Erst um Ostern 1602 sah der Vielgewanderte die Heimath wieder und entließ fürs erste dankbar seinen gewissenhaften Gouverneur, Lehndorf, um ihn später durch äußere und durch ideale Bande an seine Person zu knüpfen.

Leider besitzen wir die wälsche Reisebeschreibung nur bis zum zweiten Besuche Neapels, und haben über den zweiten Aufenthalt des Bildsamen in Florenz nur lückenhafte Kunde. Ohne Zweifel lernte der umsichtige Prinz damals die akademischen Gesellschaften kennen, welche unter vielfachen, zum Theil bizarren, Namen und mancherlei strebsamen Spielen in Poesie, schönen

Redekünsten und in Grammatik, ihren Hauptsitz in der Stadt Dante's, Boccaccio's und Petrarchas aufgeschlagen. Francesco Grazini (de Lasca) hatte bereits die Academia della crusca gestiftet, welche, seit d. J. 1582 in Gestalt eines geschlossenen Gelehrtenvereins, ihre parteiliche Wirksamkeit in Untersuchung über Tasso's göttliches Gedicht begann. Gewiß sind diese kritischen und poetischen Bestrebungen der Italiener unserem verfeinerten Beobachter nicht entgangen; doch überwältigten ihn noch Jahrelang die fremden Eindrücke so widerstandslos, daß er von dem Gelernten keine Anwendung auf heimische Zustände machen konnte. — Reisen in derselben Ausdehnung unternahmen schon damals alle deutschen Fürsten und Vornehmen; aber wenige mit so reicher Befruchtung des Geistes. So unter andern Bogislavs XIII von Pommern junge Prinzen, welche jedoch bis auf den leider zu zart organisirten Herzog Philipp II ihre rohen Gewöhnungen wieder heimbrachten, und mit den dürftigsten Reisenachrichten allenfalls aus Paris den Zurückgebliebenen brieflich ein Gläslein „à vostre santé et de vostre Mestrasse aussi" zutranken.

Auch nach der brüderlichen Erbtheilung im Juni 1603, in welcher ihm der Antheil von Köthen mit bescheidenen landschaftlichen Reizen zufiel, ohne Ruhe daheim, weilte Ludwig bald in Kassel beim Landgrafen Moritz, dessen Hofhalt ihm freilich zusagen durfte, bald als Kriegsgast im Lager des Oraniers. Er machte auch einmal der gefeierten alten Jungfrau auf Englands Thron, und König Heinrich dem IV i. J. 1604 seine Aufwartung, lehnte einen verlockenden Antrag zum Hof- und Kriegsdienste König Karls IX von Schweden weislich ab, und begann i. J. 1606, sorgloser um die drohenden Verwicklungen der christlichen Politik, mit Schöpferlust die Regierung seines kleinen Fürstenthums. Gar manches wußte der Freund wälscher Baukunst und Verschönerung an dem schon begonnenen Umbau des Schlosses von Köthen umzuändern: wenn es dem Bauliebhaber darum nicht ganz gelingen konnte, die hohen Außenwände mit den schweren Giebeln und Erkern, die sechsseitigen Thürme mit ge-

buckelten Hauben in die leichten, gracios durchbrochenen Formen wälscher Muster umzuschaffen, und Köthens ebene Lage, im Gegensatz der hochthronenden Schlösser von Bernburg und Ballenstädt, großartigen Plänen widersprach; so wandte Ludwig um so sinnigere Liebe der Ausschmückung des Innern und der Ausstattung der Gärten und Lustgebäude zu. In schlanken Vorsprüngen stiegen durchsichtige Schneckentreppen aufwärts, leichtgeschwungene Arkadengänge zogen sich an den Stockwerken hin; helle, wohl tapezierte Säle und freundliche Gemächer mit allerlei Kunstgeräth, Büchern, Theorben, Lauten, Spinetten, reiheten sich aneinander; doch wird merkwürdiger Weise der Gemälde nicht gedacht. Den geräumigen sauberen Hof im Viereck schlossen Arkaden oder Marstallgebäude auf zwei Seiten; außerhalb führten drei Zugbrücken über einen breiten, wasserreichen Graben, in die Renn- oder Stechbahn und in die reizenden Gärten, welche in dem verschiedensten Geschmacke weit ausgedehnt das Schloß umgaben, wie sie selbst eine Mauer einfriedigte. Dort nun erblickte man eine regelmäßig bepflanzte Flur mit leckeren Obstarten: Gärten mit schmackhaftem Gemüse; Ziergärten wie vom Zuckerbäcker angelegt, mit grotesk geschnittenen Bäumen, und steif eingefaßten Beeten; einen „Irrgarten" mit versteckten Bosquets, Gärten in neuem wälschen Geschmacke, mit Tempeln, Orangenbäumen und dunklen Laubengängen; endlich die weit berühmte Anlage für Pflege und Zucht fremder Gewächse, Kräuter und Blumenarten, die Ludwig auf seinen Reisen kennen gelernt. Hier grünten und blüheten, deutsch bezeichnet, jene unzähligen Pflanzen, deren Natur und Eigenschaften in Vergleiche mit Neigungen, Geistesrichtung, Sitten und Thaten der Menschen ihrem fürstlichen Pfleger später so unerschöpflichen Genuß gewährten, und ihn selten in Verlegenheit ließen, war ihm auch ein noch so wunderlicher Gesell für seinen Orden aufgestoßen. Auch als poetischer Handlanger stand ihm sein Gartendirector, Doctor Henrich Kitschius, zur Seite, der die lateinischen Leges für die Besucher des botanischen Paradieses im Druck herausgegeben. Zur Warnung las man über dem Eingange:

Merck und Melde
Wächst in einem Felde;
Brich Merck ab, laß Melde stahn,
So bleibst du wohl ein weiser Mann. *)

So mochte es denn gar wohnlich und gemüthlich auf der fürstlichen Residenz Köthen sein; zumal vor dem Ausbruch der Kriegesängsten. Ehrbarkeit, Fleiß, Ordnung und Verstand blickten überall durch, und der ritterliche gebildete Adel des Ländchens, den wir noch namhaft machen werden, wußte sein Wesen fügsam dem leutseligen, geselligen Fürsten anzupassen. Geschick und Wahl führten Ludwig eine gleichgesinnte Gattin zu, die gottesfürchtige Amoena Amalia, Graf Arnolds von Bentheim und Tecklenburg Tochter, die Schwester seiner Schwägerin in Bernburg; „kundig des Hebräischen, Italienischen und Französischen", mit der er im Herbst 1606 Beilager hielt und alsbald einen hoffnungsvollen Prinzen zeugte.

Bei aller Fremdartigkeit der Züge ist das Bild erfreulich, welches der Niederländer Daniel l'Eremite i. J. 1609 von dem Hofe in Köthen entwirft. Vom neuen Großherzoge von Toscana, Cosmus II, nebst dem gelehrten Staatsmanne Coloretus an den Kaiser und die deutschen Fürsten geschickt, schildert der Verwöhnte andere Höfe gar häßlich ab, ist aber voll des Lobes über unsern Anhalter. „Als ich zum Fürsten Ludwig kam — an den er wegen der früheren Befreundung mit den Medici besondere Aufträge haben mochte —, glaubte ich in der That schon nach Italien zurückgekehrt zu sein; in dem Grade war alles an jenem Fürsten der italienischen Weise nachgebildet. Sein Hofgesinde selbst ist an Sprache, Kleidung, Sitten ganz italienisch; auch der Bau des Pallastes nicht unzierlich nach unserer Art. Am Fürsten selbst fändest Du nichts, was vom Italiener abwiche, dessen Tugenden jedoch, nicht dessen Laster er darstellt; wunderbar verbindet er die leichte italienische Anmuth mit der

*) S. den Grundriß des Schlosses zu Köthen in Merians Kupfer zu Zeileri Topographie des Ober-Sächs. Kreises. F. 37. Ueber H. Kitschius später. — Die äußere Baulichkeit des Schlosses ist wenig verändert.

deutschen Ernsthaftigkeit. Das edle und vornehme Haus von Anhalt stellt sich dem sächsischen an Alterthum und Würde gleich, aber die Zahl der Brüder, welche sich gleichmäßig in das Erbe theilen, hat ihre Macht bedeutend vermindert. — Das treffliche Geschlecht der Brüder erwirbt sich durch seine Tugenden so viel Ruhm und Hochachtung, als andere durch Reichthum und ausgedehntes Gebiet." Der Diplomat preist dann ihre Liebe zu den Wissenschaften, als Frucht ihrer langjährigen Reisen ins Ausland. „Vor den andern ist Christian ein hochangesehener Kriegsmann und General eines Heeres des Königs von Frankreich. Obwohl ein heftiger Gegner der Katholiken, versteht er doch schlau seinen wilden Haß zu unterdrücken; mit Gewandtheit verkehrt er mit uns, so daß man ihn für einen Freund unserer Religion halten könnte." Wir sehen, daß unsere feinen Weltleute den strengen Calvinismus in glatte und nachgiebige Formen hüllten, und den katholischen Gesandten in nichts verletzten. — „So wie Christian als Kriegsmann glänzt, so Ludwig als Staatshaushalter. Was ihm an Umfang des Gebiets gebricht, ersetzt er durch Sparsamkeit; was die Natur versagt hat, ergänzt er durch Kunstfleiß. Während unseres Aufenthalts wurden uns Gärten, mit sorgsamer Pflege bearbeitet, gezeigt; das dienstbare Landvolk war darin thätig und die Arbeit wurde ihm als Steuer angerechnet." Der Fürst, obgleich sonst sehr sparsam, hatte dennoch für unsere Ankunft kostbare Anstalten getroffen, und unterließ keine Erweisung von Freigebigkeit und fürstlichen Anstandes. Während wir an jenem Hofe nicht das Geringste vermißten, war er in keinem Stücke kärglicher als im Trunke, den er uns mit italienischer Mäßigkeit bot und ihn nicht durch Zunöthigen zu ungeheuren Bechern nach Landesgebrauch in die Länge zog. Nach dem Beispiele des Kurfürsten von Sachsen beschenkte er uns beim Abschiede auch mit einer goldenen Kette." *) — So

*) Danielis Eremitae Belgae Iter germanicum. A. 1609. Als Anhang zum Status particularis Regiminis Ferdinandi II. Elzevir 1637 und in D. E. Opuscula varia ed. Graevii. Ultraject. 1701. 8.

verging die erste Lebenshälfte Ludwigs von Anhalt-Köthen, ehe die Unnatur und Oede der Bildung der vornehmen Welt seinen deutsch-vaterländischen Sinn erweckten. —

4. Steigendes Fremdwesen der calvinischen Höfe bis 1617. Friedrich V von der Pfalz, Christian I von Anhalt-Bernburg und Moritz von Hessen.

Unterdessen Ludwig Wälschland nach Köthen verpflanzte, Johann George in Dessau geräuschlos haushielt, der fromme, einfache Fürst Rudolf, von seinen Reisen heimgekehrt, die Linie von Zerbst gründete, und August, den Brüdern nicht unähnlich an Bildung und Welterfahrung, im zugetheilten Amte Plötzkau mit allerhand Liebhabereien, besonders der Goldmacherkunst, sich beschäftigte; gefiel es dem Fürsten Christian I dadraußen kühn sich auf den hohen Wogen der Politik zu schaukeln, bis die ungeheure Brandung d. J. 1620 ihn schiffbrüchig und nackt an eine fremde Küste warf. Er war es besonders, der von Amberg und Heidelberg aus die Anfänge der Union und die Anlehnung derselben an das Ausland betrieb; entschlossene Uebereinstimmung fand er nur am Landgrafen Moritz von Hessen, dessen geheime Reise nach Paris und lebhaft unterhaltener Briefwechsel mit König Heinrich IV die Fäden fester anzogen. Im J. 1606 hatten Christians rührige Unterhandlungen in Paris selbst den Bund fast schon geschürzt und manche bedenklichen lutherischen Fürsten gewonnen; doch erst Donauwerths Einnahme durch Maximilian von Baiern im J. 1607 brachten am 4ten Mai 1608 zu Ahausen die verhängnißvolle Union zu Stande, der am 10ten Juli 1609 der katholische Bund sich gegenüberstellte. Der Warnung seines jüngsten klugen Bruders, unseres Ludwigs, folgsam, hatte Christian das Feldherrenamt der Republik Venedig abgelehnt; jetzt nun nahm er begierig die Stelle eines Bundes-General-Oberst-Lieutenants mit stattlichen Einkünften an, gegen die bangen Besorgnisse der Brüder, welche darüber mit dem nahen Kurfürsten von Sachsen, dem Oberhaupte des Kreises

und Anhänger des Kaisers zerfallen mußten. Ungeirrt spornte Christian den König von Frankreich persönlich zum Ausschlage, als Oesterreich der jülichschen Erbschaft sich bemächtigt hatte. Auch als Ravaillacs Mordmesser die für Deutschlands uralte Gestaltung und Unabhängigkeit so tödtlichen Pläne Heinrichs IV durchschnitten, blieb Christian mit dem Kurfürsten Friedrich und Moritz von Hessen unermüdlich thätig; ein deutsches Bundesheer, verstärkt durch Franzosen und geleitet durch Christian von Anhalt, entriß glücklich im Sept. 1610 der katholischen Partei die Feste Jülich.

Jene blutigen Händel vor Jülich sind für unsern Gegenstand besonders erheblich, weil dort eine Zahl ritterlicher Männer, die wir als treufleißige Glieder des Palmenordens kennen lernen werden, im heißen Vorkampfe als „Champions" für ihre politischen und kirchlichen Interessen die Erstlingswaffenthaten verrichteten.

Bekanntlich zerbröckelte nach dem gleichzeitigen Tode Kurfürst Friedrichs IV (9 Sept. 1610) des Bourbons europäischer Umwälzungsplan in kleine Fehden und Intriguen; aber bald darauf führte Fürst Christian sein Schifflein noch auf höhere Fluth. Der vierzehnjährige, in Frankreich erzogene, Kurprinz Friedrich V zeigte sich, wie er mündig geworden, gegen die hochstrebenden Anschläge seiner vertrauten Minister, des Anhalters, der Dohna und Plessen, ganz wehrlos, lernte den Ernst des Lebens unter kostspieligen Vergnügungen des Auslands nie kennen und empfing durch Christians emsige Werbung am 14ten Febr. 1613 die Hand der brittischen Elisabeth mit allen unermeßlichen Folgen für seine Pfalz, für Deutschland, ja für Europa. Der glückstrunkene Bräutigam bediente sich am Hofe zu London, um in modischen Ritterspielen durch sinnreiche Devise die Augen seiner Dame zu fesseln, der Erfindung seines „Monsieur Père", unseres Christians, die derselbe auch nach der Vereitlung stolzer Hoffnungen im poetischen Spiele seines Bruders beibehielt: eine Sonnenblume, welche nach der Sonne sich wendet, mit dem Worte: ma lumière m'attire!

Die heimgeführte Königstochter, an Leichtsinn und Vergnügungssucht ihrem jungen Gatten gleich, so wie an Vorliebe für das Französische, war nun absichtslos bemüht, den letzten Rest jener soliden Nüchternheit aus Friedrichs III Tagen zu verscheuchen und die raffinirteste Erfindungsgabe im Hofwesen einzuführen. Das alte Geschlecht, das noch zäh bei der Einfachheit deutscher Sitte verharrt, war ausgestorben, und selbst die Hochschule zu Heidelberg, welche noch unter dem Vorgänger der Glanz deutscher Wissenschaftlichkeit vor Europas Blicken verherrlichte, mußte das ernste, lateinische Gewand abstreifen. Beim prachtvollen Einzuge der Neuvermählten legte die Universität dem Knaben, welcher einen Korb mit Südfrüchten überreichte, die duftende französische Phrase in den Mund: „**Madame, la Déesse Flora et Pomona Vous saluent, et souhaitent toute Bénédiction et Felicité: et Vous présentent cette Corbeille.**“ Die französische Sprache, in der Friedrich und Christian so wie die oranische Mutter ausschließlich sich bewegten, erhielt mit der Fürstin und ihrem Gefolge im Hofleben ihren Platz. Nicht genug, daß alle Näherstehenden das fremde Idiom sich geläufig aneignen mußten und auch das Volk gezwungen in die kahlen und glatten Formen der auswärtigen Conversation einging*); auch die Kanzlei des Reichsvicars und ersten weltlichen Kurfürsten bediente sich in Reichssachen des Französischen, das zwanzig Jahre früher selbst in der fremden Diplomatie noch keine Geltung hatte**). Wenn auch einmal ein vornehmer Herr, wie der Staatsmann Johann Joachim von Rußdorf, sich überwand, an einen deutschgesinnten Gelehrten, deren grade das pfälzische Rheinland mitten im Schooße der Verwälschung hervorrufen mußte, wie Julius Wilhelm Zinkgräf oder Johann Freinsheim oder den Dichter Rodolf Weckherlin, deutsch zu

*) L. Häusser Gesch. der rhein. Pfalz. Th. II. B. III. V. Abschn. § 2.

**) Ein Beispiel französischer Staatsschrift, das die pfälzische Diplomatie auf dem Reichstage von Regensburg (1613) verbreitete, s. in (Mosers) Patriotischem Archive. VIII. S. 209.

schreiben, so glitt seine Feder wohl mitten im Briefe ins Französische aus, und endete latein. Philander von Sittewald sagt von der fürstlichen Kanzlei seiner rheinischen Heimath: „Die Herrschaften meinen nicht, daß ein Diener etwas wisse oder gelernt habe, wenn er seine Schriften nicht dergestalt mit wälschen und lateinischen Wörtern ziere und schmücke. Und geschieht oft, daß ein gut Gesell, der sich des puren Teutschen gebraucht und solcher unteutschen Reden sich mit allem Fleiß müßiget und enthält, für einen unverständigen Esel gescholten oder wohl gar abgeschafft, und an seinem Glücke wird verkürzt." *) Wie Genußsucht und Prunkliebe in wenig Jahren unter dem pfälzischen Adel zum Aufschwung gekommen, lehrt das Beispiel des alten und des jüngeren Meinhard (Hans) von Schönberg (Schomberg). Der Alte hatte auf dem Hugenottenzuge reiche Beute heimgebracht, und hinterließ, bei bedeutender Baarschaft, ein Silbergeräth von einer Kannen, einer Anzahl Bechern, zwei Salzfässern und etwas über zwei Dutzend Löffeln. Sein Sohn brachte an verarbeitetem Silber, Leuchtern, Toiletten u. dergl. allein 632 Mark auf seine Erben (1616). Der Vater besaß aus seinen Ehrendiensten zwei schwere goldne Ketten, kaum ein halbes Dutzend Ringe und einiges Perlengeschmeide; der Sohn so viel Juwelen und Kostbarkeiten, daß das Perlenverzeichniß allein zwei enggeschriebene Bogenseiten umfaßte. Des Alten Garderobe enthielten zwei Folioblätter, ein Paar seidene Wämser, Sammethosen, und dergleichen, das Uebrige von Wolle, höchstens mit Sammet oder Seide besetzt; die Kleider-rubrique Hans Meinhards, zusammen 22 vollständige Prachtanzüge, fand auf 10 Bogen Raum, die Hüte mit den Schmuckfedern, die gestickten Gürtel und Degengehenke nicht gerechnet, nicht die Mannigfaltigkeit der Strümpfe, Schuhe mit Rosen, und der gold- und silbergestickten Handschuhe. Der alte Schönberg hatte sich mit einfach-getäfelten Zimmern, Holzstühlen und einer Bettlade mit grünen Vorhängen begnügt; Hans Meinhard hatte

*) A la mode Kehrauß. S. 124.

buntgewirkte seidene, oder vergoldete Leder-Tapeten, gepolsterte Sammetsessel statt der dauerhaften Holzstühle, aber ebenso wenig Gemälde als Ludwig von Köthen. Auch die Rüstkammer des Jüngern war mannichfacher und reichhaltiger, so wenig er mit den Waffenthaten seines Vaters wetteifern durfte. Sein prachtvoller Marstall ging gar über das frühere Verhältniß weit hinaus; seine Bücherkammer enthielt schon englische und italienische Bibeln, Wörterbücher fremder Sprachen, die Essais von Montaigne, französische Uebersetzungen von Classikern; kriegswissenschaftliche Werke, doch noch keine französischen Romane oder Poesie. Seines Vaters gesammter Büchervorrath stand auf einem Brette, 19 Bände, eine deutsche Bibel, ein deutscher Livius, Postillen von Luther und Melanchthon, Fronspergers Kriegsrecht, einige Chroniken, und ein altes Turnierbuch *).

So taumelte, dem Vaterlande entfremdet, der Hof von Heidelberg dem Abgrunde zu und fand Christian von Anhalt, statt des erträumten Kurhutes, nur Zuflucht in der Verbannung und sein verschmähetes Vatererbe nur durch die Gnade des großmüthigen Kaisers.

Nicht so unsäglich hart als des pfälzischen Bundeshaupts, war das Schicksal des Landgrafen von Hessen, obgleich voller Beschämung, häßlicher Zerwürfniß mit seinem Lande und der eigenen Familie. Den bedingenden Antheil des Landgrafen Moritz an den politischen Gestaltungen seiner Zeit, sein rastloses Streben, den Stützpunkt des deutschen Calvinismus bei den fremden Kronen zu suchen, haben wir angedeutet. Sonst war seine Bildung gründlicher als aller seiner Mitfürsten; ihn belebte eine universelle Wissenschaftlichkeit; er fühlte den Beruf, durch sein kirchliches Bekenntniß, durch die Wissenschaft alle Verhältnisse seines Volks zu veredeln, und glänzend alle schönen Künste um seinen Hof zu versammeln. Aber seine gebieterische Gesetzgebung in Kirche, Schule und Leben schien zur Zeit den Bedürfnissen seines Volks nicht angemessen, und erweckte den leisen Wider-

*) Patriotisches Archiv VIII. S. 287 ff.

spruch, welchem der Unbeugsame, Leidenschaftliche am Ende auch in seinem großartigen politischen Streben weichen mußte. Moritz, nüchtern, keusch, und sittlich streng, ein Freund des Glanzes nicht aus Prunkliebe, sondern aus angebornem Sinne für das Schöne, Vornehme, ein freigebiger Gönner der Gelehrten und Künstler, ein gründlicher Kenner des Latein und fast aller gangbaren neueren Sprachen, gewandter lateinischer Dichter, Musiker und Tonsetzer des ersten Ranges, Mathematiker, Naturforscher und Liebhaber der Alchymie *), gleich ausgezeichnet in allen ritterlichen Fertigkeiten, zumal in denen, welche mit dem Schimmer jener poetischen Galanterie, die uns noch zu bezeichnen bleibt, sich umgaben, strebte zunächst auf seine Familie und auf die fürstlichen Jünglinge und den Adel zu wirken, welche aus allen Gegenden des protestantischen Deutschlands in Marburg und Kassel zusammenflossen. Nach dem frühen Tode seiner ersten Gemahlin, einer Gräfin von Solms, die ihm drei Söhne, Otto, Moritz und Wilhelm, und eine Tochter, den gleichnamigen Täufling der verehrten Elisabeth von England, hinterließ, heirathete er i. J. 1603 Juliane, Gräfin von Nassau-Dillenburg, eine geistvolle Dame, die neben den beiden alten Sprachen und den romanischen sogar hebräisch verstand, in Sitten und Lebensweise das oranische Gepräge an sich trug, und in glücklicher, kinderreicher Ehe einen oft getadelten Einfluß auf den Gatten ausübte. Unter der unmittelbarsten Aufsicht des Vaters erhielten alle Kinder die sorgfältigste gelehrte Erziehung, besonders in fremden Sprachen. Der hoffnungsvolle Otto, zum zweitenmale mit Agnes Magdalene, der Tochter Johann Georgs I von Dessau, vermählt, starb ohne Nachkommen schon i. J. 1617 eines räthselhaften Todes; auch den zwölfjährigen Moritz, vom liebenswürdigsten Charakter, riß der Tod aus den Armen des erschütterten Vaters, so daß von den Söhnen erster Ehe nur Wilhelm, in den Humanitätsstudien ausgebildet, als Nachfolger

*) Auch den Rosenkreuzern scheint Moritz nicht fremd geblieben zu sein. Die erste Ankündigung der Gesellschaft erschien zu Kassel im Druck.



übrig blieb. Die jüngeren Söhne gehören unserer Bildungsperiode schon weniger an; als einer ihrer Hofmeister ragte hervor Dietrich von dem Werder, welchen wir vorweg neben Martin Opitz als zweiten Glanzstern der Fruchtbringenden Gesellschaft bezeichnen wollen. Von den Töchtern sind uns Elisabeth und Agnes zur Schilderung der damaligen Bildungsverhältnisse höchst wichtig. Die bewunderte Elisabeth schrieb schon im siebenten Jahre dem Vater die zärtlichsten französischen Briefe, lernte mit ihren Brüdern lateinisch und italienisch, die Tonkunst, die Malerei und Geometrie. Geistreich und witzig, voll tiefer Religiosität, philosophischen Betrachtungen nicht abgeneigt, verfaßte Elisabeth, wohl unter der Anleitung Dietrichs von dem Werder, in ihrem sechzehnten Jahre in ängstlicher Nachbildung der Form Petrarcha's zweihundert und sechzehn italienische Madrigale und Sinngedichte, die „als leichte Spiele des Witzes, zarte Bilder ihrer schwermüthigen Phantasie mit Recht der Nachwelt aufbewahrt sind." *) Auch übersetzte sie ein dramatisches Schäfergedicht Contarinis in so reiner deutscher Sprache, daß man nirgend eine Spur französischer oder lateinischer Sprachvermischung entdeckt **). Das Loos der liebenswürdigen Dichterin war nicht eben sehr glücklich. Nach zweifach vereitelter Verlobung ward Elisabeth im März 1618 mit dem verwittweten Johann Albrecht II, Herzog von Meklenburg, vermählt und machte durch frühen Tod einer Prinzessin von Anhalt Raum. Ihre Halbschwester Agnes, wegen ihrer Schönheit auch an französischen Höfen als Königin des Balles begrüßt, neben der alten und den neueren Sprachen auch des Spanischen kundig, die fleißigste Briefschreiberin aber im Französischen, eine

---

*) Philipps von Rommel Neuere Geschichte von Hessen II. Band ist hier vorzüglich benutzt. Die Handschrift auf der Bibliothek zu Kassel führt die Ueberschrift: Il primo und il secondo libro di Madrigali nuovamente composti della Serenissima Principessa et Signora Elisabetha Landgr. di Hassia. Beilage V bei Rommel II, S. 379 giebt anmuthige Proben.

**) Probe ebend. S. 352.

Tonsetzerin wie der Vater, ward als Gattin Johann Kasimirs, des ältesten Sohnes und Nachfolgers Johann Georgs von Dessau, i. J. 1623 der Schmuck jenes Hofes, des Abbilds von Köthen, und verflocht die persönlichen Beziehungen Anhalts und Kassels auf das engste.

Des Landgrafen Söhne und Töchter sollten aber nicht allein stehen in ihrer Geistesbildung; sie galten als Muster der Nacheiferung fremden und heimischen Adels. Nicht nur um am prunkvollen Hofe zu Kassel, wo Trinkgelage und geschmacklose Schautafeln verbannt waren und modisch-sinnreiche Poesie in ritterlichen Spielen wetteiferte, bildungsgleiche Hofbeamten, Räthe, Hofjunker und Edelknaben zu haben, sondern als allgemeine Pflanzschule hochadliger Sitte und Geschicklichkeit, eröffnete Moritz in Marburg zunächst für die Edel- und Kapellknaben unter vier Hauptlehrern das Collegium Mauritianum (1599), dem auch die fürstlichen Kinder anvertraut wurden. Die Zahl der fremden adligen Jugend und der einheimischen, welche von da aus ihre Ausbildung auf ausländischen Universitäten, Akademien und auf Reisen vervollkommnete, und manche andere Umstände veranlaßten den Stifter, der selbst an den gesetzlichen Prüfungen und den Probearbeiten den regsten Antheil nahm, die Hochschule als Collegium Adelphicum Mauritianum in Kassel zu erneuern, und zu einer selbstständigen Ritterschule für ganz Deutschland umzugestalten (i. J. 1618). Alte und neue Sprachen, zumal die drei romanischen, die vier Facultätswissenschaften, ritterliche und gymnastische Künste, auch die Musik wurden Gegenstände des Unterrichts, um aus den adligen Seelen „bäurische Rohheit, Ränkesucht, Rauferei, Duellwuth, und Junkerübermuth" zu verbannen, auf welche die Kirchenreformation bisher keinen Einfluß ausgeübt. Unter den Vorstehern der Hof- und Ritterschule zeichneten sich zwei Anhalter aus, Ernst von Borstell, dessen zahlreiches Geschlecht zu den Auserlesenen der Fruchtbringenden Gesellschaft gehörte, und unser Dietrich von dem Werder. Dietrich, mütterlicherseits ein Sproß der Hahne auf Basedow in Meklenburg, als der jüngste von vier Brüdern zu Werders-

hausen bei Köthen am 17ten Januar 1587 geboren, als Leibknabe und Hofschüler des Landgrafen zu Marburg in Rechtswissenschaft und Theologie unterrichtet, zeitig ein entschlossener Calvinist, durchreiste, mit den schönsten Kenntnissen ausgerüstet, Frankreich und Italien, ward dann in Kassel Kammerjunker, Stallmeister und Rittmeister, focht wacker vor Jülich i. J. 1610 unter Christian von Anhalt und glänzte i. J. 1612 auf den Ritterspielen zur Krönung des Kaisers Matthias durch Geschicklichkeit und sinnreiche Erfindung. Nach Kassel zurückgekehrt, wurde er Geheimer Rath, Ephorus des Colleg. Mauritiani, widmete sich mit Liebe der poetischen und sprachlichen Ausbildung der jüngeren Kinder seines Fürsten, zumal der Prinzessin Elisabeth und begann dann unter der hastigen Diplomatie der erneuten Union eine mühselige, undankbare Thätigkeit als Gesandter an nahen und fernen Höfen, auch in Kriegsämtern während des pfälzischen Königthums, bis er, verletzt durch den im Mißgeschick ungleichen, zornigen Gebieter, sich i. J. 1622 in Ungnaden auf seinen väterlichen Landsitz begab, um, wenn auch nicht, wie es überall fälschlich heißt, ein Mitstifter des Palmenordens, doch das gefeiertste unter den thätigen Mitgliedern der engeren Gesellschaft zu werden. —

Kaum hat je ein Fürst, der gleich Moritz im Mittelgetriebe angstvoller politischer Bewegungen sich befand, mit solcher persönlichen Energie, wir möchten sagen, geschulmeistert als unser Landgraf, und doch erwarb er grade da, wo wir ihn am meisten bewundern müssen, den wenigsten Dank. Sein inländischer Adel widerstrebte mit dem Rechte selbstständiger Naturen, die sich in ihrem Wesen gefallen, jenen lästigen pädagogischen Anmuthungen und jener strengen, calvinischen Disciplin, die auch sonst im Hofleben als sittliche Tyrannei bei Versündigungen üppiger Jugendlust sich verhaßt machte. Daher denn für unseren Landgrafen die herbste Prüfung grade aus seinem Adel hervorging, der seinem eigenwilligen Erzieher alle Vorurtheile seines Standes und absichtliche Gleichgültigkeit dem landesherrlichen Patriotismus entgegenstellte. Das Fremdwesen mußte sich selbst rächen, weil

es zu unvermittelt eintrat. — Das Bild des „Wohlgenannten“ ist aber noch nicht fertig; wir begegnen noch moderneren Zügen in ihm, und dann einem scheinbaren Widerspruche, der ihn zum „Wohlgenannten“ machte. Moritz liebte den Genuß des Theaters, wie sich dasselbe sparsamer an andern deutschen Höfen fand. Er vervornehmte das Mysterienspiel, die Fastnachtsschwänke, und die herkömmlichen Komödien der gelehrten Schulen, indem er nicht nur meist lateinische Komödien im Geschmack des Terenz dichtete, und durch die Hof- und Ritterschüler aufführen ließ, sondern auch die räthselhaften Engländer, damals Meister in Erfindung und Darstellung in gebundener und ungebundener Rede, mit großen Unkosten an seinem Hofe festhielt *). Die eigentliche Beschaffenheit dieser Kunstgenossen William Shakspeare's, welche Deutschland zu Anfang des XVII Jahrh. durchzogen, ob sie auch deutsch ihre Historien gehörig darstellen konnten, oder ob deutsche Schüler in ihrer Mitte waren, wissen wir nicht. Moritz' „Engländer“ wurden in Prag, in Berlin, zu Nürnberg gesucht; am letzteren Orte ließen sie i. J. 1612 „schöne, zum Theil in Deutschland unbekannte Komödien und Trauerspiele mit lieblicher Musik und allerlei wunderlichen wälschen Tänzen blicken.“ Auch nach dem Versuche Johann Rhenans, den Engländern in Stoff und Sylbenmaaß nachzuahmen, aus seiner Komödie über den „Streit der Sinne“ vom J. 1613, können wir keine rechte Vorstellung über seine Muster gewinnen, mehr dagegen den dramatischen Geschmack aus Pet. Elias Schröders deutscher Komödie unter dem lateinischen Titel: Constantis Vices Amoris i. e. Comoedia de Latino et Hadriana vom J. 1616 wahrnehmen **). Wandte sich gleich die verstandes-

*) S. Rommel II, S. 400 ff. und besonders S. 497 u. 528.

**) Von einer Kindtaufsfeier i. J. 1611 berichtete der kursächsische Abgeordnete aus Kassel, „er habe eine Komödie von Tarquinio und Lucretia in einem schönen Theatro, so sonderlich auf die alte römische Art dazu erbaut, und etliche Tausend Menschen faßte, mit angesehen.“ K. A. Müller Forschungen a. d. Gebiete der neueren Geschichte. Erste Lieferung. Dresden u. Leipzig 1838. 8. S. 190.

mäßige Nüchternheit des Calvinismus grundsätzlich der Musik ab, so unterschied sich darin der Landgraf auffallend von seinen Bekenntnißgenossen. Er liebte Tonkunst und Tonkünstler, fast alle damaligen Instrumente, sang mit „Entzückung", bildete sich eine ausgezeichnete Hofkapelle, die ihm selbst auf größeren Reisen folgte, holte Tonkünstler mit großen Kosten aus dem Auslande, oder ließ seine heimischen Schüler in Italien und Frankreich studiren. Aus seiner Pflege ging der berühmte Meister Heinrich Schütz, den wir in Verbindung mit M. Opitz am Hofe zu Dresden in Kunstschöpfungen finden, hervor. Moritz war Reformator des hessischen Kirchenliedes, beförderte nicht allein vierstimmige Choralbücher zum Drucke, und führte seine strengen einfachen Melodien in Schule und Kirche ein, sondern wetteiferte auch in großartigen Tonstücken selbst mit Pierluigi von Palestrina, Schüler des Hugenotten Goudimel, dem Wiederhersteller der römisch-katholischen Kirchenmusik. — Seine Bauliebe in der verjüngten italienischen Kunst schmückte die Städte, besonders Kassel, mit prachtvollen Schlössern und Lusthäusern, wohl kaum ohne beleidigenden Contrast mit der sonstigen Armuth seines Landes und Volks. Gemälde, Tapeten, Bildhauerarbeit, Prunkgeräth mancherlei Art in veredelter Form, umgaben ihn auf allen seinen Wohnsitzen. — Seine wissenschaftliche Neigung für Philologie in ihrem ganzen Umfange bethätigte sich nicht allein im Studium der Geisteswerke fremder Sprachen, des Lateinischen, des Englischen, Italienischen und Französischen; sondern auch in der Abfassung einer lange auf Schulen gebrauchten lateinischen Metrik und Poetik und in einem gedruckten französischen Wörterbuche, mit einer Vorrede an seine Ritterschüler, die er zu den literarischen Schätzen Frankreichs aufmuntert, „pour connoistre ce peuple discret, aimable, désirant de converser familièrement avec les estrangers et les entretenir par beaux discours." *) Was der Landgraf in einer späteren

*) Moritz' Charakteristik in wissenschaftlicher Beziehung nach Rommel II, V. 2tes Hauptstück.

Periode für die deutsche Sprache that, in dem er sich auch in deutschen Reimen versuchte, sein Purismus, ist wohl mehr aus seinen wissenschaftlichen Grundsätzen, wie der Entwurf zu einem „opere grammatico germanico" als Ergänzung seiner Schulordnung (1618), zu erklären, als aus einem frühe regen vaterländischen Sinne. Seine Leistungen auf diesem spröden Felde werden wir noch erwähnen, so bald die Fruchtbringende Gesellschaft auch ihn in ihren Schooß aufnahm.

Die geistige Wirkung einer so hervorragenden, überlegenen Persönlichkeit ist nicht nach der Zahl von Gelehrten und hochgebildeten Staats- und Hofmännern zu würdigen, sondern mehr in dem Zusammenhange der politischen Folgen seiner Regierung, und der Art, wie er aus derselben schied. Es scheint, daß man die inneren Bezüge seines Wesens nicht verstand und daß das volksthümliche Bewußtsein nicht allein von der Politik des Staatsoberhaupts sich abwandte, sondern daß auch seine richterliche Strenge als Willkühr, Leidenschaft und Despotenlaune die Gemüther entfremdete. Daß selbst unter seinen Augen Zucht und Sitte mannigfachen Anstoß gewährte, lehren nachsichtslose Strafbeispiele. Im habervollen, unseligen Erbhandel von Marburg verletzte des Landgrafen fiscalische Untersuchung gegen die nicht tadellose Wittwe seines Oheims, welche ohne hinlängliche Beweise wegen Zauberei, Ehebruch und anderer Vergehen angeklagt und endlich für ihre Ansprüche schmal genug abgefunden ward. Das graunvolle Gericht in Kassel i. J. **1615**, obwohl an einem vorsätzlichen Mörder vollzogen, diente nicht, ihm die Herzen des Adels zuzuwenden, zumal persönliche Gereiztheit im Spiele sein mochte. Ein junger, schöner, überaus eitler Hofjunker, Liebling der Landgräfin Juliane, erschoß den Geheimen Rath und Hofmarschall von Hertingshausen auf offener Straße, weil derselbe ein Zeichen unziemlicher Vertraulichkeit mit der Fürstin dem Gemahl hinterbracht hatte. Ohne Versuch der Flucht ergriffen, ward der reumüthige Todtschläger am dritten Tage darauf, mit Verwerfung einer vom ganzen Hofadel erbetenen ehrlicheren und leiblicheren Todesstrafe, in

einer Weise hingerichtet, welche an bekannte Greuelscenen zwischen Czaar Peter I und dem Buhlen Katharina's leibhaftig erinnert und keine Spur ächter Humanität, der Blüthe wissenschaftlicher Bestrebungen, verräth. Die Wittwe des Ermordeten, was wir als Beitrag zur Sittenschilderung am Hofe in Kassel hinzufügen, verbarg erst die Folgen eines sträflichen Umgangs mit einem Junker durch die Flucht, und gebar dann heimlich einen Knaben. Als der Landgraf, der schon einen Bruder derselben sammt einer Hofjungfer wegen ähnlichen Vergehens verjagt hatte, ihr die Wahl ließ, „sich mit dem ungetauften Kinde lebendig einmauern zu lassen, oder den Adel abzuschwören, oder auf ewig Hessenland zu meiden", wählte sie das letztere. Ihr Buhle entging der ihm zuerkannten harten Strafe durch eigene Vergiftung, worauf auch sein Leichnam dem unehrlichen Begräbnisse durch die sorglichen Freunde heimlich entzogen wurde *).

Jener scharfzüngige diplomatische Weltbeobachter aus Florenz, Daniel L'Ermite, schildert uns den Landgrafen aus seiner besten Zeit, als er ihn am Hofe zu Berlin traf. Unwillig warf Moritz beim ersten Blicke das Beglaubigungsschreiben der Gesandten auf den Tisch, weil es an Se. Excellenz, nicht an Celsitudo, lautete. Mit Mühe beschwichtigte der gewandte Diplomat den ehrgeizigen Fürsten, unterhielt sich dann mit ihm in fünf Sprachen, und tadelt an der bedeutsamen Persönlichkeit nur bittere Spottsucht. Tags darauf hatte aber L'Ermite Gelegenheit, vor dem rückhaltlosen Hasse des Calvinisten gegen die Katholiken zu erschrecken. Unter gefälligen Gesprächen der kurfürstlichen Tafel erhob der Landgraf, seinem Mäßigkeitsorden zum Trotz, einen ungeheuren Pokal, und trank auf das Wohl der Könige von Frankreich und England, und auf das Verderben des Königs von Spanien, des nahen Verwandten der Medici **). Diese ererbte Zärtlichkeit des Fürsten für die Lilien

*) Nach „dem Chronisten" bei Rommel a. a. O. S. 687.
**) Iter germanicum a. a. O. p. 370.

mit ihren politischen Folgen mochten deutschgesinnte hessische Stände weniger begreifen, als den Haß gegen Rom, welchen das neue, nicht überall im Lande willkommene Glaubensbekenntniß des regierenden Hauses, politisch wach erhielt. Abneigung gegen das Französische lag in der deutschen Volksnatur, und die gedruckten Kartelle, in welchen Moritz beim Ritterspiel i. J. 1613 alle diejenigen herausforderte, welche seine Zuneigung zu dem ihm blutsverwandten französischen Königsgeschlechte mißdeuten sollten, durften schwerlich bei allen Lesern Anklang finden. So erklärt sich die unwahre Stellung, in welche die starke Fürstenseele in der Noth zu einem großen Theile ihres Volks gerieth; die Verlassenheit, in welcher der schwierige, im Mißgeschick ungnädige und jähzornige, Gebieter von der öffentlichen Bühne abtrat.

5. Das conservative Lutherthum. Der Hof zu Dresden. Braunschweig. Berlin. Die katholischen Fürsten in Beziehung auf gesellschaftliche Sitte und Sprache.

Das grellste Gegenbild zu den bisher geschilderten gesellschaftlichen und geistigen Zuständen, kaum mit einigen ähnlichen Zügen, bieten die Höfe der alt=lutherischen Fürsten, besonders der Dresdener. Des Kurfürsten August starres Streben, das ächte augsburger Bekenntniß zu bewahren, war unter seinen Enkeln, nach der kurzen Periode der Duldung und calvinischen Mitgefühls unter Christian I, deren Urheber so entsetzlich büßte, in die zäheste Beharrlichkeit umgeschlagen, Neues auch in Politik, Leben und Bildung abzuwehren. Wir mögen nicht bei dem Bilde altdeutscher, geflissentlicher Ungeschlachtheit, welches der kaustische Diplomat aus Florenz von der Person und dem Hofleben Kurfürst Christians II entwirft, verweilen; auch durch die starke Farbenauftragung schimmert das Natürliche durch. Christians Räthe und Hofdiener verstanden zwar mäßig italienisch, und Musik, freilich nur Trompetengeschmetter und das Gedröhn der Kesseltrommel, verkündete den Auftritt des Gebieters; er selbst aber stand steinern bei der Begrüßungsrede der Gesandten, und ließ

seinen Marschall in lateinischen Brocken antworten. An Gesicht in Folge seiner Trunksucht einem Menschen kaum ähnlich, sprach er nur in Winken und mit den Fingern, und auch unter den Vertrautesten nur unfläthige Dinge. Während des siebenstündigen Tafelgelages keine Spur geselliger Belebung und heiteren Umgangs; nur stumme Gesundheitstrünke, oder grobe handgreifliche Späße mit den Dienern, denen der Kurfürst wohl die Neige des Bechers ins Gesicht goß, und mit den „ungesalzenen Hofnarren", ein klägliches Geschlecht, das wir so wenig, als mißgestaltete Zwerge an reformirten Höfen fanden. Auch der Bruder des regierenden Herrn, Johann George, verrieth dieselbe Natur; so verflossen den Florentinern mehre Tage in ununterbrochener Betrunkenheit (1609). — Um vieles gemildert und gesitteter zeigt sich Hof- und Lebensweise des verschrienen Nachfolgers, Johann Georgs I; bei aller Roheit seiner alltäglichen Lustbarkeiten, seiner Gleichgültigkeit gegen geistige Genüsse, politischer und kirchlicher Befangenheit, ist er doch der letzte Fürst von ächtdeutschem Schlage auf Sachsens Thron, streng-sittlich, ehrbar, bieder, patriotisch, ja selbst gemüthlich, und zu Zeiten für feinere Freuden empfänglich, so viel seine mangelhafte Erziehung und seine von Jagdanstrengung und Gelagen müde Seelenkraft zuließ. Die Weidmannsleidenschaft blieb, wie fast an allen damaligen Höfen, eine Hauptaufgabe fürstlichen Daseins; um die Feldzüge derselben drehete sich das Jahr; die ungeheure Zahl des gemetzelten Wildes war der Stolz der Fürstenhäuser. Wenigstens ritterlicher, wenn auch nicht herzveredelnder, war seit den Tagen Kurfürst Johann Friedrichs die Lust in so fern geworden, daß man nach französischem Vorbilde mit Spür- und Schweißhunden „par force" jagte, nicht mehr bloß die Bewohner der Forsten durch Fröhner in die „Lappen" zum trägen, bequemen Abschlachten trieb *). Nach so erschöpfender Arbeit

*) Ueber den Unterschied der altdeutschen Jagd und der am Hofe König Franz I und seiner Nachfolger s. eine interessante Vergleichung bei Hubert. Thom. a. a. O. p. 24.

war das Trinken das einzige Aufreizmittel, die einzige Würze. So konnte denn bei Johann George kein reger Sinn für Kunst und Wissenschaft erwachen; höchstens bastelte und drechselte er, sammelte Naturseltenheiten, mechanische Kunstwerke, besah artige Kuriositäten, Stammbücher mit zeitüblichen Emblemen und Gemälden, und erweiterte die schon vorhandenen Schätze der Art in Dresden *). Der trefflichen Kurfürstin, Magdalena Sibylla von Brandenburg, blieb die erste Regung einer deutschen, volksthümlichen Literatur wenigstens nicht fremd. Die Erziehung der Kinder galt dem fürstlichen Paare als eine heilige Gewissenssache; doch ganz nach dem Zuschnitte des frommen und lateinisch-pedantischen Jahrhunderts der Reformatoren. Johann George verstand kein Wort französisch; als seine älteste Tochter i. J. 1624 einen französischen „Anbindbrief" an den Vater, als erste bescheidene Probe moderner Prinzessinerziehung in Sachsen, geschrieben, fügte die Mutter hinzu: „E. L. können die italienische Sprache, also werden Sie das auch mit verstehen, und haben wohl dort Leute, die es werden verdeutschen"! **) Graf d'Avaux wollte sich höflingsmäßig bei der Vermählung der jüngeren Magdalena Sibylla und des dänischen Thronfolgers zu Kopenhagen mit der Kurfürstin Mutter und deren Söhnen unterhalten; allein er bedurfte eines Dolmetschen, weil jene außer dem Deutschen keine Sprache verstanden ***). Welch unbegreiflicher Unterschied von den gleichzeitigen nahen Höfen in Anhalt und in Hessen! Johann Georgs Widerwille gegen das Französische in Politik und Sitte ist bekannt genug aus den Tagen des Marquis de Feuquières, der vergeblich den allmächtigen

*) Müller a. a. O. S. 39 findet von Beschäftigung des Kurfürsten mit Büchern keine Spur. Philipp Hainhofer dagegen, der feinsinnige Patrizier und Correspondent aus Augsburg, bemerkte doch eine mäßige dahin zielende Aufmerksamkeit. Es ist zu bedauern, daß dem fleißigen sächsischen Forscher i. J. 1838 Phil. Hainhofer's Reise-Tagebuch v. J. 1617 (Stettin 1834. 8.), unbekannt blieb.

**) Müller S. 75.

***) Ogier's Iter. S. unten.

Gewissensrath Dr. Hoe mit 2000 Livres jährlich bestach. Leider ging diese Abneigung mehr auf seine Töchter als auf seine Söhne über. Als dreißig Jahre später (um 1655) Joh. Mich. Moscherosch (Philander von Sittewald), jener Eiferer für das Deutsche, sich hergeben mußte, dem Kurprinzen einen französischen Sprachmeister zu empfehlen, fand der arme Franzmann eine beklagenswerthe Stellung bei Fräulein Erdmuth Sophie, die unlustig den Geduldigen „bespie, mit Füßen stieß und mit deutschen Ehrentiteln belegte". *)

Im J. 1615 war die häusliche Einrichtung des ersten Prinzen nach dem Kurfürsten bei weitem einfacher und schmuckloser als die des gleichzeitigen pfälzischen Edelmanns und Hugenottenhelfers, des alten Meinhard von Schomberg. Sämtliche Lustbarkeiten des Hofes von Dresden hatten noch das volksthümliche Gepräge, ohne jene exclusive Vornehmheit. Allen Klassen der Bevölkerung stand ihr Antheil an den Freuden bei glücklichen Hofereignissen zu; so den Zünften als Schützengilden, bei fürstlichen Kindtaufen; den Bauern im Wettrennen und Schimpfturnier, ja den alten Weibern im Preislaufe nach Gänsen und Pelzen. So bewahrte leutselig Johann George I sich die populäre Stellung, seiner auf Kanzeln gescholtenen Politik ungeachtet. — Doch auch die luxuriösen Geschmacksrichtungen seiner Enkel lassen sich in müßigen Liebhabereien des kerndeutschen Fürsten schon spüren. Es gab italienische Baukünstler in Dresden; heimische und fremde Maler verfertigten Jagdstücke und „Contrefaits"; ja Theater und Musik, von denen nur das calvinische Kassel zu sagen wußte, fanden, das eine noch vorübergehende Aufnahme, die andere eine Wohnstätte in aller Herrlichkeit. Im J. 1613 wurde ein englischer Komödiant, „John Spenzer", von Berlin aus zur unterthänigsten Aufwartung empfohlen, und auch sonst „agirten" jene räthselhaften Jünger Thalias bei festlichem Anlaß. Anspruchsvoller war dagegen die Musik, welche der sinnliche Pomp der lutherisch

*) Müller a. a. O. S. 76.

andachtdurstigen Kirche in ihren Hauptstädten früh hervorgerufen. Schon ehe Heinrich Schütz, in Weißenfels im J. 1585 geboren und als Kapellknabe in Marburg erzogen, i. J. 1609 vom Landgrafen Moritz nach Venedig geschickt wurde, um unter dem berühmten Johannes Gabrieli die musikalische Weihe zu erhalten, war die „Kantorei" Dresdens berühmt. Wir erblickten in Italien meissenische Junker „um das reine Lautenspiel zu erlernen." Als Heinrich Schütz aus Italien begeistert zurückkehrte (1613), dankbar in Kassel blieb, aber auf das Kindtaufen i. J. 1614 vom Kurfürsten „geliehen" wurde, fand Johann George solches Wohlgefallen an dem hessischen Kapellmeister, daß er nicht eher ruhete, bis er ihn für seinen Hofdienst dauernd gewonnen *). So ward Dresden die Pflanzschule kirchlicher und ernster Kammer-Musik und machte diese sich schon i. J. 1627, wie wir sehen werden, die „junge deutsche Poeterei" dienstbar, die, weil sie erster Pflege in politisch und kirchlich anstößiger Umgebung genossen, auf altlutherischem und deutschvolksthümlichem Boden keine selbstständige Gunst erwarten durfte.

Minder vorurtheilsvoll oder altväterlich steif verhielten sich die ernestinischen Höfe, in früherer Zeit zwar noch hartnäckiger in der Rechtgläubigkeit, aber dem Fremden schon zugänglicher als Erben des geheimen Hasses gegen die Albertiner und politisch deshalb dem katholischen Frankreich zugethan. Eben damals waltete eine Herzogin anhaltischen Blutes in Weimar als Wittwe Johanns und Mutter eines zahlreichen, waffenberühmten Geschlechts, Dorothea Maria, die Schwester unserer Fürsten von Anhalt. Die rüstige, tapfere Frau kam sogar in das Geschrei des Calvinismus, und erzog ihre Söhne vorurtheilsfreier, doch nicht modern-französisch. Alle diese Ernestiner werden sich uns mit deutschem Gepräge darstellen, bis auf den hochstrebenden Bernhard, den „Austrucknenden", welchem doch erst sein Schicksal als Richelieus Werkzeuge das Fremdländische anerzog. — Auch die Herzoge von Wirtemberg konnten schon wegen der Grenzen

*) Ueber H. Schütz s. ausführlich Müller a. a. O.

ihres Stammsitzes Mümpelgart und wegen vielfacher diplomatischer Berührungen sich nicht so spröde gegen das Fremde verhalten, das jedoch überwiegend als gelehrte Waare ins Land kam und Eigenthum der Gelehrten blieb. An Johann Friedrichs „fürstlichem" Neuen Collegium, zu Tübingen i. J. 1609 gestiftet, begann zwar der Professor linguae gallicae et italicae des Morgens die Lectionen; und auch „Fechter, Pallmeister — der das Dutzet newe Pallen nur um vier Batzen anschlagen durfte — der Danzmeister" waren zum gebührenden Fleiß angewiesen, „dieweil heutigs tags auch auf die jenigen sonderlich groß geachtet wird, welche dem gemeinen Sprüchwort nach in alle Sättel gerecht, reden und reiten können, und die tägliche Erfahrung mit bringt, daß welche sich in alle Conversation, Exercitia, Ceremonien und Geberden wohl schicken, an Fürsten und Herrenhöfen herfürgezogen, auch beim gemeinen Manne hochgepriesen werden" *). Aber um außer im Reiten, Büchsen- und Armbrust-Schießen, nicht linkisch zu erscheinen, mußten die wackeren Schwaben noch ganz andere Akademien besuchen, und des trefflichen Rudolf Weckherlins Muse war, so sangreich sein Vaterland in alten Tagen, nicht sowohl auf heimathlichem Boden frei entsprossen, als auf Reisen durch Frankreich, England, bis nach Spanien hin, erwachsen.

Fürsten, Adel und Volk Niedersachsens, zumal Braunschweigs und Lüneburgs, ächt lutherisch, verharrten, obwohl rührsam und wanderlustig, lange noch beim löblichen Heimischen. Unter Heinrich Julius, des mittleren Hauses Braunschweig, so feingebildet und weltmännisch er war (st. 1613), merken wir keine Spur des anderwärts modischen Einflusses; aber sein vorjüngster Sohn Christian, der wilde Bischof von Halberstadt, gebehrdete sich schon ganz wälsch, correspondirte mit deutschen Fürsten, wie mit Moritz von Hessen, nur französisch, und hoffte in seiner galanten Schwärmerei für die schöne Böhmenkönigin seine

*) Stiftungsbrief des N. Collegii in Ch. Fr. Sattler's Geschichte Würtembergs. Th. VI. Beilage 6.

Söldnerhaufen zu begeistern, indem er das Motto: Tout pour Dieu et pour Elle! in seinem Hauptpanier führte. Auch das neue Haus Lüneburg (Hannover) blieb selbst in Georgs des Heerführers Tagen so merkwürdig bei der alten Weise, daß, als man nach der Schlacht bei Hessisch=Oldendorp (1633) bei einem gefangenen Leibknaben den Briefsack des ligistischen Generals Gronsfeld mit vielen Papieren in französischer Sprache fand, in des Siegers Hauptquartiere niemand im Stande war, diese Briefschaften zu übersetzen, als Gustav Gustavson, der natürliche Sohn Gustav Adolfs, der Gönner Gassion's, des tapfern Bearners! *)

Auch im neueren Hause Braunschweig=Wolfenbüttel ging die französische Bildung, als länger unabweislich, erst Hand in Hand mit der deutschen zur Zeit, als Rudolf August und Anton Ulrich unter des Meisterdeutschen Just Schottels Leitung im Bunde glänzten. Ihr Vater dagegen, August, geboren i. J. 1579, zeigte früh eine Geistesrichtung, welche der des Landgrafen Moritz verwandt war, nur mit entschiedener Vorliebe für das classische Alterthum. Pedantisch auf deutschen Universitäten erzogen, in Tübingen theologisch ausgebildet, sah er früh die Welt, reiste durch Italien bis nach Malta (1599), durch die Niederlande, Frankreich und England und schlug seinen ersten Sitz im Schlosse Hitzacker an der Elbe auf. Schon hier legte er den Grund seiner berühmten Bibliothek, die im J. 1614 schon 80000 Bücher zählte, deren Register er nach wissenschaftlicher Ordnung eigenhändig anfertigte. Im J. 1616 verfaßte der Fleißige ein Werk vom „Schach= und Königsspiel" und gab es in Leipzig in Folio mit Kupferstichen unter dem Namen Gustavus Selenus heraus. Doch wandte er sich bald der Streittheologie und dem Bibelstudium zu, ließ die Summarien und biblische Auslegung drucken, und begann ein politisch sehr stürmisches Leben, als ihm i. J. 1634 durch den Tod seines Vetters Friedrich Ulrich das Für=

---

*) Fr. von der Decken, Herzog Georg von Braunschw. u. Lüneb. Hann. 1834. Th. II. S. 180. Histoire du Maréchal de Gassion. Amsterd. 1696. 12. t. I. p. 155.

stenthum Wolfenbüttel zu Theil wurde. Von da ab werden wir ihn und seine jungen Söhne in Verbindung mit den Anhaltern einer veränderten Richtung folgen sehen *).

Das ferne Pommerland hatte manchen tapfern Mann den Hugenotten zu Hülfe gesendet und Philipps I Söhne behagten sich in Nachahmung einzelner vornehmer Lebensformen; aber die derbe Gesundheit des Volks, zumal des Adels, und das sächsisch-lutherische Wesen walteten vor und ließen Fremdes noch nicht aufkommen. Herzog Philipp II von Stettin (st. 1617) als gelehrter Philolog erzogen, veredelte die müßige Liebhaberei anderer Fürsten an Sammlung von Kunstgegenständen zu einem geistigen Besitzthume; seine Freude an Gemälden, Bildern, Münzen, Emblemen, Handzeichnungen, Stammbüchern mit sogenannten „Kunststücken", wie sein geehrter Gast Philipp Hainhofer im schmucken Schlosse von Stettin i. J. 1617 ihm vorlegte, war Blüthe und Frucht eines wissenschaftlichen Studiums und auf italienischen Reisen geläuterten Geschmacks. Aber dennoch stand er unter seinen Brüdern und Sippen des sächsischen Schlages als eine fremdartige, blasse, krankhafte Erscheinung vereinzelt **), und im Pommerlande zeigt sich noch keine Spur von galanten französischen Rede- und Hofkünsten. Jagd, Trinkgelage und Späße blödsinniger oder schalkhafter Narren reichten aus, das Leben zu würzen

Der brandenburgische Hof endlich befand sich in den beiden ersten Jahrzehenden des XVII Jahrh. in einer Periode der Umwandlung, welche erst in den letzten Jahren der Regierung des großen Kurfürsten sich vollendete. An Leben und Sitte mit Adel und Volk ächt alt-sächsisch, hatte das Haus Brandenburg alle politischen und kirchlichen Sympathien des verschwägerten Kurhauses in Sachsen auch mit dessen derber

---

*) Ueber August s. Ph. Jul. Rehtmeiers Braunschweig-Lüneburgische Chronica. Braunschw. 1722. F. Th. III, Anfang.

**) Ihm ließ Hainhofer in Augsburg den berühmten Pommerschen Kunstschrank, jetzt in der K. Kunstkammer in Berlin, anfertigen. S. das Tagebuch an vielen Stellen.

Genußsucht getheilt, doch überall mit anstandsvoller Gemessenheit. Zwar waren unter Johann George, dem Sohne Joachims II, ganze Schaaren tapferer märkischer Edelleute, von Johann von Buch und dem Burggrafen Fabian von Dohna geführt, zu den Hugenotten und in die Niederlande, den „Kirchhof des norddeutschen Adels", gezogen; zwar galt der „wälsche Graf", Rochus von Lynar mit seiner französischen Gattin und dem Sohne Kasimir, welche die „Discours" von François de la Noue und andere politische und literarische Neuigkeiten aus Frankreich, gleich beim Erscheinen lasen, viel am Hofe in Berlin; aber das einfache Gepräge des Lebens und der Erziehung ward in nichts geändert. Höchstens fällt die Lust am hohen Kartenspiel, im „Primiren" als etwas Fremdes auf. So blieb es auch, selbst als der Kurfürst Johann Sigmund den nicht unvorbereiteten Schritt that, das reformirte Bekenntniß, dem schon einzelne Glieder der Familie gehörten, am Hofe einzuführen (1613), und als die pfälzische Heirath des Kurprinzen Georg Wilhelm (1616) auch der pfälzischen Politik und Bildung den Eingang zu eröffnen schien. Die Hofgemeinde verhielt sich in der Minderzahl, bestand anfangs nur aus den preußischen Dohnas, Fabian und Abraham, einigen märkischen Edelleuten, wie den Brandts, und höheren Beamten, zumal selbst die regierende Kurfürstin in ihrem alten Bekenntnisse verharrte. Würdevolle Einfachheit bei gefälligen Sitten bemerkte der Patrizier aus Augsburg, als er im October 1617 in Abwesenheit Johann Sigmunds dessen Familie aufwartete, und in einer, der Enkelzeit kaum begreiflichen, doch ehrerbietigen Traulichkeit mit ihr und den Vornehmsten des Hofes verkehrte. Die Kurfürstin erzog ihre junge Herrschaft „gar schlecht in Kleidung, sagend: man weiß dennoch wohl, daß sie Kurfürsten Kinder seien, denen die Tugend und Gottesfurcht viel größere Zier als die Kleidung gäbe." Nur das Eine fiel dem Gaste auf, daß an der Grafentafel, an welcher Abraham von Dohna und Johann Ernst von Schlieben, Hof-Kammerrath, des Kurfürsten Statt vertraten, „gute Conversation, sonderlich in französischer Sprache, die alle Mit-

speisenden, die drei Hofmarschälle (Hofmeister) der zwei Kurfürstinnen und der Kurprinzessin, ein deutscher Obrist, und der Schloßhauptmann reden konnten," geführt wurde*). „Alla francese" nannte man die Vertraulichkeit, daß die Gäste nach einmaligem Vorlegen der Speisen nach Belieben zugreifen, im Trinken Bescheid thun durften, oder nicht, auch selbst nach ihrem Durste sich einschenken ließen. Wie sollen wir es aber erklären, daß der Hof von Berlin, bei gleicher Bildung, Politik und Kirchlichkeit, sich bis auf den Regierungsantritt Friedrich Wilhelms so wenig als Dresden mit dem patriotischen Streben der nahen, verwandten Anhalter betheiligte?

Mit wenigen Zügen müssen wir auch die gleichzeitigen gesellschaftlichen Zustände der katholischen deutschen Höfe in Beziehung auf unseren Gegenstand zur Anschauung bringen. Seit das Kaiserhaus im Vertrage von Passau die Reichseinheit aufgegeben, hatten die deutschen Habsburger bis auf den liebenswürdigen Max II sich immer mehr gewöhnt, sich im nationalen Verhältnisse auch zu ihren undeutschen Erbländern zu betrachten. So war der Hof zu Wien und Prag namentlich unter Rudolf II, dem Halbspanier, das Abbild aller verschiedenen Nationalitäten, welche Habsburgs Scepter vereinigte, und Sympathie für ideales Streben der Deutschen, wie für Dichtkunst und Sprache, nur ein gedankenleerer Kanzleistyl geworden, wie denn die häufigen „Poëtae Caesarei laureati" gemeinhin durch die Comites Palatini Caesarei, die „kaiserlichen Pfalzgrafen", ihren wohlfeilen Titel erhielten. In so fern nun die geistige Bewegung im Gebiete des Geschmacks und der Redekünste bei der Gegenpartei, der protestantischen, blieb, und diese ihren Stützpunkt an Frankreichs neuer wie älterer Dynastie fand; widerstrebten die katholischen Höfe nach dem Falle der Ligue zwar dem französischen Einflusse in Sitte und Sprache, erwarben sich aber durch solche Abwehr wenig Verdienst um das volksthümlich Deutsche, indem sie mit offenen Armen von dorther Bildungselemente aufnahmen, wo

*) Tagebuch. S. 117 ff.

die Hauptkraft ihrer Partei ihren Sitz hatte, aus Italien und Spanien. So war denn der deutsche Genius gleich bedroht, ob von Paris oder von Rom und Madrid das Fremde eindrang. Die Einwirkung des Italienischen und Spanischen auf Sitte und Sprache tritt schmählich in der ersten Häfte des dreißjährigen Krieges hervor. Nur geistliche Kurfürsten und Stände, im Gegenstoße zweier Kräfte, bewahrten eine kurze Zeit eine gewisse Unabhängigkeit, um später beiden Richtungen sich zu überlassen. Vom Kurfürst Maximilian von Baiern, dessen Haus sonst dem italienischen Modeeinfluß offen stand, wird bemerkt, daß er von seiner Kanzlei zwar nicht Purismus forderte, doch ihr das vornehme Sprachmengen nicht ohne Rüge nachsah *). Sonst drängt sich dem Beobachter die Bemerkung auf: daß, wenn der Oberdeutsche bequem und zwangslos in seiner Mundart sich erging, er auch ein reineres Deutsch schrieb; so bald er dagegen im schriftmäßigen Hochdeutsch sich bewegte, er aus Unbehülflichkeit ohne Wahl die fremdesten Ausdrücke, lateinisch, italienisch, spanisch und französisch, gleichsam als zierlichere Zuthat, aneinander reihete. —

6. Der Einfluß des spanischen Romans auf Hoflustbarkeit, Sitte und deutsche Poesie. Die Inventionen. Ringelrennen.

Um dem deutschen Hofadel die Liebe zu verschollenen Musenkünsten zu wecken, oder mindestens seine verödete Phantasie mit romantischen Vorstellungen zu befruchten, bot sich nach der Mitte des XVI Jahrh. eine neue Art ritterlicher Vergnügung in Verbindung mit einem begierig gelesenen fremden Buche. Die Turniere und Scharfrennen, unter den Deutschen im XIV und XV Jahrh. die

*) In Lor. Westenrieder's Beiträge zur Hist., Geogr. und Stat. München Th. VIII. 1806. S. 155 bemerkt der Kurfürst bei dem Worte Cartell in einem Kriegsberichte d. J. 1624 (st. des gewöhnlichen Quartier) „Quartier oder Cartell ist ein Ding, wie wasser und Wein, Ich wollt nur gern wissen, wer der Sprachmeister, so täglich was Neues aufbringt."

gefährliche Leidenschaft eines eisernen Geschlechts, hatten sich in der Reformationszeit ziemlich überlebt; was unter dem alten Namen nach der Umgestaltung des Kriegswesens durch die Feuerwaffe und den Gebrauch des „Faustrohrs" (Pistole) bei der schweren Reiterei (ungefähr um 1543) *) noch üblich war, galt nur als Spiel gegen den mörderischen Ernst in den Tagen Albrecht Achills und Kaiser Maximilians. Als König Heinrich II von Frankreich i. J. 1559 im Lanzenbrechen seinen Tod gefunden, suchte die Ritterschaft, einmal gewöhnt an jene Lustbarkeit, für den Reiz des Wagnisses Ersatz in anmuthigen, sinnreichen Formen des Spiels mit unschädlicheren Waffen, und übertrug auf das Schaugepränge die spanische Romantik, welche mit den Habsburgern aus den Maurenkämpfen gekommen war. Als Eigenthümliches verband sie mit der Nachahmung süd-europäischer Chevalerie die schon heimische Tändelei mit redenden Sinnbildern (Devisen), moralischen Sinn- und Denksprüchen (Motto), Emblemen, die zwar ihren Ursprung jenseits der Alpen nachweisen **), aber früh ein Eigenthum der gern moralisirenden Deutschen, zumal im gelehrten Reformationszeitalter, geworden waren. In diesen recht eigentlichen Ritterschauspielen spielten die heidnische Götter- und Fabellehre, die griechische und römische Geschichte, die Thaten der Amadise von Gallien mit ihrem ganzen Gefolge der irrenden Ritterschaft, welche die Deutschen schon

*) Die Pistole als Hauptwaffe der deutschen Reiterei, der „Schwarzen" (Reistres) bis lange nach dem 30jähr. Kriege, ist, wenn auch nicht in Deutschland erfunden, doch zuerst kurz vor dem schmalkaldischen Kriege im Großen gebraucht worden. S. Mémoires de M. et G. Du Bellai ed. Lambert. Par 1753. t. VI. p. 35. Sachsen und Franken machten sich im schmalkaldischen Kriege als „Pistoliers" berufen.

**) S. den fleißigen Aufsatz über die deutsche Spruchpoesie am Ende des Mittelalters in der Deutschen Vierteljahrsschrift Nr. 36. Unrichtig ist jedoch die Behauptung, die Devise sei auch in Italien vor 1402 nicht gebraucht worden. Auf einem Stiergefechte im römischen Colosseo i. J. 1332 unterschieden sich die Ritter durch zum Theil sehr phantastische Devisen, Annali di Ludovico Monaldesco in Murat. S. S. R. J. t. XII. col. 535.

vor der ersten Uebersetzung kannten, hinein, und gewährten das ergötzlichste Ganze in Verbindung mit der Pracht der Scenerei, der Buntheit der Aufzüge und künstlichen Vorrichtungen der Mechanik. Die erste große Festlichkeit der Art ward vom jungen böhmischen Könige Maximilian, der seine Jugend in Spanien verlebt, im Frühling 1560, also bald nach dem Frieden, in Wien begangen. Wir theilen, um anschaulich zu machen, den Hauptthergang mit. Der erste Act war ein Fußturnier; vier hochfürstliche und adlige Herren, ein Erzherzog, ein Genuese, und zwei Oesterreicher, hatten sich in einem öffentlichen oder gedruckten poetischen Aufrufe vermessen, die Undankbarkeit der Jungfrauen gegen jedermann mit einer gewissen Zahl von Spießstößen und Schwerdtschlägen zu behaupten. Sie, die Mantenadores (spanisch für mainteneurs) genannt, zogen prachtvoll gerüstet mit Musik und Fahnen, und sechzehn Patrinen (zugleich Zeugen, Secundanten und Ordnern) auf die geschmückte Bahn. Dann kamen eilf ganz verschieden gekleidete und gerüstete Züge, die Avantureros, Avanturiers, welche das Abenteuer bestehen wollten. Dazwischen wechselten wohl andere „Inventionen“, Riesen mit ganzen Tannenbäumen, als wilde Männer angethan, die Göttin Isabella von Karthago, altfränkisch als Sibylle gekleidet, mit einem Felsen, aus welchem Musik und Vögelsang erschallte. Drinnen saß ein gefangener Ritter, welchen die Zauberin aus fernen Landen hergeschafft, weil er sich nach dem Kampfe für die Treue der Jungfrauen sehnte. Als kurzweilige Parodie ritt Markulphus verkehrt auf seinem Esel dazwischen, in burleskem Aufzuge, wohl ausgestopft, um die Burzelbäume und Schläge auszuhalten. Mantenadoren und Avantureros wichen einander unter klirrenden Schwerdtern und krachenden Lanzen keinen Fuß breit. Wie es mit den Preisen (Dänken) gehalten wurde, sagt unser Bericht nicht; wohl aber daß der Lautenschlager und Dichter Wolf Wolfrath den Spruchdank erhielt, wie bei anderen Gelegenheiten ein „Inventions“- und Rüstdank, für die sinnreichste Erfindung und die zierlichste Ausrüstung den Wetteifer lockte. — Während eines Roßturniers erschien der

Schalksnarr, und brachte den Cupido mit einer goldenen Kette gefesselt, drohend, ihn wegen der Untreue der Damen zu hängen. Auf Maximilians Wink fleheten zwei Knaben in Frauenkleidern um die Rettung des armen Gottes und nahmen die Ritter ins Gelübde; nur einer erließ als Mantenador die Aufforderung, den Cupido als Anstifter der Untreue zu henken. „Welcher Avanturero einen Dank in den vier Rennen gewönne, sollte den Liebesgott eine der Staffeln vom Galgen herablassen.“ Zwei Mantenadoren ritten darauf mit dem Gefesselten herbei, welcher auf die Stiege einer hohen Henkerbühne gestellt ward, um nach dem jedesmaligen Ausgange des Kampfes erhöht zu werden oder herab zu steigen. In vierzehn glänzenden Parteien stellten sich die Avantureros ein, die zehnte begleitete ein Merkur und die Tochter der großen Cybele, vom Rathe der Götter abgesandt, das frevle Unternehmen der Ritter, welche den Cupido hängen wollten, zu hintertreiben, „sintemal nichts in der Welt ist, das nit von wegen der Liebe erschaffen und dazu geschaffen ist.“ Als die Göttin auf einen mit auf die Bahn gebrachten Felsen schlug, sprengte unter Feuerwerk und Springquellen ein Ritter heraus. Die Rennen waren ernsthaft und unentschieden; die Mantenadoren schrien: henkt Cupidinem! die Abenteurer verboten es, bis auf letzterer Ersuchen das Frauenzimmer der Königin ihm das Leben erbat, und den Knaben von den Mantenadoren geschenkt erhielt. Nach dem Abendtanze erfolgte die Austheilung des Dankes, welcher mit Reden und Gegenreden empfangen wurde. — In ächt spanischem Sittenkostüm war das vierte Fest, ein Turnier „auf dem Colosseum des Mars und der Venus“, deren achtzehn Fuß hohe Bilder auf Säulen standen. Die Mantenadoren, Italiener, Spanier und ein Böhme, behaupteten die unübertreffliche Schönheit einer Dame, deren Bildniß gezeigt werden sollte. Siegten oder verlören die Herausforderer, so solle doch die Jungfrau bei ihrer Würde bleiben, „weil es menschlicher Blödigkeit nicht gebühre, zu verkleinern, die der Allmächtige so vollkommen erschaffen habe. Der Avanturer, welcher den Mantenador besiege, dürfe den Kranz, das

Pfand seiner Jungfrau, nicht wieder erhalten, auch nicht über die Brücke der Liebe (einen Baumgang) reiten.“ Am bestimmten Tage führte darauf ein prachtvoller Zug zwischen zwei Ehrenholden ein niederländisches Fräulein mit dem bedeckten Bilde der gefeierten Dame, und der spanischen Inschrift: „Gebt die Waffen gütlich, Ueberwunden hab ich“, in die Bahn. Das Bild ward am Dianenbaume erhöht, zu beiden Seiten mit phantastischen Emblemen und Sprüchen der Mantenadoren. Sie hatten mit nicht weniger als mit neunzehn Parteien der Avantureros zu kämpfen, die, um auch in Inventionen nicht zurückzubleiben, Faunen, wilde Männer und Göttinnen, hinter sich her zogen. Ein verkleideter Ritter, mit Waffen unter der Frauentracht, überreichte ein Schreiben: „ihr Ritter sei unterwegs von Faunen entwaffnet worden; auf Fürsprache der Damen möchten ihr die Richter den Raub zurückstellen, da sie selbst streiten wollte, daß sie die schönste und tugendhafteste aller Jungfrauen sei.“ Auf die Bewilligung trat sie als Anvanturero ein. Andere Parteien gefielen sich in burlesken Erfindungen; alle waren mit Devisen und Sinnsprüchen reichlich versehen. — Bei der Austheilung des Dankes erhielt ein Ritter auch den Rüstdank*). — Dies war der Grundtypus der Vergnügungen des Hofadels aller deutschen Fürstenhäuser bis weit in das Jahrhundert Ludwigs XIV hinein; versteht sich unter den mannigfaltigsten Variationen der geschichtlichen Beziehungen, Kostüme, Sinnbilder, Inventionen, in denen der Reichthum der Erfindung jedoch allmälich sich erschöpfen mußte, und darum ein Hofmarschall oder ein Hofdichter, welcher noch nie da gewesenes ersann, des Inventionsdankes gewiß war. So fand der junge Edelmann einen Reiz mehr zum Romanlesen, zugleich an wissenschaftlichen Höfen die Aufforderung, sich auf ausländische ernstere

*) S. den Bericht hinter F. B. von Bucholtz Gesch. der Regierung Ferdinands I. Wien 1832. Th. VII. Dem Verf. lag ohne Zweifel eine ausführliche gedruckte Erzählung, wahrscheinlich in Reimen und mit Bildern, vor.

Poesie, Geschichte und Völkerbeschreibung zu verlegen, zeitig auch die zierliche Gemessenheit der wälschen Verse in deutschen Reimen zu versuchen, und bei einmal erwecktem Patriotismus oder zur Abwechslung Stoff, Kostüm und Geberdung eines Ritterschauspiels aus der „deutschen Heldengeschichte" zu entlehnen. Aber erst spät trat diese Ernüchterungsperiode ein, und der Amadis von Gallien, welcher i. J. 1583 in einer Uebersetzung in Folio erschien, der Geschmack an den „Schäfereien", an der Diana Georges de Montemayor, die zeitig in Deutschland bekannt wurden, und das maurisch-spanische Kostüm, welches Ginez Perez de Hita's vortreffliches Buch der europäischen Lesewelt vorzauberte, blieb vorherrschend. Inzwischen änderte aber der weichlichere Sinn auch die noch immer halsbrechende oder derbe Püffe austheilende Art der Gymnastik, welche die Hauptsache bei jenen phantastischen Ritterschauspielen gewesen war. Ob auf andern Wegen unmittelbar aus Spanien oder durch den viel bewunderten Chronikanten der bürgerlichen Kämpfe der Zegris und Abencerrages in Granada? — in den letzten zwanzig Jahren des XVI Jahrh. ward eine chevalereske Lustbarkeit bekannt, welche weniger Stöße, Schläge und Unfälle, dagegen mehr Gelegenheit bot, zierliche, gefahrlose Reiterkünste zu zeigen, und in allerliebsten Inventionen und galanten Reimereien zu glänzen. Das „Ring- oder „Ringelrennen". Welcher Hof in Deutschland zuerst und in welchem Jahre diese Lustbarkeit eingeführt habe, wollen wir nicht entscheiden; sie findet sich ziemlich gleichzeitig an den calvinischen und lutherischen Höfen, und sättigte über ein Jahrhundert nicht den Sinn der deutschen Cavaliere, die ihr das sorgfältigste Studium in Italien und Frankreich widmeten. So viel stehet aber fest: „das Ringelrennen (juego de sortija) ist maurisch-spanischen Ursprungs, und Ginez Perez de Hita oder sein angeblicher maurischer Autor, Haben Hamin, entzückte zuerst mit den Schilderungen der solenes fiestas, welche der Wetteifer der Zegris und Abencerrages mit wundersamen Erfindungen in dem Prachthofe der Alhambra Granadas am Löwenbrunnen vor dem Söller

ihrer Schönen aufführte. Die Hergänge mit den Mantenadores und den Ventureros, den Aufzügen und mannigfachen quadrillas, mit den Devisen und invenciones, die Kämpfe um den Gott Amor und das Bild der Schönsten, die Austheilung des Dankes auch für Rüstung und Erfindung *), welche uns der Spanier mit unnachahmlicher Naivetät wortreich erzählt **), sind ganz dasselbe, was wir in dem Turniere am Hofe Maximilians II gesehen haben, nur daß die phantastischen Gebilde, ohne die Zuthat deutscher Spaßhäftigkeit, am Hofe der Maurenkönige im natürlichen und geschichtlichen Einklange mit aller Umgebung heraustreten. Sie sind leibhaftige Romanzen; die deutschen Nachahmungen zum Theil frostige, fremde Kunstproductionen. Und dennoch entkeimte diesen Sprößlingen aus der Heimath des Granatenbaumes, wenn auch nicht eine neue deutsche Dichtkunst, doch die „neue deutsche Poeterei"!

So reizende Künste waren besonders am vergnügungssüchtigen und prachtliebenden Hofe Friedrichs IV von der Pfalz willkommen und entfalteten zumal bei Hochzeiten in Allegorien und Aufzügen, mit denen auch die classische Gelehrsamkeit sich betheiligte, eine Mannigfaltigkeit, welche nur die leichtsinnige Herrschaft Friedrichs V überbieten konnte. Geistvollere Nahrung fand das Ritterschauspiel in Kassel beim Landgrafen Moritz (1592), der eine besondere Rennbahn baute und griechische Symbolik, auch die neue Feuerwerkskunst mit Turnieren und Ringelrennen verband ***).

---

*) Joya de invencion y de galan.

**) Die erste Ausgabe von Hita's Historia de los Vandos de los Zegris y Abencerrages, Cavalleros Moros de Granada, de las Guerras civiles u. s. w. erschien, so viel uns bekannt, in Zaragoza 1595. 8. Das IX und XI Kapitel enthält die prächtigste und ausführlichste Beschreibung des juego de Sortija.

***) Rommel a. a. O. II, 394 ff. Die Ritterspiele von 1596 bis 1600 wurden mit ausgemalten Bildern herausgegeben. Später auch arkadische Dialoge und Beschreibungen in lateinischen Versen. — Eine ausführliche Schilderung der Ritterspiele zu Stuttgart i. J. 1596 giebt Felix Platter S. 196. Thomas Platter und Felix Platter zwei Autobiographien, herausg. von Fechter. Basel 1840. 8.

Gedruckte Kartelle der „Manutenitoren" von der Erfindung des Landgrafen, im Namen der Helden des Alterthums, verzauberter Prinzessinnen, der mythischen Personen, ergingen an die Abenteurer; Allegorien, die Jahreszeiten, alle politischen Tugenden, opernartige Darstellungen ganzer Fabeln, wie des Actäon und der Diana, Mohren und Aethiopier, Schäfer gaukelten über die Bahn; Kämpfe gegen Riesen und Drachen, der ganze Parnaß mit den Musen, auch i. J. 1613 eine Nachahmung jenes Wiener Gottesgerichts über Cupido, den Landfriedensbrecher. Allen handelnden Personen waren deutsche Reime ohne besondere Originalität in den Mund gelegt; merkwürdig aber ist, das sich keine Spur altdeutscher oder nordischer Mythologie erkennen läßt. Sehr früh eigneten sich auch die Höfe von Anhalt den neuen Geschmack an, und verstanden ihn, bei geringerem Prunke, zu veredlen. Schon i. J. 1575 finden wir Fürst Joachim Ernst als Mantenador bei einem Ringelrennen in Stuttgart*), und bei der Vermählung seiner Tochter Hedwig mit dem Kurfürsten von Sachsen, August, im Januar 1586, gewann der junge Fürst Christian auf der Rennbahn zu Dessau als „Mantenador" den zweiten Dank. Christian war es auch, welcher die junge Wittwe zwei Jahre darauf zur zweiten Ehe nach Holstein geleitete, und das Ringelrennen als etwas Unbekanntes dem ehreifrigen dänischen Adel producirte. Fürst Ludwig hatte, wie wir sahen, die Kunst, „zierlich zu Roß den Spieß steif zum Ringtreffen zu führen", in Paris erlernt; beim Jahre 1614 begrüßen wir an ihm die erste Regung, seinen deutsch-vaterländischen Sinn auch unter dem erborgten Spiele kund zu thun. Seine Schwester Sophie Elisabeth, eine Dame, welche Italienisch, Französisch und Lateinisch aus dem Grunde verstand, und so fleißig Plutarch und Seneca las, daß sie oft die Tafel darüber vergaß, ward mit dem Herzoge Georg Rudolf von Liegnitz und Brieg vermählt. Auch der Piast, dessen Geschlecht schon früher mit Anhalt sich verschwägert, seit einigen Jahren reformirt, trug

---

*) Beckmann V. 185.

durchaus das Gepräge der calvinischen Geistesbildung an sich, jene Liebe zu den fremden Redekünsten, deren Gegensatz zur Nachahmung aufrief, und von wesentlichem Einfluß auf die Bildung des schlesischen „Maro“, Martin Opitz, und auf die sogenannte erste schlesische Dichterschule geblieben ist. Auf dem Beilager zu Dessau erschöpften sich Ludwigs Brüder in der Ersinnung poetischer Aufzüge beim Ringelrennen. August erschien unter Vortritt der Sibylle von Kumä als Aeneas mit seinen sechs Gefährten; Rudolf im Amazonengefolge mit der Königin Myrina; Joachim Ernst der jüngere als Amadis von Gallien mit Esplandian, Lisuarte und den andern Sternen der irrenden Ritterschaft; es fehlte König Agramante mit seinen Mohren nicht, nicht ein türkischer Sultan aus Liquia. Nur unser sinnende Ludwig trat mit seinen Gefährten als altdeutscher Held und dessen Gefolgschaft auf, und dann noch einmal, bedeutsam für seine Geschmacksrichtung, als Führer einer Schäferbande aus Arkadien, unzweifelhaft nachdem er Honoré d'Urfée's Astrée gelesen hatte, die eben von ganz Frankreich verschlungen wurde. — Aber an jenes Zeichen erwachten Vaterlandssinnes knüpfte sich noch ein zweites wichtiges Moment. Unter Anhalts jungen gebildeten Hofleuten zeichnete sich Tobias Hübner, der Sohn eines Kanzlers Johann Georgs, geb. i. J. 1578, vorgebildet auf dem Gymnasium zu Zerbst, und auf den Hochschulen in Frankfurt und Heidelberg in der Jurisprudenz unterrichtet, vortheilhaft aus. Er hatte Frankreich durchreist, mit Philippes de Mornay, mit den jüngeren Dohnas, Achatius und Christoph, Fabians des Burggrafen Neffen und Erben, sich befreundet, Italienisch und Spanisch, besonders aber Französisch in solcher Zierlichkeit erlernt, daß „er es eingebornen Franzosen zuvorthat.“ Im J. 1608 hatten den Bürgerlichen die Dohnas als „Gouverneur“ für Joachim Ernst, Johann Georgs ältesten Prinzen, empfohlen, mit dem er in Amberg, Genf, Saumur und Paris weilte, in den bekannten Händeln unter Fürst Christian vor die Feste Jülich zog, und durch Waffenthaten mit den „Champions“ sich ritterbürtige Anerkennung errang. Von Amberg kam er darauf

nach Anspach zu Markgraf Joachim Ernst, machte sich i. J. 1613 wegen seiner Wissenschaft in Ritterspielen beliebt, wohnte nicht allein der Heimführung der Stuart in Heidelberg als Gast bei, sondern leitete auch alle „Inventionen" bei jenen Festen, für welche er Nürnbergs Künstler beschäftigt hatte. Auch nach anderen Proben seines „Genius" für Ritterschauspiele im Herbst 1613 nach Dessau heimgekehrt, ward er Geheimer Rath Johann Georgs, Hofmeister der jüngeren Prinzen, und die Seele der feinen Gesellschaft an jenem Hofe. Mit vielem Wissen, großer Belesenheit und mäßigem Dichtertalente ausgerüstet, war Tobias Hübner es, welcher bei jenem Beilager des Piasten *) zuerst deutsch in der metrischen, wiewohl kunst- und regellosen Nachahmung französischer Versmaße sich versuchte, wohl auch die Reime für Fürst Ludwigs altdeutsches Heldenspiel dichtete. So finden wir den gewandten, chevaleresken Mann als ersten Unadlichen in der jungen Fruchtbringenden Gesellschaft, als vielbetrauten „ersten Erzschreinhalter" rastlos für Gesellschaftszwecke thätig, dabei aber zugleich voll so reizbaren Bewußtseins seiner poetischen Thaten, daß er dem „schlesischen Maro" die Ehre streitig machte, die fremden Versmaße, zumal Alexandriner zuerst in unsere Sprache eingeführt zu haben **).

Wie an den Höfen Anhalts in der Stille und sich selbst noch unklar eine deutsche Opposition sich vorbereitete, reifte auch am Hessischen ihr ein reichbegabter Geist entgegen, unser Dietrich von dem Werder, den gleichfalls kurz vorher die vornehmste Welt im Ritterspiele gekrönt hatte. Als Stallmeister des Landgrafen befand er sich bei den Feierlichkeiten zu Ehren der Krönung des Kaisers Matthias, und errang auf dem kaiserlichen Ringelrennen zu Frankfurt (16 Juni 1612) den vierten Hauptgewinn, einen sehr großen Becher „in der Form einer Wein-

---

*) Ueber T. Hübner, Beckmann VII, 229. Jenes altdeutsche Ritterspiel erschien mit Kupferstichen durch Hennig Großen in Leipzig im Drucke. Beckmann V, 228.

**) Darüber ausführlich unten.

krause, so ein Riese auf der Achsel trägt". Die andern Gewinner waren nur hohe Fürsten und Grafen; unter ihnen empfing der schlichte Edelmann den Dank nach dem Abendtanze auf dem Römer *). Aber es gab auch keinen zierlicheren Reiter und Pferdelenker als den Uebersetzer „des Heerzugs in das h. Land" **). Die kurfürstlichen Höfe zu Dresden und Berlin blieben in diesen Lustbarkeiten nicht zurück; das lehren die „Stechbahnen" und die Fülle von Inventionsgerümpel, welche man noch spät in den Rüstkammern vorfand. Mythologisch und allegorisch, jedoch gemeinverständlich, scheinen in Dresden die Aufzüge der Manutenatores und Avanturirer beim Turnier mit gebrechlichen Lanzen und bei den Inventionen im Ringelrennen gewesen zu sein ***); ein gespreizter cheruskerhafter und Wittekinds-Stil in Kartellen, vergoldet mit spanischem Romanschmuck, stammt wohl aus einer viel späteren Periode, nach dem westfälischen Frieden, als ein patriotisch-erstorbenes Geschlecht mit arminischer Geberdung sich selbst persiflirte. —

Dennoch förderte unbewußt diese Romantik ein Streben nach Sprachreinheit und edlem Ausdrucke selbst unter Verhältnissen, welche der Erweckung eines deutsch-volksthümlichen und poetischen Sinnes nicht eben günstig waren. Man fühlte es, daß die Sprache der Kämpen ihrer idealen Sache angemessen sein müsse, und that darum der alltäglichen Gewöhnung Zwang an. So ist ein Kartell aufbewahrt, welches zu Wien um Fastnacht 1626 auf Anlaß des Verlöbnisses Ferdinands, des jungen Königs

---

*) Continuatio Ioan. Sleidan. deutsch. Th. IV. S. 56. Frankf. a. M. 1616. F.

**) Das Geschlecht Von dem Werder führte ein silberfarbenes reich gezäumtes und gesatteltes Pferd im Schilde. Als D. v. d. W., Stallmeister des Landgrafen, bei einem Einzuge in Kassel einst ein besonders künstlich abgerichtetes Roß ritt, begeisterte er den Rector zu einem lateinischen Gedichte, in welchem das Musenroß natürlich die Vergleichung bot. Vergl. Königs Sächsische Adels-Historie. Leipz. 1727. Fol. Th. I. S. 1026.

***) Müller. a. a. S. 133.

von Ungarn, mit der Infantin Donna Maria feierlich an das Thor der kaiserlichen Burg angeschlagen wurde, und, obgleich in etwas kanzleimäßigen Perioden, dennoch als Musterdeutsch gelten kann. Die Liebe redet: „Was in der weiten Welt schön und wunderlich, was in den unterschiedlichen Werken der Menschen löblich und glorwürdig zu finden ist, hat alles seinen Anfang und Ursprung von mir und den reinsten Flammen meines himmlischen Feuers: so hat sich doch dieser Sonnenklaren Wahrheit entgegen die Vermessenheit der menschlichen Undankbarkeit bei etlichen zwar tapferen und freudigen, gegen mir aber untreuen und meineidigen Kavalieren so weit vergessen und verloren, daß ungeachtet meiner großen Macht, durch welche allein sie zu adlichen und rühmlichen Thaten getrieben und geleitet worden, sie sich nicht allein nicht scheuen, mir, aller ihrer löblichen Gedanken und Vornehmen Anfängerin, die gebührende und schuldige Ehre abzuläugnen, sondern dörffen auch mich aller schändlichen und untüchtigen Werke, so sie selbst üben, beschulden, ja öffentlich für eine Feindin der Tugend, Zerstörerin der männlichen Tapferkeit und Ursacherin aller Art leichtfertiger Gedanken ausschreien! O falsche, ungetreue Gemüther! Die Stralen meiner liebreichen Gütigkeit thun keine andere Flamme erwecken, kein ander Feuer anzünden, als eine brennende Begierde zu allem, was schön, recht, ziemlich und löblich ist" u. s. w. Darauf macht die Liebe kund, sie habe den König Philocleontem (Ferdinand III) als Spiegel aller treuen Liebhaber erkohren, um mit dem Schwerdte wider männiglich zu behaupten, „daß die Liebe in den adlichen Gemüthern ein Sporn und Stachel sei zu tugendlichen und ritterlichen Thaten." *) — Die Erfindung dieses Kartells ist nicht neu; dasselbe mag vielleicht auch eine Uebersetzung aus dem Spanischen sein; indessen würden wir uns umsonst bemühen, aus dem Zeitalter Kaiser Karls VI und den Anfängen Maria Theresias in der Sprache der sogenannten

*) F. Ch. Khevenhillers Annal. Ferdinand. t. X (Leipzig 1724. F. S. 1079.)

Wirthschaften etwas gleich Tadelloses im Ausdrucke unserer Herausforderung von 1626 an die Seite zu stellen.

Dürfen wir darum gleich nicht leugnen, daß jene fremden Ritterschauspiele die Phantasie der vornehmen Herren befruchteten, so mußte begabteren Naturen dennoch die Lust bei unvermeidlicher Wiederholung, bei öder gedankenleerer Pracht erkalten, und, gelangweilt und unbefriedigt bei pomphaften Declamationen und Reimspielen, feinere Geister nach angemessenerer Nahrung sich sehnen. —

In Bezug auf eigentliche Sittlichkeit bemerken wir noch, daß, wenn nicht Beispiel und strenge Zucht an vielen Höfen die adlige Jugend unverdorbener erhielt, das moralische Gesetzbuch der neusten Chevalerie, wie sie unter Heinrich IV blühete und vor den Ritterspielen sich verkünden ließ, als gar schwache Abwehr vor Verirrung und Handlung „wider adlige Ehre und Tugend" diente. Heinrich IV, der Abgott des deutschen Calvinismus auch nach dem „Sprunge", war ein geisteheller Fürst, duldsam aus Politik und kirchlicher Gleichgültigkeit, liebenswürdig und leutselig, für das Behagen seiner Unterthanen löblich besorgt. Aber den Namen des Großen, mit dem auch Deutsche ihn zu belegen liebten, verdiente er nur im Vergleich mit der Gewöhnlichkeit und Kleinheit, welche neben ihm fast auf allen Thronen saß. So urtheilt, wer den inneren Zusammenhang seiner Thaten verfolgt, und die heillose Lüderlichkeit kennt, welcher der Hof nach dem Vorbilde des Gebieters unbefangen sich überließ, der da weiß, daß verliebte Neigungen des gealterten, oft betrogenen Galans den Ausschlag zu wichtigen Staatsentschließungen gaben. — Wie die gefeiertsten Cavaliere des Hofes das weibliche Geschlecht betrachteten, lehrt nebst anderen markvollen Zügen der damaligen Chevalerie eine Erzählung Edwards Lord Herbert of Cherbury. Der Welshman, in Shropshire um 1583 geboren und in der gelehrten Pedanterie seiner Zeit, aber auch chevaleresk erzogen, ward mit Ehrerbietung und Neid erfüllt, als auf einem Balle der geschiedenen Königin von Frankreich, jener berüchtigten Marguerite von Valois, ein Mann in den

Dreißigern, ohne besondere Schönheit, mit halbgrauen Haaren, schlecht gekleidet, mit der zuversichtlichsten Keckheit in den Saal trat, und die edelsten Frauen und Jungfrauen sich um seine Nähe, ein Wort aus seinem Munde, fast rissen. Es war Monsieur de Balagny, der Enkel des ketzerischen Bischofs Jean de Montluc, des Bruders Blaises, jenes entsetzlichen Hugenottenwürgers. Der Engländer fragte nach dem Grunde so entgegenkommender Höflichkeit der Damen, und erfuhr, Herr von Balagny sei einer der tapfersten Männer der Zeit, indem er acht bis neun Edelleute im Zweikampf erlegt habe *). Bald darauf begegneten sich Lord Herbert und der Franzose in den Laufgräben vor Jülich (1610); Balagny rief: „Monsieur, on dit que vous étes un des plus braves de votre nation, et je suis Balagny; allons voir, qui fera le mieux“. Sogleich lief er mit bloßem Degen auf die feindlichen Werke los. Der Engländer eilte ihm nach und erklärte, Herr von Balagny solle entweder zuerst umkehren, oder er (Herbert) würde n i e w i e d e r zurückkehren. Da nun der erste drei= bis vierhundert Kugeln, welche man auf die einzelnen Sturmläufer abschickte, um seinen Kopf pfeifen hörte, sagte er: par Dieu il fait bien chaud! und rannte dem Lager zu. Langsam und bedächtig folgte ihm der romanhafte Lord **). Bald nach dieser gascognischen Rodomontade sagte Herbert zu dem berüchtigten Fechter: er höre, daß Balagny eine schöne „Maistresse“ habe, deren Schärpe er trage; er wolle ihm aber beweisen, daß er eine noch schönere, würdigere Dame liebe, und daß er für sie eben das zu thun bereit sei, was Balagny oder jeder andere für die seine. Der französische Kriegsmann und Galan machte eine lustige Miene, und wich mit einem so gemeinen, pöbelhaften Spaße der ritterlichen Ausforderung aus, daß wir seine Worte nur englisch unter dem Texte angeben

---

*) The life of Edward Lord Herbert of Cherbury, written by himself. (3 edit. London 1778. 4. Horace Walpole) p. 70.

**) ebend. 80.

können *). — Daß so der Geist gewesen sei, welchen die neueren Ritterromane in Frankreich unter den letzten Valois und den ersten Bourbons hervorriefen, ehe Urfée's Astrée eine unschuldigere arkadische Verliebtheit vorübergehend zur Mode machte, bekennt ausdrücklich der edle Hugenotte, François de la Noue, genannt Bras de fer. Er tadelt besonders deshalb das Lesen des Amadis von Gallien, weil es „d'amours deshonestes, impudiques et sales" beförderte, die „Dariolettes" infame maquerellage lehrten, die Zucht der Ehe schändeten, und jenes Buch seit dreißig Jahren die Duellwuth bis zur furchtbarsten Höhe gesteigert hätte. Diese Aeußerung that Herr de la Noue nicht in der Weise einer düsteren, strengen, calvinischen Moralpredigt, sondern als ein wahrer Patriot beim Hinblick auf den politischen Verfall des Königreichs **). Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß solcher Geist auch unter den großen Herren und der vornehmen Welt in Deutschland wucherte. Wir wollen zwar der Verdächtigung eines neueren Schriftstellers gegen die eheliche Treue der schönen Elisabeth von der Pfalz nicht unbedingt glauben, da ihr neuester Geschichtsschreiber sie in Schutz nimmt ***), ungeachtet spätere Vorfälle im Haag die Böhmenkönigin in den Mund der Leute brachten; immerhin wird man jedoch gestehen, daß ein Paladin, wie der ausschweifende junge Bischof von Halberstadt, welcher mit der Zügellosigkeit seiner Soldatesca sich brüstete, dem Ruhme der unglücklichen Dame nicht zum Frommen gereichte. Gewiß regte sich ein richtiges

---

*) ebend. 100. — „looking merrily, said, if we shall try, who is the abler man to serve his mistriss, let both of us get two wenches, and he, that does his bussines best, let him be the braver man." Empört nannte der Britte den Franzosen „paillard" und ritt fort.

**) Discours politiques et militaires du Seigneur de la Noue. Rochelle 1590. 16. disc. VI. „que la lecture des livres d'Amadis n'est moins pernicieuse aux jeunes gens, que celle des livres de Machiavel aux vieux." Die erste Ausgabe erschien 1587 zu Lausanne.

***) Wir meinen Gfrörer und Häusser.

Gefühl in der Bemerkung des Siegers von Stadt=Loen*): „Der Wahlspruch Christians: Tout pour Dieu et pour Elle! habe die Krieger des Halberstädters nicht begeistern können, da sie, denen die Jungfrau Maria ein Dorn im Auge ist, die sie ihr Bildniß in keiner Fahne, Kirche, in keinem Zimmer leiden möchten, ihr einen sterblichen Madensack vorzögen und Gott dem Allmächtigen al pari setzten.“ — Bekannt sind die Frivolitäten, welche der ehrbare schwache Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel, des Halberstädters Bruder, in seinem Hause entdeckte. —

7. Die deutsche Reimkunst um 1617. Die schlesische Bildung. Martin Opitz.

Eine freie eigene Dichtkunst schöpft und erfüllt sich, wie aus einem Borne, aus dem Gesammtleben des Volks, und je nachdem dasselbe in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft, in Sitte und Geselligkeit, in Gemüth und Sprache sich gestaltet hat, ist der Ausdruck in der Poesie. Aber in welcher Dürre und Erstorbenheit trat das deutsche Volksleben ins XVI Jahrhundert! Die erwärmende Vorstellung Vaterland und Gemeinstaat war untergegangen; jeder fand sein Vaterland nur in der kirchlichen Bekenntnißverwandtschaft; die Glaubensinnigkeit der Väter erloschen in Sektenhaß, theologischer Erbostheit und politischer Berechnung; die ursprüngliche Kunst ausgeartet in Kleinmeisterei und Nachäffung fremder Muster, die Wissenschaft in unfruchtbare Pedanterie oder klingenden Prunk; die Sitte in Völlerei, oder leeres Gezier, die Geselligkeit vervornehmt oder verspießbürgert; das Gemüth versunken in Knechtssinn und Gemeinheit, erstarrt und erhärtet unter der Zucht zelotischer Sittenprediger, als der Todfeinde natürlicher Regung, erfüllt mit dämonischen Vorurtheilen und Teufelsfurcht,

*) Fr. v. d. Decken H. Georg v. L. Th. I, 112.

versehrt oder angesteckt und erkrankt durch alamodische Untugenden und Laster; die Sprache ein trüber, schmutziger Strom, trägfließend, außer Stande, die Unsauberkeit auszustoßen, niederzuschlagen. Daß letzteres Bild nicht zu grell gemahlt sei, entscheide der Leser, wenn er Luthers deutsche Schriften, Johann Thurnmaiers und Thomas Kantzows deutsche Chroniken, Johann Mathesius' Predigten über Luthers Leben, oder dessen Bergpostille von Joachimsthal, Adam Reißners Geschichte der Frundsberge, Johann Fischarts verwegene Regel- und Gesetz verhöhnende Riesenhumors-Sprache mit der verwässerten, schleppenden, saft- und kraftlosen, mit Fremdwörtern überladenen Ausdrucksweise im Theatro Europaeo, in Nicol. Belli Oesterreichischem Lorbeerkranz, dem „fortgesetzten Sleidan" und zahllosen anderen Werken vergleicht. Noch viel schlimmer war es mit dem Tone der Correspondenz und der Conversation der vornehmen Welt.

Aber der Kern, die Keimkraft des deutschen Volks, lebte noch, und darum mußte es auch eine deutsche Poesie geben, welche, wie auch immer sie sei, das Symptom des Seins ist. Gedichtet und gereimt ward nun auch damals unübersehlich viel; aber welches große vaterländische Ereigniß, welch' neuer Gedanken, welches frische, kecke Gefühl, welcher Drang der Leidenschaft sollte die Brust des Dichters regen? Auch im Schoße des Bürgerthums trugen längst sich nicht mehr Ereignisse zu, wie noch i. J. 1576 die Reise des Züricher Breitopfs nach Straßburg, welche unsern Johann Fischart zu seinem „Glückhaften Schiff" begeisterte. Deßhalb finden wir denn überall bis auf die „Trutznachtigal" Friedrich Spee's, auf Rodolf Weckherlin, die armseligste Reimerei in der unbehülflichsten Sprache, zumal bei Familienfesten hoher Gönner, Beschreibung von Jagden, Beilagern, Hoflustbarkeiten in „gebundener" Rede. Fromme Seelen begnügten sich mit den Liedern des Reformationsjahrhunderts; das einzige ächte Erzeugniß mochten noch die Seufzer, Stoßgebete, Trost- und Sinnsprüche sein, welche Noth und innere Anfechtung vieler Zeitgenossen hervorrief, aber der Oeffentlichkeit

mit Recht vorenthielt. Heiteres Wohlgefallen erwecken uns bei weitem mehr die harmlosen Bürger und jungen Gesellen, welche in ihren Meisterschulen, wie zu St. Katharina in Nürnberg, zu Straßburg, Mainz, zu Görlitz *), andachtsvoll nach ihrer Tabulatur kunstgerechte Weisen anstimmten. Die wackeren Leute fanden eine neidenswerthe Befriedigung in ihrer „holdseligen" Kunst, und begehrten nicht den Beifall der lesenden Menge; eben so wenig als die Zunft der Spruchsprecher, welche, wie Wilhelm Weber zu Nürnberg, ihren „Klingpfennigsstab" in der Hand, die Hochzeitsgäste durch gereimte Schwänke aus dem Stegreif zu ergötzen berufen waren. Wir begrüßen früh sogar bei den Meistersängern löbliche Sprachreinheit: als dritten Fehler rügten die „Merker" unter der Bezeichnung „falsch Latein" den unnöthigen Gebrauch lateinischer Wörter statt der deutschen **). — Widerwärtig dagegen stellen sich uns die anmaßungsvollen „kaiserlichen gekrönten Poeten" dar, von denen die Städte wimmelten. Sie zu krönen hatten weder der unglückliche Sternengrübler in Prag, Rudolf II, noch sein unheimlicher Bruder, Kaiser Matthias, sich hergegeben, sondern für mäßiges Honorar die vielen brodlosen kaiserlichen Pfalzgrafen. Den hochtrabendsten dieser Gesellen müssen wir kennen lernen, weil er den Anhaltern ein früher Nachbar am Parnaß war, und, wider Absicht, unsere Sprache um ein treffliches Wort bereicherte. Der Ehrenmann hieß Jacob Vogel und war seines Zeichens ein Bader zu Stößen an der Saale, einem Städtlein zwischen Naumburg und Weißenfels. Obgleich er sein Bischen Latein gar mit dem Donate in der Badstube ausgeschwitzt, mangelte es

---

*) In Görlitz erschien i. J. 1572 Adam Puschmanns von Görlitz Gründlicher Bericht des deutschen Meistergesangs, darinnen begriffen, was einem jeden, der sich Tichtens und Singens annehmen will, zu wissen von nöthen. „Joh. Christoph. Wagenseilii Bericht von der Meister-Singer-Kunst" hinter dessen Commentatio de Civitate Noribergensi. Altdorf 1697. 4. p. 520. Die Singerschule zu Görlitz ist gewiß nicht ohne Einfluß auf Jacob Böhm geblieben.

**) Wagenseil a. a. O. S. 526.

seinem „Baußner Sturme" (1620) doch nicht an Bewunderern in Sachsen, und stellte er zu Jena 1617 „Ungrische Schlacht Henrici Aucupis in campo Martispurgensi" gedruckt ans Licht *). Wie er von sich dachte, lehren die Reime:

> Deutschland hat zwar einen Lutherum,
> Aber noch keinen Homerum,
> Einen rechtschaffenen Propheten,
> Aber doch keinen rechtschaffenen Poeten,
> Doch nun thut Gott erwecken frey
> Einen Vogel der ohne Scheu
> Zum teutschen Poeten gekrönet ist
> Von hohen Leuten dieser Frist.

Aber die undankbare Nachwelt erfand für die poetischen Ergüsse des Baders an der Saale die kränkende Bezeichnung Salbaderei. — In dieselbe Reihe als Obersachse gehört Gottfried Finkelthauß, Bürgermeister zu Leipzig, welcher sich vornehm unter dem Namen Greger Federfechter von Lützen versteckte, und ein allerliebstes Räthsel auf seinen Tauf- und Geburtsnamen mit den Worten schloß:

> Rath, ob dus kannst erfinden,
> Wie heiß ich vorn und hinden? **)

Finkelthauß's halber Landsmann, Joh. Christ. Göring aus Wenigen-Sömmern, war dennoch so entzückt, daß er nichts Besseres von Apollo zu wünschen hatte, als „Herrn Finkelthausen Orffeisch-Bluton- und Proserpien-erweichendes, Amffionisch-Steinfelsen nach sich führendes und Arionisch-Delffin-bewegendes Klingen".

---

*) Im J. 1626 bei Johann Weidners Witben, in Verlegung des Authoris, und bei Vermeidung einer scharfen Satyre, nicht nachzudrucken. S. den Artikel Vogel in M. E. N(eumeisters, Pfarrers in Sorau) Specimen Dissertationis historico-criticae de Poëtis Germanicis hujus saeculi praecipuis. Lips. 1695 und Wittebergae 1708.

**) Besseres über ihn geben Flemmings Poemata, Eb. 1666. S. 598, freilich aus d. J. 1638.

Am Hofe zu Dresden dichtete bei festlichem Anlasse Georg Pezold aus Drebach „Sachsen und Wachsen", und stellte die mannigfachen Hergänge wenigstens anschaulich dar, ungefähr in der Weise der besseren Pritschmeister bei süddeutschen Freischießen, etwa Lienhard Flexels, Bürgers zu Augsburg (um 1560) *). Mit einem mehr amtlichen Charakter, und wahrscheinlich meist Latein, poetisirte der gelehrte Janus Seussius (st. 1631), kurfürstlicher Geheimschreiber, „poeta et poetarum studiosissimus", ein Gönner des schlesischen Maro. Auch Kaspar Barth, der tiefstudirte lateinische Junker im Leipziger Paulinum, versuchte sich i. J. 1626 in einem „deutschen Phönix", vor dessen Sprache schon die Kritik am Ende des Jahrhunderts Abscheu äußert. Was wir von Doctor Hoe's, des einflußreichen Hofpredigers Johann Georgs, Kanzelgabe kennen, zeichnet sich durch gutes Deutsch, Reichthum an gefälligen Bildern, welche jedoch mehr an Abrahams a St. Clara tändelnde Possen, als an lutherische Kernhaftigkeit erinnern, aus **). Kraft und Gewalt der Sprache verräth auch, was von Daniel Kramers, des berühmten Pfarrherren bei St. Marien in Stettin, Beredsamkeit aufbewahrt ist ***). Man dürfte erwarten, daß der Gebrauch altlutherischer Kirchenlieder und die Predigt einen merklichen Einfluß auf die Sprachbildung eines Geschlechts ausgeübt hätte, das der kirchlichen Andacht mit so unverbrüchlicher Gewissenhaftigkeit oblag. Denn Gottes Wort mußte doch wohl in lauterem Deutsch verkündet werden, und überlieferungsweise erhielt sich der Kanzeltypus der Reformatoren. Aber das äußere Leben überrang die fromme Gewöhnung. — Zu den vereinzelten Erscheinungen, was eine gewisse Sprachrichtigkeit und Würde des Stils angeht, gehört Johann Domanns, jenes furchtlosen

*) Proben der Beschreibung der Taufe Herzog Augusts i. J. 1614 bei Müller I, 135.

**) Ein Stück aus der Taufpredigt ebend. S. 138.

***) D. Crameri Großes Pomrisches Kirchenchronikon. Stettin 1628. Fol. S. 201.

Rathsherren in Stralsund und Generalsyndikus der Hansa, Gedicht auf die alte teutsche Hansa (1618) *) und in Süddeutschland, außer Rodolf Weckherlin, Pet. Denaisius zu Straßburg. Philander von Sittewald rühmt auch Herrn Isaac Habrecht, welcher lange vor Opitz die teutsche Sprache mit zierlicher, eigensindiger Reimkunst herrlich gemacht habe **). Dagegen hat die schlesische Bildung so zeitig das Streben unserer Anhalter in sich aufgenommen, ja dasselbe mit sich fortgerissen, wenn es sich sträubte, daß uns diese eigenthümliche gleichzeitige Erscheinung noch zu beleuchten bleibt. Ursprünglich slavisch, aber früh deutsch colonisirt, pflegte und bewahrte Schlesien, in die Masse des Slaventhums eingeklemmt, mit um so innigerer Liebe und Sorgfalt die überkommene Cultur, welche nur an sich selbst Rückhalt fand. Ohne schweren Kampf mit dem Geiste der neuen Kirche vertraut geworden, geduldet und duldsam gegen die Bekenner des alten Glaubens, der seine sinnliche Pracht mitten in lutherischen Städten zu entwickeln fortfuhr, als provinzielle Einheit in einer reichen Hauptstadt vermittelt, die in gedeihlichem Verkehre mit dem deutschen Süden ja mit Italien, verharrte, genoß Schlesien eines glücklichen Jahrhunderts. Fürsten, Adel und Städte blieben ungefähr in dem Verhältnisse zur Krone Böhmen, wie die deutschen Vasallen und Städte, als das Reich noch in Kraft stand. Die Theilung der Piasten in viele Zweige gewährte mehr als einen Mittelpunkt der Bildung, ohne die Freiheit des Einzelnen zu gefährden; die gemeinschaftlichen Ständetage verliehen das Mittel, als Gesammtheit dem Oberherren gegenüber sich geltend zu erhalten und wohlhergebrachtes Recht zu vertheidigen. Obrigkeitliche Sorgfalt und Verlangen nach Unterricht hatte früh auch in kleineren Städten gute Schulen hervorgerufen; Philipp Melanchthon be-

---

*) Ueber Domann als Rathsherrn s. Bartholds Geschichte von Rügen und Pommern. IV. 2. S. 448 ff. Sein Gedicht, 90 Strophen, s. in Morhofs Unterricht v. d. teutsch. Sprache und Poesie. Augsb. 1702. S. 347 ff.

**) Gesichte II, 655.

zeugte: „kein deutsches Land habe so viel gelehrte Leute erzeugt, namentlich Dichter (lateinische), welche auch Italien gelobt hätte, als seiner Zeit Schlesien.“ Fast im ganzen deutschredenden Norden war die Schule berühmt, welche Valentin Friedland von Trotzendorf (st. 1556) im kleinen Goldberg gegründet. Die Anmuth und Fruchtbarkeit der Landschaft weckte und nährte heitere Seelen. Breslaus wohlhabende Patrizier, die Uthmann (Hotoman), Monow, Rehdiger liebten es, die Fremde zu sehen, durchreisten Frankreich und Italien, studirten auf auswärtigen Hochschulen, und brachten Neues für Leben, Kunst und Wissen in die Heimath. So der berühmte Thomas von Rehdiger, der nach mehrjährigen Reisen einen frühen Tod fand (1572), aber alle seine kostbaren Schätze, Bücher, Handschriften, Münzen, Alterthümer, seiner werthen Vaterstadt vermachte. Wo gab es, zumal im Nordosten, eine deutsche Stadt, welche bei ihrer Pfarrkirche der bildsamen Jugend so reiche Mittel bieten konnte, als Breslaus St. Elisabeth in ihrer Rehdigeriana? Unter dem Nachlaß des Patriziers befand sich jene Prachthandschrift der Chroniques von Jean Froissart, die lange für die vollständigste galt, und die einzige, jetzt verschollene Handschrift des Lobliedes auf den h. Anno. — Auch die Fürsten und der begüterte Landadel blieben im Bildungsdrange nicht zurück, und ein grober Irrthum wäre, nach jenen bodenlos lüderlichen Piasten von Liegnitz, Friedrich und Heinrich, welche als fürstliche Bettler die Welt durchzogen, und nach des ehrlichen Vollsäufers und Krautjunkers, Hans von Schweinichen „Lieben, Lust und Leben“ *), die Vornehmen Schlesiens am Ende des XVI und zu Anfang des XVII Jahrhunderts sich vorzustellen. — Mit Herzog Friedrich IV starb i. J. 1596 jener entartete Piastenstamm in Liegnitz aus, und mit Herzog Joachim Friedrich von Brieg kam ein erfrischtes Geschlecht in das Ländchen an der Katzbach und am Bober. Johann Friedrich, geb. 1550, und besser erzogen als sein Vetter

*) Doch lernte auch Schweinichen auf der Schule zu Goldberg nothdürftig Latein reden. S. die bekannte Selbstbiographie Th. I. S. 41.

Friedrich, — der seine „geniale“ Faulheit durch den Sinnspruch über seinem Bette, in welchem er die langen Jahre seiner Bestrickung zubrachte, humoristisch kund that: „Libero lecto nihil jocundius“ *), — lernte feinere Sitte am kurbrandenburgischen Hofe, und verpflanzte durch Vermählung mit Anna Maria, Tochter unseres Gesammterben von Anhalt, Joachim Ernsts (i. J. 1577), jene Bildung nach Liegnitz, welche das Geschlecht des Schwiegervaters aus der Pfalz und aus Frankreich sich eingeimpft. Seine beiden Söhne, Johann Christian und George Rudolf, geb. 1591 und 1595 und schon i. J. 1602 verwaist, folgten der Richtung ihrer Vettern in Dessau, Bernburg und Köthen. Der ältere studirte in Straßburg, durchreiste Frankreich, trat i. J. 1609 seine Regierung in Brieg an, und vermählte sich im December 1610 mit der Prinzessin Dorothea Sibylla von Brandenburg, jenem liebenswürdigen Gegenstande einer bekannten, wohlgelungenen literarischen Fälschung, der „lieben Dorel“ **). Die Verbindung mit Kur-Brandenburg und Anhalt machte ihn calvinisch, doch zum Glück für Schlesien, ohne jene politische Folgerechtigkeit. Sein jüngerer Bruder, sorgsam unterrichtet, studirte in Frankfurt, unternahm i. J. 1613—14 die große Rundreise durch Italien, Frankreich und die Niederlande, und vermählte sich, wie wir sahen, im Herbst 1614 zu Dessau mit der gelehrten Sophia Elisabeth. Er zeigte die meiste Uebereinstimmung des Geistes mit seinem Vetter und Schwager, „Ludwig von Köthen“; aus der Fremde hatte er eine stattliche Bibliothek mitgebracht; als Freund exotischer Gewächse, gelehrter Kräuterkenner, legte er bei seinem Residenzschlosse Liegnitz schöne Gärten an ***); ihn umgaben hochgebildete Räthe, und ehe er noch der Gesellschaft Ludwigs beitrat, keimte schon in seiner nahen Landstadt Bunzlau das Talent, welches

*) Jacob Schickfuß, Schlesische Chronica. Jena. Fol. (1625) II. 57.

**) Selbst Stenzel (Gesch. des preuß. Staates I, S. 540 ff.) hielt die gemüthvollen Schilderungen von Koch in Hoffmanns Monatsschrift von und für Schlesien, Jahrg. 1829. S. 142 ff. für ächt.

***) Schickfuß a. a. O. II,¦ 62 ff.

den poetischen Geschmack der Deutschen zum Umschwung brachte, und George Rudolfs Hof verherrlichte. Gleichzeitig durchwehete den Adel Schlesiens ein neuer, wissenschaftlicher und musenfreundlicher Geist, unleugbar nicht ohne Verbindung mit der reformirten Kirche, die außer den Brüdern von Brieg und Liegnitz, schon i. J. 1603 den Markgrafen Johann George von Jägerndorf für sich gewonnen hatte. Auch die katholischen Dohnas, wie Graf Karl Hannibal, waren freigebige Mäcene, denen ein Ehrensold von hundert Thalern für ein deutsches Kirchenlied nicht zuviel dünkte; wie die Bibran, Promnitz, Rödern, Stange und viele andere. Französische Geschmacksbildung galt als Haupterforderniß für die Gesellschaft. Abraham von Bibran (st. 1625), der fast alle Länder Europas gesehen, und ihre Sprachen, selbst das Spanische, verstand, dichtete eine italienische Grabode auf seinen Bruder Adam, und Friedrich von Logau, der Enkel Georgs auf Schlaupitz, einer der besten lateinischen Dichter, wenige Jahre nach Opitz geboren, verfaßte schon in frühester Jugend „verliebte Gedichte", ehe er in der Sprache seines gefeierten Landsmannes der fruchtbarste Epigrammatiker der Deutschen wurde. —

Bei dieser allgemeinen, gründlichen aber der Fremde entlehnten Bildung der Schlesier, die schon so nahe daran war, den Sprung ins Vaterländische zu versuchen, bedurfte es nur eines kühnen, hervorragenden Geistes, um die Muse aus dem fremden, unbequemen Gewande, den Fesseln der Sprache zu befreien. Und dieser Befreier erstand, unter den geschilderten Einflüssen im Gebiete von Liegnitz. Martin Opitz, geboren am 23. Dezember 1597 in der Stadt Bunzlau, in lustiger Gegend, welche der Bober durchrauscht, der Sohn nicht unbemittelter bürgerlicher Eltern, hat früh und spät dankbar die Vorzüge gepriesen, welche ihm seine Vaterstadt, die Wiege vieler Gelehrten und besonders tüchtiger Schulmänner, gewährte *). Dort

*) S. im allgemeinen Christoph. Coleri Laudatio Honori et Memoriae Martini Opitii dicta, deutsch mit fleißigen Zusätzen in K. G. Lind-

erhielt er eine gründliche classische Bildung unter dem Rector Valentin Sanftleben, und befreundete sich früh mit seinen gleichgesinnten Altersgenossen, Kaspar Kirchner und Bernhard Wilhelm Nüßler, die ihm später als gelehrte Räthe am Hofe zu Liegnitz den Weg zur vornehmen Gesellschaft öffneten. Auf der Schule in Breslau, deren Rector, Johann Höckel, zum seltenen Beweise, wie man in Schlesien humanistisches Verdienst lohnte, in den Adelstand erhoben wurde, bildete er sich in gesellschaftlichen Formen aus und machte als erstes Erzeugniß seiner Muse i. J. 1616 einige kleine lateinische Gedichte im Druck bekannt. Nach einem kurzen Aufenthalte in Beuthen (1617), wo der Freiherr von Schönaich ein Gymnasium errichtet hatte und Opitz zwei vornehme Knaben beaufsichtigte, ging er mit Nüßler auf die Universität Frankfurt (1618). In diesem Jahre muß es räthselhaft mit unserem jungen Humanisten zum Durchbruch gekommen sein, daß er, bei gleich bedeutenden Anlagen und Kenntnissen zum lateinischen Dichter, als deutscher wiedergeboren wurde. Als warne eine göttliche Stimme die deutschen Gemüther vor der Gefahr, sich selbst zu verlieren, schrieb Martin Opitz grade um die Zeit der bald zu erzählenden Dinge in Weimar, einen merkwürdigen Aufsatz: Aristarchus, sive de contemptu linguae teutonicae, gedruckt i. J. 1618, und gab dann in Görlitz seine ersten deutschen Gedichte, ein Brautlied und ein Hochzeitslied, heraus (1618). Beide „Gelegenheitsgedichte" sind nicht etwa geniale Blitze eines plötzlich erwachenden Dichtergeistes, sondern freie, muthwillige Ergüsse üppiger Phantasie eines zwanzigjährigen Jünglings, noch ohne jene Eleganz, Regelrichtigkeit und Glätte in Wort- und Versfügung, in denen Opitz bald für anderthalb Jahrhunderte unerreichbar war. Noch ist ein Geheimniß, ob ein gleichzeitiges Büchlein, das auch der unermüdlichste und gelehrteste Sammler aller älteren deutschen Druckschriften über Poesie und Sprachkunst*)

ner: Umständliche Nachricht von des weltberühmten M. O. Leben rc. Hirschberg 1740. 8.

*) Freiherr von Meusebach.

nie gesehen zu haben versichert, einen belebenden Einfluß auf unseren noch lateinisch-verpuppten Dichter, etwa wie der erste warme Frühlingssonnenstrahl auf den verhüllten Schmetterling, ausübte, nämlich „Ernst Schwabens von der Heyde Poetik oder Poesie", angeblich i. J. 1616 erschienen, wie ein späterer Schlesier, Wenzel Scherffer in der Vorrede zum 6. Buche seiner geist- und weltlichen Gedichte behauptet *).

Was M. Opitz selbst über den Gang seiner Bildung in jener einem zwanzigjährigen Jünglinge entflossenen Rede, Aristarch, bei sonst tiefen Aufschlüssen erzählt, genügt nicht, einem von beiden die Krone für das erste Wagniß entschieden zuzuertheilen. Wir geben dem Leser den Hauptinhalt jener Rede, die Opitz vielleicht noch in Beuthen gehalten, weil sie, eine literarische Seltenheit, in einer wenig bekannten Ausgabe seiner Werke verborgen liegt **). Nachdem er seinen religiösen Schauer bei Betrachtung der Größe der germanischen Vorwelt eingestanden, spricht er vom Verfall der alten Sprachen und klagt dann über die schnöde Vernachlässigung der herrlichen deutschen Muttersprache. „Wir unternehmen gefahrvolle und kostbare Reisen ins Ausland und ringen mit allen Kräften danach, uns und dem Vaterlande nicht mehr ähnlich zu scheinen. Während wir mit maßloser Begier die fremde Sprache erlernen, bringen wir die unsrige in Verachtung. Eher sollten wir streben, gleich wie wir von Franzosen und Italienern Geist und Eleganz erborgen, auch unsere Sprache nach ihrem Vorbilde zu glätten und auszubilden; aber wir schämen uns unseres Vaterlandes und trachten danach, daß wir nichts weniger als die deutsche Sprache zu verstehen scheinen. Aus dieser Quelle strömt das Verderben auf Vaterland und Volk; wir verachten uns selbst und werden deshalb verachtet. So verändert sich die reinste

*) Erschienen zu Brieg, 1652. 8. Notiz aus Neumeister a. a. O. p. 75. 91.

**) Lindner B. II. S. 6. hat die erste Ausgabe, einen Bogen, einmal besessen. Ein Abdruck findet sich allein in der Ausgabe Danzig 1640 (1641?) 8.

und vor fremdem Schmutz bisher bewahrte Sprache und artet in die wunderlichste Redeweise aus; Ungeheuer von Wörtern und Krebsschäden (carcinomata) greifen in der Stille um sich, bei welchen ein ächter Deutscher kaum seinen Unwillen, zuweilen kaum seinen Ekel unterdrückt. Man sollte meinen, unsere Sprache sei eine Schlammgrube geworden, in welche der Schmutz der übrigen untereinander gemischt zusammenflösse. Es ist fast kein Satz, keine Wortverbindung, die nicht nach dem Ausländischen schmeckt. Von den Lateinern, Franzosen und Spaniern und Italienern tauschen wir ein, was daheim bei weitem schöner wächst." Darauf folgen einige Beispiele so galanter Sprachmengerei, wie wir sie auch jetzt noch alle Tage vernehmen. „Möchten doch alle treugesinnten Deutschen sich zusammenschaaren, um unsere herrliche Sprache zu retten; so lange wir noch nicht unsere Tugend eingebüßt. Sie fleht unsere Hülfe an, durch fremden Schmuck geschändet und entstellt!" — Als Beispiel von dem Reichthum, der Fülle und Sinnigkeit führt der lesebegierige Student die neue Uebersetzung des Amadis von Gallien an, „in der sich die Sprache keineswegs erschöpft habe". Kundig der Ueberreste altdeutscher Poesie, beruft er sich auf Stellen aus dem Marner, den der schlesische Schüler schon gelesen hatte, rühmt Italien, Spanien, Frankreich (wegen Marot's, Bartas' und Ronsards), England wegen Sidney's und a n d e r e r, nicht W. Shakspeare nennt er, und preist die Versuche des Niederländers Daniel Heinsius, in der Landessprache die lateinische Eleganz fast überboten zu haben. Die Behauptung, daß Deutsche, wenn auch nicht mit gleichem Erfolge, doch in gleichen Versarten und nicht unähnlicher Würde, als jene Völker, Gedichte verfassen könnten, stützt der Jüngling auf seine deutschen Verse, die er kürzlich in Nachahmung des beliebten französischen Sylbenmaßes der Alexandriner einem hohen Gönner vorgelegt habe. Sein schmerzvoller „Anruf an die Fortuna, die Stiefmutter", das erste Beispiel deutscher Alexandriner versteht zwar noch nicht den Wortton mit dem Fall des Verses zu vereinigen, und kennt noch keine Zeitmessung, verräth aber schon ein glückliches Studium. „Anders lautete freilich

ein „Sonnet" Ernst Schwabens von der Heyde, des gebildetsten und liebenswürdigsten Mannes; er habe aber dessen deutsche Gedichte erst lange nachher gelesen, als er bereits seine Versuche gewagt, die er, zusammen mit den lateinischen oder gesondert, einst ans Licht zu geben gedenke". Die Regeln, welche Opitz darauf über die Zahl der Füße, über zwölf- und dreizehnsylbige Verse, über die Stelle des Einschnitts und andere Kunstmäßigkeit, auch über die „Vers communs" mittheilt, sind wichtig für den Streit, welchen nach einigen Jahren der „Erzschreinhalter" unserer Gesellschaft gegen den Schlesier erhob, ein Streit um die „Priorität", welcher den deutschen Maro dem sonst so gleichgesinnten, gleichstrebsamen Bunde von Anhalt entfremdete. Am Schlusse seiner Rede giebt Opitz auch ein Beispiel des beliebten Anagrammatismus, nach Schwabens Vorgange, gesteht aber, man müsse seine goldene Muße nicht in so frivolen Spielereien verschwenden. —

Unter den Stürmen, die mit dem J. 1619 auch Schlesien erfaßten, gewann Opitz's Freund, Nüßler Eingang beim Hofe zu Liegnitz als Secretair; unsern Dichter dagegen, den bereits so hohe Entschlüsse begeisterten, trieb es in die Welt hinaus, nachdem er seine politische Aufgeregtheit bei der Wahl des unglücklichen Winterkönigs durch eine gedruckte Rede an König Friedrich von Böhmen (Breslau 1619) bezeugt hatte. Mit Unterstützung seines Vaters ging er nach Heidelberg, den Most der Jugend in seinen Adern, um, seines Berufes sich bewußt, mit einer Urtheilsfähigkeit, welche das Studium und die Nachahmung geschärft hatten, gehoben durch den Beifall heller, kräftiger Geister dadraußen, nach langen Irrfahrten, in seine entzückte Heimath wiederzukehren. Und da fand er denn einen schönen Bund ihm ähnlicher Männer, die gleichwohl „peinlich zögerten", „das Auge Schlesiens", „Deutschlands Ovidius" und „Maro" in ihre Mitte aufzunehmen.

8. Die älteren deutschen Akademien zur Pflege der lateinischen schönen Redekünste. Konrad Celtis. Die rheinische Gesellschaft und ihre Schwestern.

Durch einen Verein gleichgesinnter Männer wissenschaftliche und humanistische Bestrebungen zu fördern, war im Anfang des XVII Jahrh. nicht ein durchaus neuer Gedanke, aber zur Zeit in der Erinnerung verdunkelt. Wir meinen nicht die Akademie, welche angeblich unter Alkuins Vorsitz am Hofe Karls d. G. zusammentrat und ihre Glieder mit Prunknamen aus den classischen Tagen Judas, Griechenlands und Roms bezeichnete; diese altfränkische Akademie hat nur in der Einbildung neuerer Gelehrten bestanden, indem sie den Humor des belesenen Angelsachsen, seinem Kaiser so wie gelehrten Freunden im wechselnden Spiele beziehungsreiche Namen aus der Vergangenheit beizulegen, dahin deuteten, Alkuin habe eine literarische Genossenschaft mit ausgesprochenen Zwecken und Pflichten gegründet und der Geistesrichtung und Bildung der Einzelnen gemäß die Namen angewendet. Unbeschadet unserer hohen Achtung vor der wissenschaftlichen Begeisterung des Angelsachsen und seinem Verdienste um die Bildung der Franken halten wir jene Angabe von der Hofakademie für eins jener vielen geschichtlichen Mißverständnisse, welche durch Vererbung aus einem Buche ins andere einen gewissen Anspruch auf Wahrheit gewinnen. So äußerlich lose geknüpft Alkuins literarische Genossenschaft war, so vereinzelt mühete sich Karl für die volksthümliche Bildung seiner deutschen Franken. Um vor unsern Anhaltern formal ähnliche Bestrebungen nachzuweisen, dürfen wir nur auf das letzte Jahrzehend des XV Jahrh. zurückgehen, auf die sodalitas celtica oder rhenana und deren vielverzweigte Schwestern als Nachahmung wälscher Muster.

In Italiens gelehrten Hauptstädten hatte das erneute Studium der lateinischen und griechischen schönen Redekünste um die Mitte des XV Jahrh. eine so unruhige, befriedigungslose Spannung der Geister hervorgerufen, daß die Ueberlieferung der

Schätze des classischen Alterthums auf Schulen und Universitäten nicht mehr genügte, sondern auch außerhalb der Hörsäle Gesellschaften sich bildeten, die in schwärmerischer Verehrung der Alten das dazwischenliegende Jahrtausend fast fortleugnen mochten, und um sich und die Neuzeit gleichsam als beleidigende Störung zu vergessen, in ihren Zusammenkünften sich Beinamen aus der classischen Welt beilegten, ja die Illusion so weit in das bürgerliche Leben hineinzogen, daß man bürgerliche Herkunft und Namen darüber aus den Augen verlor. Der erste dieser liebenswürdigen heidnisch-gesinnten Phantasten hatte auch wohl noch einen besonderen Grund, seinen Geburtsnamen zu verhüllen; ein unehelicher Sproß des erlauchten Hauses der Fürsten von Salerno nannte er sich Julius Pomponius Lätus, und legte auch den begeisterten Jünglingen Roms, welche um ihn sich schaarten, berühmte Namen aus dem Alterthume bei. In ungesättigter Lust forschte Pomponius Lätus mit seinen Akademikern nach den Denkmälern römischer Größe und zog Handschriften aus dem Staube der Verborgenheit. Aber diese älteste Akademie der neuern Zeit fiel in die Herrschaft des stolzen, unwissenden und politisch-eifersüchtigen Papstes Paul II (gewählt 1464), welcher eine Verschwörung hinter dem unschuldigen Treiben witterte und das Haupt der Akademie, so wie den Callimachus Experiens (Philipp Buonaccorsi), den Bartholomäus Platina und andere grausam verfolgte, sie durch Martern zum Geständnisse ihrer gefährlichen Zwecke zwingen wollte.*) Erst mit dem Tode des barbarischen Oberhaupts der Kirche (1471) endeten die Drangsale der Akademiker, deren Benennung auch nur auszusprechen als Ketzerei bestraft wurde. Der unermüdete Pomponius Lätus, durch ein Vermächtniß seines Freundes Platina seit 1481 Besitzer einer anmuthigen Villa in Rom mit schönen Gärten, fuhr in seinem zauberischen Streben fort bis an seinen Tod (1492), und das Beispiel der römischen Akademie bewirkte, daß sich alle Sitze der Gelehrsamkeit Italiens mit ähnlichen

*) Historia B. Platinae de vitis Pontificum Romanorum in Paulo II.

Anstalten füllten. In folgerechter Entwicklung befreundeten sich, früher oder später, alle diese Gesellschaften neben den classischen Studien mit der Pflege der Muttersprache, welcher Ausbildung des Geschmacks und Schärfung des Geistes an den Mustern der Alten nothwendig vorangehen mußten. So die Akademie zu Neapel, wo der Boden schon seit Alfons I Tagen bereitet war, unter ihrem Vorsteher Jovianus Pontanus, noch gedeihlicher durch das Vorbild Jacob Sannazars, als Akademiker Actius Sincerus genannt, dessen Arcadia an Reinheit der Sprache und Zierlichkeit des Ausdrucks alle früheren italienischen Dichtungen übertraf. Ebenso war Ferrara der glanzvolle Mittelpunkt von Bestrebungen, welche theils Latiums Dichter glücklich nachahmten, theils eine neue Gattung für die heimische Muse, das romantische Epos, erfanden. Fast jeder Pallast verwandelte sich in eine Akademie der Wissenschaften, in einen Tempel der Musen, besonders zu Mantua und Mailand. Auch die republikanischen Städte, wie Florenz, Venedig und das freiere Bologna, wetteiferten in reger Pflege der schönen Redekünste; bald war es die Verbreitung und Erklärung neuaufgefundener Classiker, die, wie zu Venedig, die Akademie des Aldus Manutius beseelte, bald die Bewunderung platonischer Weisheit, welche, wie zu Florenz, die platonische Akademie um Marsilius Ficinus vereinte, bald durchdrangen sich philologische Gelehrsamkeit und modernes Studium wie zu Bologna. *) Ueberall aber umschlang auch ein äußeres Band die Gesinnungsverwandten; heiterer Lebensgenuß, feinere Umgangsformen gesellten sich zum Ernst der Wissenschaft und wohlklingende lateinische oder griechische Namen verkündeten der Welt die sittliche Vornehmheit ihrer Träger.

Unserem Vaterlande nun, das gegen das Ende des XV Jahrh., von dessen Akademien wir zunächst reden, vermöge der erstarkten Hierarchie und des Rechtsstudiums in innigstem Verkehr mit Italien verharrte, konnte jene wunderbare Erregtheit der Geister

---

*) W. Roscoe's Leben Leo d. X. Uebersetz. Leipz. 1806. 8. Th. I. Zweites Kapit.

nicht fremd bleiben; früh erwachte die Nachahmung, wenn gleich die Deutschen verhängnißvoll auf halbem Wege stehen blieben und nur die Verehrung der schönen Redekünste der Alten, die Nachbildung der classischen Formen sich aneigneten, nicht aber bewußt auch an den Sprachen des Alterthums ihre eigene ausbildeten, bereicherten, veredelten. Als erste Deutschen verpflanzten die Humanitätswissenschaft mit ihren Folgen ruhmvoll in die deutsche Heimath Rudolf Hausmann der Friese, Johann Reuchlin der Schwabe, und Konrad Meissel (Pickel) der Franke, und ahmten auch bereits, jedoch anspruchsloser, die akademische Ziererei nach, den väterlichen Namen umzutaufen. Noch Rudolf Lange, der Westfale und wohlverdiente Dompropst in Münster, hatte, obgleich der Schüler gefeierter Meister in Italien, seinen schlichten Geschlechtsnamen noch beibehalten, ihn nur mit lateinischer Endung versehen; der Friese übersetzte nur den seinen bescheiden ins Latein; der Schwabe, hervorragend an Geist vor allen, hat die akademische Taufe, obgleich Hermolaus Barbarus selbst sie vollzog (1481), im bürgerlichen und gelehrten Leben hintenangesetzt, das mißgefügte Kapnio verschmäht, der Franke dagegen, eitler, verleugnete früh den angeborenen handwerksmäßigen Namen. Ueberhaupt sträubte sich Deutschlands einfacher Sinn, im gewöhnlichen Verkehr die fremdlautenden Namen aufkommen zu lassen; im bürgerlichen Leben hießen die gelehrten Männer noch lange wie ihre Väter; nur im preciösen Gelehrtenstaate und in der Schulsprache wurden die Prunknamen aufgenommen, mit denen bald jeder mittelmäßige Kopf vornehmthuend sich bezeichnete. Gleichwohl haben die classischen Fremdnamen in Deutschland zu Ende des XV und zu Anfang des XVI Jahrh. einen akademischen Ursprung, indem die Anhänger der neuen humanistischen Bildung dadurch im Gegensatze von der mittelaltrig-scholastischen sich unterschieden. Als Bekenner derselben Geistesrichtung gehörten sie alle in ein Band, das die Gesinnung knüpfte, ohne deshalb äußerlich einer abgeschlossenen Akademie beigesellt zu sein. Dergleichen sollte jedoch auch Deutschland zwanzig Jahre hindurch bestehen sehn.

Konrad Meissel (oder Pickel, was gleichbedeutend ist) geb. 1sten Febr. 1459 zu Wipfeld unweit Schweinfurt als Sohn eines begüterten Weinbauern, entfloh aus Begierde zum Lernen dem Vaterhause, und kam, auf Kölns Hochschule an scholastischem Krame bald übersättigt, und durch Wissensdrang nach Art fahrender Schüler weit umher getrieben, im J. 1484, nach Heidelberg. Hier mühete sich Johann, Kämmerer von Dalberg, geb. 1445 und seit 1482 Bischof zu Worms, Kanzler der Universität und Berather des Kurfürsten Philipp des Aufrichtigen, mit Gleichgesinnten das rege humanistische Studium zu wecken, welches ihn mit Begeisterung erfüllt hatte, als er, in Ferrara studirend, mit Rudolf Agricola und Dietrich von Plenningen den Bund der Freundschaft schloß. Der lebhafte junge Franke kündigte sich bereits als Geistesgenosse dieser Männer an, indem er unter dem akademischen Namen Conrad Celtis Protucius sich immatriculiren ließ, und erwarb bald durch poetische Fähigkeit und seine Liebe zu den schönen Redekünsten die Aufmerksamkeit der Hochstehenden in solchem Grade, daß Dalberg, Agricola und Plenningen ihn in ihre zwanglosen Gesellschaften aufnahmen, in denen, wie in der römischen Akademie, heitere Gespräche, scherzhafte Aufgaben und Redeübungen, Wein den Ernst des Studiums der Classiker würzten. So umschlang bereits ein loses Band die edlen Verehrer des Alterthums, als Konrad Celtis den Kreis derselben verließ, um zur Wallfahrt nach Italien durch Unterricht an andern deutschen Universitäten die nöthigen Mittel aufzubringen. Nachdem er Erfurt und Rostock besucht und aus Leipzig durch den finstern Scholasticismus vertrieben war, wanderte er i. J. 1486 nach Italien, hörte zu Padua, Ferrara, Bologna, Florenz und Rom die gefeiertesten Humanisten, saß noch zu des alten Pomponius Lätus Füßen, und kehrte dann über Venedig, auf weiten Umwegen heim, in nie befriedigter Reiselust und begeistert für den Gedanken, überall diesseits der Alpen nach italienischem Muster Akademien zur Förderung der classischen Literatur zu bilden. So wirkte er für seinen Zweck in Ungarn, wo Matthias Corvinus' Liebe zur

Pracht und zu den Wissenschaften, die erlesene Bibliothek desselben so wie die Bildungsfähigkeit der Staatsmänner und Prälaten die Gründung eines Vereins begünstigten. Unter dem schwankenden Namen sodalitas Septemcastrensis und Danubiana scheint derselbe seinen ersten Sitz in Ofen gehabt zu haben, konnte später aber von Wien aus alle poetischen Bestrebungen der Ungarn, Böhmen, Mähren, Oesterreicher und Baiern zu horazischen Spielen um so eher verbinden; als die Sprache der Akademie, die lateinische, jede nationale Verschiedenheit aufhob. Dann trieb es den ruhelosen Apostel humanistischer Liebesvereine, lehrend und lernend, nach Krakau und Polen bis Danzig hinauf, wo er die sodalitas Dantiscana Vistulana gründete; auch auf Pommerns dunkler Hochschule muß er gewesen sein, indem er eine seiner Gesellschaften Pomerana Codonea (Codanea) nannte. Ueber Breslau nach Leipzig gelangt, gab Konrad Celtis seine Ars versificandi et carminum heraus, und hatte bald darauf die Genugthuung als Begleiter des großmüthigen Kurfürsten Friedrich von Sachsen zum Reichstage von Nürnberg, am 18ten April 1487 vom Kaiser Friedrich III mit dem Lorbeer des Dichters gekrönt zu werden. Seit der eitle Petrarcha es sich hatte gefallen lassen, auf dem Kapitole zu Rom (**1341**) die Dichterkrone zu empfangen, hatten römische Kaiser wie Sigmund und Friedrich III in Italien diese Sitte des Alterthums mehrmals geübt; Friedrich auch auf deutschem Boden seinen berühmten Geheimschreiber Aeneas Sylvius, einen artigen Novellisten, ehe er Pius II wurde, i. J. **1442** gekrönt. *) Aber unser Franke war, was ihn mit maßlosem Stolze erfüllte, der erste Deutsche, welcher, und zwar für lateinische Verse, dieser Auszeichnung gewürdigt wurde. Durch diese „apollinische Weihe" berechtigt, auf allen Schulen seine Kunst zu lehren, verfolgte der Dichter um so eifriger den Plan, der seiner Reiseleidenschaft und Lust, in der Fremde gesellig, anregend und

---

*) Opp. Basil. Henricpetr. Fol. p. 520. Aeneas Sylvius schrieb sich seitdem Poeta.

schöpferisch zu verkehren, des Daseins selbst mit tibullischer Freiheit zu genießen, vor jeder bürgerlichen Beschäftigung zusagte. So schloß er denn, ungewiß in welchem Jahre, aber sicher zwischen 1487 und 1491, denjenigen humanistischen Verein, welcher als sodalitas rhenana oder celtica alle Schwestern verdunkelte und zu Heidelberg, Offenburg, dem Hoffitze des edlen Bischofs, zu Worms und an den Ufern des Mittelrheins die vornehmsten Geister Deutschlands zusammenhielt. Die Epigramme, mit welchen die Gesellschafter eine verdienstvolle Arbeit des Gründers begleiteten, nennen beim J. 1501 ihrer vierzehn, den Bischof von Worms als Princeps sodalitatis literarum per universam Germaniam an der Spitze; nächst dem Dalberg den hochgelehrten Johann Trithemius, Abt zu Sponheim, den Sachsen Heinrich von Bünau, dann Eitelwolf von Stein, Huttens Gönner und Berather, Bilibald Pirkhaimer von Nürnberg, Konrad Celtis, den Arzt Martin von Mellerstadt, Johann Stabius, bekannt als Mathematiker und Geschichtsforscher am Hofe Maximilians, und andere. Rudolf Agricola war leider schon i. J. 1484 gestorben; Reuchlins wird nicht erwähnt, so verwandt er den Genossen war, und, selbst gekrönter Dichter, an großartigem Einfluß auf die Geistesrichtung Deutschlands alle überragte; auch nicht Dietrichs von Plenningen, den die Freunde Plinius zu nennen liebten. Von der Verfassung der rheinischen Gesellschaft kennen wir nur das wohlthätige Gesetz, daß die Schriften derselben vor der Veröffentlichung durch die Mitglieder derselben geprüft wurden, und bald Dalberg nebst Pirkhaimer, bald der gelehrte Augsburger Konrad Peutinger und Sebastian Sperantius (Sprenz) die Censoren Konrad Celtis. waren. Die rheinische Akademie hatte vom Kaiser einen Schutzbrief gegen den Nachdruck ihrer Schriften erlangt und betrachtete sich mit Recht als die Aufseherin der übrigen, von deren Leben, bis auf die Danubiana, weniger Zeichen vorliegen. Zur äußeren Verfassung gehörten nicht blos jährliche Festzusammenkünfte mit Schmäusen und Gelagen, sondern überhaupt fleißige Geselligkeit zu humanistischen Zwecken, bei denen es nicht immer gleich

sokratisch und platonisch, sondern auch studentisch genug zugegangen sein mag, sollen wir aus einem tibullischen Carmen des Dichters den Schluß ziehen. *) Doch sind wir dem Glauben ge-

*) **Odar. III, 5. ad Joan. Vigilium sodalitatis Literariae hospitem.**

— Oppidum.
Quo tecum memini tempora trivimus
Diversis studiis, nunc latios libros,
Grajos et solymos, nunc Ciceronis his
Artes contulimus bonas.

Nunc Vatum placidi carmina legimus,
Nunc quid pontificum scrinia sentiunt,
Nunc quid caesareis consulibus scatet
Grato volvimus otio.

Quum nox stelligeram protulit aream,
Quot stellas gererent lucidae imagines
Intentis oculis connumeravimus,
Et quo quaeque foret loco.

Quae nunquam oceano conditur ultimo
Et quae praecipiti mergitur impetu,
Et quae cardinibus se movet vagis,
Certo prendimus organo.

Hinc Bacchi laticis cimbia fervidi
Fervens mensa tulit cum variis jocis,
Hic nummos nocuam perdit in aleam,
Alter carminibus vacat.

Hic fluxu volucri saltibus incitus
Exercet variis corpora motibus,
Ut risum eliceat, dum rudis aemulus
Lapsu praecipiti cadit.

Alter corrnigeri pocula numinis
Amplexus pateris ampla patentibus
Haurit dum titubat, lingua madens mero,
Verbisque officium negat.

Faunos capripedes et Satyros leves
Saltantes lybicis in regionibus
Nos circum juvenes ludere crederes,
Qui tantos moveant jocos. —

neigter, der fränkische Dichter habe für unerläßlich erachtet, im Gebiet der Erotik nach classischen Mustern mit zügelloser Phantasie sich zu gebehrden, als daß sein Leben so ausschweifend gewesen sei, wie er dasselbe in seinen, auch für die Sittengeschichte merkwürdigen, vier Büchern Amores mit fast cynischem Wohlgefallen schildert. Jene Ode scheint darum mehr die schrankenlose Lust des Studentenlebens in Heidelberg, dessen Erinnerung nach zehn Jahren sehnsüchtig vor die Seele trat, zum Gegenstande zu haben, als den akademischen Umgang mit dem Bischofe und Universitäts=Curator, und dem ehrbaren Abte von Sponheim. Mit jenen ehrwürdigen Männern durfte Celtis wohl lateinische, griechische und hebräische Bücher lesen, ciceronianische Redeübungen halten, das päpstliche und kaiserliche Recht studiren, Abends die Sterne betrachten, auch unter Wettgesang und Scherzen die Becher leeren, und im Brette spielen, selbst mit Leibesübungen sich erlustigen, schwerlich aber Nachts bis zur lallenden Zunge zechen, und wie bockbeinige Faunen und Satyren mit den Nymphen umspringen. Auch spätere ehrbare lateinische Dichter haben es für ihre Aufgabe erachtet, in schlüpfrigen Schilderungen den Alten gleichzukommen.

Blieb nun das Alterthum der Mittelpunkt, um welchen sich die sodales bewegten, rangen sie an Reinheit und Eleganz den classischen Mustern sich eng anzuschließen, zogen sie auch den florentinischen Platonismus, selbst Mathematik, Astronomie (Astrologie) und besonders Musik in ihren Kreis; so richtete ihr Streben sich doch auch unbewußt auf das Bedürfniß des Vaterlandes. Erstens leitete die Erforschung der Reste des römischen Alterthums in Germanien, der Inschriften und Denkmäler auf die deutsche Geschichte und ihre Quellen, welche Celtis mit schöner Begeisterung umfaßte, und mit dem Gedanken sich trug, das Vaterland in ähnlicher Weise zu schildern, wie er die liebe Reichsstadt Nürnberg gefeiert hatte. Bleibendes Verdienst erwarb er sich um die Nachwelt, daß er die sogenannte **Tabula Peutingeriana** auffand, und in einem ungenannten deutschen Benediktinerkloster die Handschrift der Hrosvita, der älte=

sten deutschen Dichterin, entdeckte, und i. J. 1501 herausgab. Zweitens aber lockte die liebevolle Beschäftigung sinnige und stolze Gemüther zeitig, auch auf die Muttersprache, wie die Italiener thaten, die Schätze des Alterthums zu übertragen, und ihr die Gewandtheit und den Reichthum anzueignen, die sie an den Alten bewunderten. Und da begrüßen wir denn den Meister Reuchlin als den ersten, welcher Versuche wagte, die seit den Tagen des Mönchs von Weißenburg und dem früheren Mittelalter vergessen waren. Der gefeierte Kenner des Griechischen und Hebräischen übersetzte laut einer Nachricht seines würdigen Schülers Johann Trithemius den Kampf des Paris und Menelaus nach Homer in deutsche Verse.*) Gleich nach dem großen Reichstage Maximilians zu Worms (1495) überreichte er seinem Herzoge Eberhard von Wirtemberg eine Verdeutschung der ersten und zweiten Philippica des Demosthenes, wahrlich kein Schülerunternehmen! Zahlreich erschienen Uebersetzungen der lateinischen Schriftsteller am Ende des XV und zu Anfang des XVI Jahrh., und einer der nächsten Freunde des Princeps sodalitatis rhenanae, Dietrich von Plenningen, stellte i. J. 1515 einen deutschen Sallust ans Licht.**) Allein diesen Weg zu verfolgen, und die deutsche Sprache, welche seit zwei Jahrhunderten zurückgeschritten war, an dem Muster der Alten zu sich selbst zurückzuführen, hinderte die Bewegung des kirchlichen Geistes im ersten Viertel des XVI Jahrh.

Auch scheint Celtis, vornehmthuend und eitel, im Vollbewußtsein seines Berufs, das barbarische Germanien in seiner ganzen Ausdehnung nach Osten hin in die thätige Gemeinschaft des humanistischen Geistes Italiens einzuweihen, das Mittel der deutschen Sprache absichtlich verschmäht zu haben. Nochmals alle vier Weltgegenden Deutschlands durchziehend, auf

*) Joh. Trithem. Catalog. virorum Germaniam illustrantium. Ed. Francof. 1601. Fol. P. I. p. 172.

**) S. Panzers Annalen der ältesten deutschen Literatur. B. I. und die späteren Zusätze.

dessen funfzehn Universitäten zumal verweilend, ehe er in Ingolstadt zu wechselndem Aufenthalt seinen Lehrstuhl aufschlug (1492—1497), baute er durch persönlichste Einwirkung seine Akademie fort, und scheint ihre Zahl auf acht bis neun gebracht zu haben. Die Mehrzahl derselben mochte die Anwesenheit des geselligen Dichters kaum überdauern; doch findet sich selbst im fernen Greifswald, an der Pomerana Codonea ein Nachhall römischer Musenkünste noch um d. J. 1501. Johann Reuchlin, schöpferisch auch moderne Stoffe in das classische Gewand zu hüllen, hatte das erste lateinische Lustspiel im terenzischen Geschmacke zur Fastnacht am Hofe des Bischofs von Worms aufführen lassen, die freie Nachahmung eines altfranzösischen Possenspiels, aber mit musikalischen Chören; ein Gleiches hatte Celtis an der Donau gethan, zum Zeichen des mächtigen Fortschrittes, da das übrige Deutschland nur lateinische Mysterien, Passionsspiele kannte. Deshalb mag eine literarische Verbindung zwischen Greifswald und den süd- und westdeutschen Akademien einleuchten, daß Johann von Kitscher, Doctor der Rechte und herzoglicher Rath, den Bogislav X kürzlich aus Meißen an seinen Hof gebracht, als der dritte jenen Schöpfern sich zugesellte und i. J. 1501 eine Tragicocomoedia de Hierosolymitana profectione Illustrissimi Ducis Pomerani, freilich ein sehr geschmackloses Spiel mit frostigen Gesprächen, herausgab. Auch mochte am sinus codanus die italienisch-akademische Bildung des berühmten Juristen Peter von Ravenna, der gleichzeitig in Greifswald seine Wirksamkeit begann, den Trieb der Nachahmung erwecken, welcher in allerlei Zuschriften und poetischer Wettpreisung der Gelehrten untereinander erkennbar ist. Heller sind die Spuren, welche Celtis als rastloser Verbreiter des reineren Kunstgeschmacks zwischen Elbe und Oder hinterließ. Zwar die Albina Luneburgensis verschwand, doch um glänzender in der sodalitas Leucopolitana zu Wittenberg zu erstehen, von wo aus zumal der gefeierte Böhme Bohuslav Lobkowitz von Hassenstein die Liebe für die Humanitätsstudien mit schönem Erfolge seinen Landsleuten überbrachte. Sprach-

verschiedenheit trennte nicht die Gelehrten der Sachsen und der Czechen in ihren literarischen Bestrebungen; denn mit Hintenansetzung der Muttersprache begegneten sie sich auf dem lateinischen Parnaß; gleicher Bildungstrieb befreundete die germanischen und slavischen Nachbarstämme. Diese frühe Liebe erleichterte, daß über hundert Jahre später, als unter den Czechen das spröde hussitische Bewußtsein dem Einflusse der deutschen Reformation gewichen war, auch böhmische Gelehrte mit deutsch-vaterländischen Bestrebungen sich betheiligten, worauf wir in der Geschichte der F. G. zurückkommen werden. — Aber auch auf der südlichen und östlichen Seite fühlten die gebildeten Czechen mächtig sich in die Kreise gezogen, in welche Celtis überall Männer von gleich edler Denkungsart und gleicher Liebe zu den Wissenschaften verknüpfte. Unter seiner persönlichen Pflege erblühete in Ingolstadt die Gesellschaft der Lilien (Liliorum contubernium) auch societas boica *) genannt, welche Aventin und Konrad Peutinger, die Augsburger und die Nürnberger, mit dem akademischen Streben befreundete. Umfassender wurde die Genossenschaft an der Donau, die Danubiana, als Konrad Celtis i. J. 1497 vom Kaiser Maximilian als Lehrer der Beredsamkeit und Dichtkunst an die hohe Schule nach Wien gerufen wurde. Unser Kaiser, der Wissenschaft hold und selbst thätig für die deutschen schönen Redekünste, hatte jedoch bei der Gründung der fünften Facultät, die seltsam genug, Poesie und Mathematik umschloß, die Pflege der vornehmen, prunkenden lateinischen Humanitätswissenschaft vorherrschend im Auge; Konrad Celtis, der Vorstand derselben, erhielt für sich und seine Amtsnachfolger i. J. 1501 den hohen Vorzug, die Bewerber um den Lorbeer in der Oratoria und Poetica, nach einer Prüfung durch das Collegium, zu krönen. So ward der erste gekrönte deutsche Poet zugleich der erste kaiserliche Pfalzgraf in modernem Sinne, jedoch mehr zur Förderung eines kindischen Ehrgeizes als zur Erweckung und

*) Die sodalitas Alpina Dravana war wohl nur ein Zweig der Danubiana.

Belohnung wahrhaften Dichtertalentes. An dem Verein zu Wien fanden seitdem die poetischen Bestrebungen der Ungarn, Böhmen, Mähren und deutschen Anwohner des Stroms ihren Mittelpunkt, und wetteiferten die verschiedenen Nationalitäten, Bohuslav von Hassenstein, Johann Schlechta, Augustin Käsenbrot, Johannes Gracchus (Johann Peter Krachenberger), Johannes Cuspinianus (Spießhammer), hohe Prälaten und ritterbürtige Männer, in gelungenen Nachahmungen aller classischen Dichtungsarten. Wie befreundete Sänger der alten Hellas pflegten die lebensfrohen Sodalen gegenseitig sich mit kostbar gearbeiteten Trinkgefäßen zu beschenken, und die beziehungsreiche Gabe mit Oden, voll unerschöpflichen Lobes des Genius, zu begleiten. Aber grade das Universale, die Vereinigung der Nationalitäten in der Danubiana, verhinderte bei sonst löblichem Streben, daß die Muttersprache unmittelbare Frucht desselben genoß; das Vaterland schied als hungriger Gast von den schwelgerischen Mahlen seiner edelsten Geister. Jede neue Gestaltung der Donaumuse bewegte sich nur im antiken Gewande. So der Ludus Dianae, ein theatralisches Spiel von Celtis verfaßt, welches zu Linz durch zwanzig geistvolle Genossen desselben vor dem Kaiser aufgeführt wurde, und vieren unter ihnen den poetischen Lorbeer erwarb, während sämmtliche anwesende Glieder des Donauvereins kaiserlich auf goldenen Geschirren bewirthet wurden. Aus dem fremdartigen Genusse ging kein deutsches Hoftheater hervor. Als Konrad Celtis, früh verzehrt durch das Feuer seiner Seele und seiner Sinne, erst 49 Jahr alt am 3ten Februar 1508 zu Wien starb, erhielten sich die Gesellschaften noch einige Jahre, und verschwanden dann unter den Stürmen der Reformation, welche den tieferen Grund des deutschen Geistes aufregte. Wohl waren diese ältesten Akademien nicht vergeblich gewesen, indem sie, die Kirchenverbesserung vorbereitend, dem starren Scholasticismus in Kirche und Schule entgegenstrebten, und auch darin einen formalen Zweck erfüllten, daß die lateinische Muse des XVI Jahrh., vor andern durch den reichbegabten Hessen Eoban, schöne Blüthen entfaltete. Aber die herrliche Bestimmung

der italienischen Akademien, die Muttersprache siegreich zu vollenden, haben sie nicht erreicht. Die deutsch-poetische Anregung durch den kühnen Ritterpoeten aus Franken, Ulrich von Hutten, der i. J. 1517 zu Augsburg den Dichterlorbeer errang, verstummte mit dem frühen Tode des begeisterten Freiheitsverfechters, der zu spät das rechte Mittel volksthümlichen Einflusses erwählt. Maximilian starb, und die Nachfolge Karls, des Halbdeutschen, müssen wir auch deshalb als Nationalunglück beklagen, weil er gleichgültig war gegen den edlen Beruf, die deutsche Wissenschaft zu pflegen. Die Hülfe mußte der Sprache von einer andern Seite kommen, nicht von den Akademien, nicht von der Huld der Großen; nur langsam und oft unterbrochen, gedieh das hohe Werk. Luther, der Mann des Volks und für das Volk, erwarb der deutschen Gemeinsprache die Herrschaft für die Kirche, für den Ausdruck volksthümlicher und frommer Liederpoesie und für das bürgerliche Leben. Aber unter dem Getümmel theologischen Schulstreits im Latein zog die wissenschaftliche Sprache keine Frucht von dem Erworbenen; der poetische Geist des Volks drohete unter den Kämpfen für Gewissensfreiheit zu ersterben, und die Entwicklung der Sprache stand nicht allein still, ihr innerer Reichthum schien sogar zu versiegen. Wie gleichzeitig die italienische Muse, gepflegt durch die unzähligen neuen Sprach- und Dichterakademien, mit Torquato Tasso den Gipfel erstieg, brach für Deutschland obenein die Barbarei der Fremdwörter ein, und hatten trauernde Beobachter der Zeit längst vergessen, welche Weise hundert Jahre früher versucht war, die Nacht einer anderen Barbarei zu verbannen. *)

---

*) Der vorstehende Abschnitt ist behandelt nach Celtis Schriften. Im allgemeinen vergl.: Tenzels Monatliche Unterredungen 1693. S. 963 ff. Jac. Bruckers Ehrentempel der deutschen Gelehrsamkeit. Augsburg 1747. 4. S. 128 ff. Hegewisch Allgem. Uebersicht der deutschen Kulturgesch. bis auf Max. I. Leipz. Kap. XI. (Hormayrs) Archiv für Geograph., Histor. u. s. w. XII. S. 381 ff. (Conrad Celtis von St. Ladisl. Endlicher.) Ebend. S. 81 ff. (Jos. Leonh. Knoll.) Häusser die Anfänge der classischen Studien in Heidelberg. Desselben Gesch. der rheinischen Pfalz. I. S. 427 ff.

9. Die Entstehung der Fruchtbringenden Gesellschaft am 24. August 1617. Die Thätigkeit der ersten Mitglieder bis auf das Unglück von Prag 1620.

Nach so weiter Umschau unter Zeitaltern, Menschen, Verhältnissen und Anstrebungen sind wir endlich auf dem Punkt angelangt, um die Fruchtbringende Gesellschaft erstehen zu sehen.

Der Gedanke an eine kräftige Abwehr gegen den Einfluß des Fremden in Sprache und Sitte mußte naturgemäß da erwachen, wo das Fremdwesen gebieterisch seinen Thron aufgeschlagen: in der Mitte der reformirten Fürsten und ihres Adels. Aber dieses Bekenntniß ehrenvoller Scham überließen die Mächtigeren, mit drangvoller Politik beschäftigt und gedankenlos, einem der kleinsten unter ihnen, dessen patriotische Richtung wir früh geahnet haben. Ludwig von Köthen, gelangweilt durch die theologische Schulfuchserei, der seine nächsten Vorfahren sich hingegeben, ohne Sinn für die rohen und schädlichen Vergnügungen seiner Standesgenossen *), voll Unbehagens über die Schalheit des Umgangstons, nicht länger befriedigt im müßigen Genusse fremdländischer Leserei, vielleicht auch geängstigt durch die politischen Verwicklungen, welche dem Hause droheten, sehnte sich längst nach ernster Thätigkeit und gemüthlicher Zerstreuung. Warm empfand er die Schmach, die seine Zeitgenossen am deutschen Leben verschuldet, und noch unklar regten dieselben Vorstellungen sich in seinem Kopfe, welchen der kühne Schüler von Beuthen eben Wort und That verliehen. Aber wie das

*) Da noch nirgend von stehenden Heeren die Rede war, fehlte den damaligen Fürsten auch das ernste Spiel mit Soldaten. Die erste dieser Belustigungen finden wir bei den Kriegsrüstungen der jungen Union, ein Manoeuvre am 15. Juni 1608 in der Oberpfalz, wo Reiterei und Fußvolk eine förmliche Schlacht hielten. Ein Ungethüm, das auf einem siebenköpfigen Pferde saß und die babylonische Hure vorstellte, überaus künstlich und mit Pulver gefüllt, ward bei ähnlichem Schlachtspiel im Herbst unweit Alzei in die Luft gesprengt. Häusser II, 242 und Beckmann V.

Ding anzugreifen sei, fand er nicht Rath. Da fügte es sich, daß seine liebe Schwester, die männliche, calvinisch-bescholtene Wittwe Herzog Johanns von Sachsen, am 18. Jul. 1617 in Weimar starb, und daß ihn mit seinen einheimischen Verwandten und dem nächsten Gefolge die Pflicht der Bestattung nach Thüringen rief. Die Fürstin war auf einem Spazierritte vom Pferde in ein tiefes Wasser gefallen, und obgleich ihr Lacquais, ein „Franzose", nachsprang und sie vom Ertrinken rettete, endete sie gleichwohl einige Wochen darauf ihr Leben an den Folgen des kalten Bades. Solches erfuhr der Patrizier Philipp Hainhofer auf seiner Reise nach Pommern am 13. August auf Schloß Dornburg, wo er gastliche Aufnahme gefunden *). Dorothea Maria hinterließ dem kleinen Erbe der getheilten Ernestiner sieben Söhne von 23 bis zu 17 Jahren herab, Johann Ernst, Johann Wilhelm, Friedrich, Johann, Wilhelm, Albrecht und Johann Friedrich, ungefähr in derselben Lage und Gemüthsstimmung, wie ein Theil der Anhalter, nur daß die Brüder von Weimar ein noch engeres Leben vor sich erblickten und nach so schmerzlichen Bereitlungen und Unfällen ihres Hauses, wie unter ihrem Urgroßvater, dem Kurfürsten Johann Friedrich, unter ihrem Großoheim Johann Friedrich dem Mittlern, noch mehr an Unzufriedenheit, politischer Unruhe und an Melancholie litten. Als nun die Leidtragenden nach dem Begräbnisse auf dem Schlosse Hornstein, der alterthümlichen Residenz von Weimar, betrübt zusammensaßen, wandte sich die bange Unterhaltung auf die Akademien des Auslandes, „welche zur Bewahrung guten Vertrauens, Erbauung wohlanständiger Sitten und nützlicher Ausübung der Landessprachen aufgerichtet wären, und auf die Vorzüge, welche die hochdeutsche Muttersprache an alten, schönen und zierlichen Reden, am Ueberflusse eigentlicher und wohl bedeutlicher Worte, so jede Sache besser, als die fremden zu verstehen geben könnten, vor andern besäße." An Welterfahrung, Klugheit und feiner Sitte galt in der Versammlung

*) Reisetagebuch S. 7.

Herr Kaspar von Teutleben, eines altberühmten thüringischen Geschlechts aus der Umgegend von Eisenach, Geheimerrath und Hofmarschall in Weimar, und jüngst Hofmeister des ältesten Prinzen Johann Ernsts, den er auf seinen Reisen nach England, Frankreich, den Niederlanden und Italien geführt hatte *). Auf den Vorschlag des einsichtigen Hofmanns, „auch in Deutschland eine solche Gesellschaft zu erwecken, darin man gut rein Deutsch zu reden, schreiben sich befleißige, und dasjenige thäte, was zur Erhebung der Muttersprache dienlich", gingen die Anwesenden gelehrig ein, und überwiegend mit dem Antheile Ludwigs von Köthen, ward am gedachten Tage die Gesellschaft „zwar in der Enge, doch so anzurichten beschlossen, damit jedermann, so ein Liebhaber aller Ehrbarkeit, Tugend und Höflichkeit, vornemlich aber des Vaterlandes, durch Anleitung dazu erkorner, überflüssiger Materie, Anlaß hätte, desto eher, nach Einnehmung dieses guten Vorhabens, sich freiwillig hineinzubegeben." So erzählt den Hergang der Mitstifter, Fürst Ludwig selbst **), aber fast dreißig Jahre später. Leider ist der älteste „Erzschrein" (Archiv) früh verloren gegangen ***), und wahrscheinlich abzunehmen, daß dem ersten Gedanken sich nicht zugleich die mannigfachen Beziehungen, die Gesetzgebung und die Spielerei in Förmlichkeiten angeschlossen haben, die den Fortgang derselben bezeichneten. Die innere Gestaltung blieb der treupflegenden Hand des Fürsten von Köthen und der Zeit über-

*) Die Beschreibung dieser Reise erschien in Leipzig 1620, 4. im Druck durch den Reisegefährten Johann Wilhelm Neumair von Ramßla. K. von Teutleben war übrigens noch jung, i. J. 1618 nach einem Bilde bei Neumark 42 Jahr alt.

**) Der Fruchtbringenden Gesellschaft Namen, Vorhaben, Gemälde und Wörter: Nach jedes Einnahme ordentlich in Kupfer gestochen, und in achtzeilige Reimgesetze verfaßt. Frankf. a. M. Bei M. Merian 1646. 4. Beckmann a. a. O. V. 481, und Georg Neumark im Neusprossenden Teutschen Palmbaum. Nürnberg (1668) 8. geben nur dasselbe, zum Theil mit Unrichtigkeiten.

***) S. darüber den Anhang.

lassen; aber mit der Hauptsache, dem Namen und Symbol, war man gewiß schon beim Trauermahl im Reinen. Die italienischen Akademien *), obgleich vom südländischen Witze belebt, bedurften als Zusammenhalts einer ansprechenden Benennung der Gesammtheit, charakteristischer Namen der Glieder und des Spiels einer augenfälligen Symbolik. Wie sollten nun die armen Deutschen, bei ihrer geschichtlichen Neigung für Brüderschaften, Vereine, Zünfte, Rittergesellschaften mit gewählten, sonderbaren Abzeichen, Wappen und sonstigem Handwerksprunk, in der Nachahmung eines fremden Instituts, solcher, als wesentlich geachteter, Dinge sich entschlagen können? Daß sie es dennoch eigenthümlich und trefflich anfingen, war das Werk unseres sinnigen Kunstgärtners von Anhalt. Zur Symbolisirung des Strebens nannte sich die Gesellschaft die Fruchtbringende, wählte zum Gemälde den „Indianischen Palmbaum" (Kokosnuß) und zum Worte (Sinnspruch): „Alles zu Nutzen" (verständlicher Alles zu nützen oder Alles zum Nutzen). Fruchtbringend darum, „daß ein jeder Gesellschafter überall Frucht zu schaffen geflieſſen sei", nach einem später hineinschielenden Verständniß sich aber nur Namen, Bild und Wort beilegen sollte, welche fruchtmäßig seien, „d. h. zu Früchten, Bäumen, Blumen, Kräutern oder dergleichen, was aus der Erde wachse, gehörig." Der Palmbaum galt als Gemälde, weil derselbe, das einzige Beispiel im Pflanzenreiche, alles brächte, dessen der Mensch bedarf;

— Der Baum, draus man Nehnadeln machen kann,
Garn, Seile, Stricke, Schiff', auch Mast und Segel dran,
Wein, Essig, Branntewein, Oel seine Früchte geben,
Brod, Zucker, Butter, Milch, Käs'; aus der Rinde wird

---

*) F. Bouterweck, Geschichte der Poesie und Beredsamkeit II, S. 15 ff. macht eine große Zahl derselben, aber nicht alle namhaft. So fehlt die den deutschen nahe stehende Akademie de' Recourati in Padua, nach Wagenseils Forschung a. a. O. S. 457 nicht die „Wiedergewinnenden", sondern gemäß ihrem Wahlspruche und Emblem „die in das Heiligthum „Bipatens animis Asylum" Aufgenommenen" (jene Höhle der Nymphen in Odyss. XIII. 104 sq.).

Ein Becher, Löffel, Topf: ein Blatt von ihm formirt
Dachschindeln; Matten auch von ihm geflochten werden:
In jedem Monat er vor neue Früchte bringt *). —

Das „Wort" endlich, erklärt sich von selbst. — Der grübelnde Mitstifter, mit geheimem Zusammenhange der Wörter gern spielend, nannte später die Gesellschaft auch die Deutsche, germana, zugleich als deutsche und als germinans, fruchttreibend, sprossend, weil nach Aventino germanus und germinare zusammengehören **).

Als Zwecke, die sich gegenseitig durchdrangen, und in patriotischer Richtung sich erweiterten, galt gleich anfangs: „jeder Gesellschafter solle innerhalb derselben sich erbar, nützlich und ergötzlich bezeigen, und also überall handeln, bei Zusammenkünften thätig, fröhlich, lustig und verträglich in Worten und Werken sein, keiner dem andern ein ergötzlich Wort übel aufnehmen, auch sich aller groben, verdrüßlichen Reden und Scherze enthalten." Fürs andere: die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande, ohne Einmischung fremder Wörter, aufs möglichste und thunlichste erhalten, und sich sowohl der besten Aussprache im Reden, als auch der reinsten Art im Schreiben und Reime-Dichtens befleißigen. Endlich wurde auch beliebt, daß jedes Glied der Gesellschaft derselben in Gold geschmelztes Gemälde, Namen und Wort auf der einen, wie auch „seinen Namen, Gemälde und Wort auf der andern Seite", an einem sittig grünen seidnen Bande tragen sollte. — Die Bescheidenheit der jüngeren fürstlichen Männer erkannte dem hochgeehrten Kaspar von Teutleben die Würde des Oberhauptes zu, der jedoch arm an erfinderischem Witz, sich bei seiner Selbstbenennung vom italienischen Muster, der della crusca (von der Kleie, der das Mehl ausbeutelnden) nicht losreißen konnte; er wählte den Namen: Der Mehlreiche, zum Gemälde einen Sack Weizen, welcher in

*) Klinggedicht (Sonnet) von F. Ludwig vor s. g. Stammb. d. F. G.
**) Beckmann V. 481 aus einem Briefe Ludwigs v. J. 1623.

den Mahlkasten geschüttet wird, das Wort: „Hierinn sind Sichs." Galt Herr Kaspar gleich als Titularoberhaupt, und ward als solcher bis an seinen Tod (1628) geehrt, so konnte er sich doch nicht sonderlich um den Fortgang des Bundes bekümmern. Die politischen Stürme, welche bald seine fürstlichen Mündel mit sich fortrissen, sein Austritt aus dem weimarischen Dienst in den koburgischen (1620), seine sorgenvolle Thätigkeit als Staatsmann, entzogen ihn früh dem Gesichtskreise des Ordens, zu dem er wenigstens den Anstoß gegeben. In den Staatsschriften, welche von ihm vorhanden sind, erkennt man keine Spur der Reinheit „der alten=teutschen Heldensprache", die er selbst den Gesellschaftern zur Pflicht gemacht. — Aus Hochachtung für den Tonangeber blieb auch Fürst Ludwig für seine Person bei jener ärmlichen Vorstellung und nannte sich „Der Nährende", mit dem Gemälde „Weizenbrod" und dem Worte „Nichts Bessers"; da sich aber für die nächsten Gesellschafter aus dem Gebiete der Müllerei und Bäckerei keine gefällige Bezeichnung bot, ging man in die Symbolik der Pflanzenwelt ein, die ja so natürlich aus dem Gesammtnamen sich entwickelte und unerschöpflichen Reichthum verhieß. In späterer Zeit war das Namengeben die Sache des erfinderischen Oberhaupts; bei der Stiftung jedoch scheint jeder sich den ansprechendsten Namen nebst dem Sinnbilde gewählt zu haben. So nannte sich Johann Ernst von Weimar, in trefflicher Vergleichung mit seinem kühnen Aufstreben aus dem Druck politischer Verhältnisse, „Der Käumling" (Keimling); als Gemälde wählte er ein Getreidekörnlein, welches sich durch den Erdklos hindurch arbeitet, mit dem männlichen Worte: „Getrückt, doch nicht erstickt." In ähnlicher Deutung sein Bruder Friedrich „Der Hoffende", eine halbreife Kirsche: „Es soll noch werden." Herzog Wilhelm, an unruhiger Thatkraft den Brüdern nicht gleich, „Der Schmackhafte", Sinnbild eine Birne, welche die Wespe benagt, als „Erkannte Güte." Der junge Sohn Ludwigs von Köthen, gleiches Namens, „Der Saftige" erkor sich die Wasserphebe (Melone) mit „Unausgesogen taugt's nicht." Christoph von Krosigk, ein Edel=

mann aus Anhalt, dessen Geschlecht schon der „Sachsenspiegel“ erwähnt, damals Rath und Hofmarschall zu Dessau, nannte sich behaglich „Der Wohlbekommende“, mit stämmigen ährenreichen Gerstenhalmen, und dem Wort „Im guten Lande.“ Sein Vetter, Bernhard von Krosigk, Ludwigs Reisegefährte in Italien, hieß „Der Reinliche“, die weiße Lilie, die „Ungerührt besteht“, mit dem gelben Samenstaube sich nicht befleckt. Diese acht Männer*) waren die Gründer der „engen Gesellschaft“, die sich nur scheu und furchtsam hervorthun konnte, aus Sorge, wegen ihres löblichen, andern aber unbegreiflichen Strebens vielleicht verlacht zu werden. Betrachten wir diesen Bund bei seinem Entstehen, so müssen wir zunächst bekennen, daß in den Stiftern kein gewöhnlicher Gedanke sich regte, und schon die Neuheit desselben, im Vergleich mit dem geistlosen, alltäglichen Hoftreiben, unsere Hochachtung verdient. Ein würdiger Fortschritt sprach darin sich aus, daß des kirchlichen Bekenntnisses gar nicht erwähnt wurde, und jedem gebildeten Deutschen, welchem Glauben er auch immer gehören mochte, der Zutritt offen stand. Freilich lag der Typus eines Ritterordens zu Grunde, war die Gesellschaft nur für Vornehme bestimmt, die durch ihr Beispiel gegen das Fremdwesen hauptsächlich wirken konnten; auch weil anständige Traulichkeit, kurzweilige Heiterkeit, ohne steife Standesrücksichten, die Glieder als Gleiche unter einander verbanden, mußte die Zahl sich beschränken, um leutselige Fürsten bei minderer Wähligkeit nicht in Verlegenheit zu setzen oder Spott und Tadel fürstlichen und adligen Hochmuths hervorzurufen. Deshalb denn nun anfangs eine fast peinliche Wähligkeit und Vornehmthuerei,

---

*) Man sieht, wie oberflächlich die Angaben über d. F. G. selbst bei Bouterweck (X. 35) und seinen Nachfolgern sind, welche außer fünf Fürsten, mit falscher Benennung der einzelnen, vier Herren vom alten Adel zu Urhebern des Bundes machen. Dietrich von dem Werder trat erst nach drei Jahren, Friedrich von Kospoth erst nach fünfen ein. S. die genaue Reihenfolge in dem gedachten Werke Fürst Ludwigs, das wir als Stammbuch d. F. G. citiren werden.

welche, als unvereinbar mit dem praktischen Zwecke, später durch Ludwig aufgegeben wurde. Praktisch und gesellig war der Zweck, deutsch zu reden, deutsch zu schreiben, und deutsch-ehrbar und sittsam mit einander zu verkehren. Bei Zusammenkünften und mäßigen Gesellschaftsgelagen war derjenige der Belobteste, welcher alle Glieder bei ihren Gesellschaftsnamen richtig benennen konnte, und in sinnvollen Anspielungen auf Gemälde und Wort der Anwesenden heiter sich erging; wie denn auch die Glieder in Briefen sich bei ihren Gesellschaftsnamen begrüßten, und mit dem ihrigen sich unterschrieben, „Der Feste im Stande dem Wohlbekommenden" u. s. w. — Freilich vergaßen die Gesellschafter nur zu häufig im Umgange und Briefwechsel mit Fremden das Ordensgesetz, rein deutsch zu gebrauchen, und nahmen sich nur an Ort und Stelle gesellschaftsmäßig zusammen; ja zum Gipfel unbewußter Selbstironie kommt es vor, daß hohe, ernstgesinnte Mitglieder in französischer Sprache über Gesellschaftsangelegenheiten briefwechselten! — Einer anfangs müßigen Praxis folgte bald bei denkenden, thätigen Mitgliedern das theoretische Streben, sowohl in Bezug auf Sprachwissenschaft, als auf Dichtkunst und Poetik. Der ernsthafteste Gegenstand der Zusammenkünfte ward die Sprachgrübelei, und nicht ohne Erfolg. Schade nur, daß jene so ganz andern Lebenszwecken bestimmten Männer strengwissenschaftlicher Vorbildung entbehrten, um einen deutschen Sprachschatz zusammenzutragen, dergleichen schon i. J. 1616 Georg Henischius, Arzt und Mathematiker zu Augsburg, versuchte, aber nur bis zum Buchstaben G brachte.*) Erst ein spätes Mitglied „Der Suchende", sollte in seiner „Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Haupt Sprache" diese Frucht der Welt tragen!

Aus dem Stiftungsjahre 1617 finden sich nur noch drei neue Gesellschafter, Anhalter, zum Beweise, wie Fürst Ludwig gleich die Seele des Bundes wurde. Sein ältester Bruder, der kränkliche Hans George von Dessau, als der „Wohlriechende", Maienblümlein

*) Thaesurus linguae et sapientiae Germanicae. Brucker a. a. O. 178.

„Mit Süß vermischt“ aufgenommen, starb schon am 13. Mai 1618; ein eifriger Büchersammler und so bibelfest, daß er in schlaflosen Nächten Schriftsprüche mit den Anfangsbuchstaben des ganzen A B C zusammensann. Sein ältester Sohn, Joachim Ernst II, Täufling des Landgrafen Moritz, in Amberg, Heidelberg und in Frankreich gebildet, ein kühner Kriegsmann vor Jülich (1610), endete i. J. 1615 vor dem Vater; eben so Friedrich Moritz, welcher schon i. J. 1610 in Lyon an den Blattern starb. Johann Kasimir der Erbe von Dessau, welchem die Sorge für zehn Schwestern und einen störrigen Bruder, Georg Aribert, oblag, zeichnete sich zwar mehr als Nimrod aus, besaß aber doch so viel allgemeine Bildung, daß ihm als „Durchdringenden“ mit einem Palmbaum, der sich einer schweren Last erwehrt, der Eintritt in den Orden offen stand, der allmälig den Charakter eines anhaltischen Hausordens gewann. Nur als Ehrenmitglied mochte auch Wilhelm Heinrich, Graf zu Bentheim, der „Kräftige im Geruch und Wesen“, mit einer „Nelke“ gelten, weil er eben im November 1617 eine der Töchter Hans' Georges heirathete. —

Erfolgte die feierlichste Aufnahme wohl noch bis zum Tode des „Mehlreichen“ in Weimar oder Koburg, so war doch eben so früh der Hauptsitz der F. G. auf dem Schlosse zu Köthen. Hier bildete sowohl das Rituale in seiner ergötzlichen Sinnigkeit sich aus, als auch traten die ernsten Bestrebungen am zeitigsten hervor. Schon in Weimar ward Gebrauch, nach dem Geschmacke der Zeit in Zünften, Schulen, Universitäten und Kaufmannsgilden, die Neulinge mit allerlei Scherz und Kurzweil in den Verein aufzunehmen. Solches „geschah an einem vergnügten Abend, bei einem guten Glase Wein“ und wurde das „Hänseln“ genannt, obgleich weit entfernt von den abscheulichen Martern und „Spielen“, dem „Wasserspiele, Rauchspiele“, und den „vier Hauptspielen“, welchen die jungen Kaufgesellen bei dem Comptoir zu Bergen noch bis 1673 sich unterwerfen mußten.*) In

*) S. J. P. Willebrandt Hansische Chronick. Lübeck 1748. Fol. S. 35 der Vorbereitung. Es ging bei diesem Hänseln an Gesundheit und Leben.

unserer anstandsvollen Gesellschaft bezog sich das Hänseln, doch nicht so unschuldig wie bei den Lehrlingen der frommen Meistersinger, welche mit Wasser, dem alten Symbol der Reinigung, übergossen wurden, *) nur auf den untersten Platz bei Tafel und auf tüchtige Trünke aus einem besonderen Gesellschaftspokale, einem flachen schöngeschnittenen Schaalenglase, das später den Namen „Oelberger" führte; so wie man gleich unerklärlich den guten getrunkenen Wein den „Königsschirm" hieß. Pries nun gleich alle Welt mit Recht den „Nährenden" als Feind aller Unmäßigkeit, so konnte es doch bei später unumgänglicher Aufnahme ungeeigneter Glieder nicht fehlen, daß man dem Oelberger zu häufig auf den Boden sah, daher der böse Leumund behaupten wollte, die F. G. sei nur eine „Saufgesellschaft." **) Würdevoller als dieses „Hänseln" eignete sich das Schloß zu Köthen früh das Stammbuch der Gesellschaft in zierlichster Weise an. Einmal gab es, gleich nach Kaspars von Teutleben Tode, im dortigen „Erzschrein" ein Buch, welches auf einer Seite das in Kupfer gestochene Gemälde jedes Mitglieds, auf der gegenüberstehenden dessen Geschlechtswappen in aller Farbenpracht enthielt, mit Unterschrift des Einzelnen und einem frommen Denkspruch, meist aus der Bibel. Jene achtzeiligen Reimgesetze unter den schönen merianschen Kupfern des Stammbuchs, vierhundert an der Zahl, das charakteristische Unternehmen Ludwigs, ist aus dem handschriftlichen Original allmälig hervorgegangen. ***) Ferner ordnete der „Nährende" an, daß jeder neue Gesellschafter Namen, Wort und Gemälde auf grauem Atlas, so wie auf einem Stücke sittich-

*) Wagenseil a. a. O. 547. Beckmann V. 482.

**) Neumark an mehren Stellen z. B. S. 185. Auf der Wilhelmsburg, unter dem „Schmackhaften" (nach 1651) gab es viel komische Förmlichkeiten.

***) Schon im Juli 1629 schreibt August Buchner, den wir bald einzuführen haben, an seinen Opitz nach Erwähnung d. F. G. „Emblemata nova illa non vidi, sed versus sine iconibus jam olim editos et habeo et lego; sane nihil habent quod urere possit." S. über das noch vorhandene Original im Anhang.

grünen Atlas von vorgeschriebener Größe, sein Wappen mit der Jahreszahl seiner „Einnahme", künstlich sticken ließ, und ihm zuschickte. Aus diesen kunstreichen Nadelgemälden wurde die kostbare Tapezerei zusammengefügt, welche den Saal der Fruchtbringenden Gesellschaft in Köthen schmückte. Im J. 1628 zierten den „Ordenssaal" schon 151 solcher Schildereien; beim Tode Ludwigs müssen es 527 gewesen sein. Aber nach dem Aussterben der Köthener Linie ward diese kostbare, geschichtlich einzige Tapete mit hinweggenommen, und ist seitdem verschwunden.*)

Das Jahr 1618, unter dem ersten Leuchten des Unwetters und der ruhlosen Geschäftigkeit der Politiker, zumal unter den Ernestinern, förderte das Unternehmen gering. Nur Rudolf, Fürst von Zerbst, „Der Süße", und vier anhaltische Edelleute, Krage, Wutenau, Hans Heinrich aus dem Winkel, desselben Geschlechts wie die Krosigk, und ein Pröke traten ein, versuchte Kriegsmänner und weitgereiste Hofleute. Heinrich von Krage nannte sich, ohne daß das Lächerliche auffiel: „Der Gemäste hiermit" unter dem Sinnbilde eines Scheffels fetter Bohnen, aus welchem Namen und Embleme Ludwig dennoch einen sinnvollen Alexandriner herauszudrehen verstand.**) In der Stille saß der Fürst über seinen Italienern und Lateinern, beförderte eine Buchdruckerei in Köthen, traf umfassende Anstalten für die Bildung der Jugend, um im folgenden Jahre, verbunden mit einem neu gewonnenen, poetischen Gesellschafter, einen neuen Schauplatz würdigen Strebens dem Vereine aufzuschließen. —

Eben als in Anhalt und bei den sächsischen Fürsten ein erfrischtes Leben sich ankündigte, mühete sich, wie zum Widerspiel, eine gelehrte Dame desselben Geschlechts im südlichen Deutschlande, unter pfälzischem Einflusse, die französische Bildung durch einen Orden unter den Frauen des Hauses zu befestigen. Anna, geborene Gräfin von Bentheim, Schwestertochter der kurfürstlichen Wittwe Amalia von der Pfalz und Gattin Christians I

*) Beckmann S. 483. Neumark S. 65 und im Anhang.

**) Stammb. d. F. G. No. 13.

von Bernburg, stiftete zu Amberg am 21sten October 1617 „La noble Academie des Loyales“ oder „L'ordre de la Palme d'or,“ sogenannt nach dem Ordenszeichen, einem güldenen Palmbaum mit dem Worte Saus varier. Die französisch abgefaßten Gesetze, welche später i. J. 1633 vermehrt, auch ins Deutsche gebracht wurden, zielten auf gegenseitige Aufmunterung ihres Geschlechts zu einem tugendhaften Leben, beschränkten aber die Zahl von vorn herein auf zwanzig Mitglieder, und zwar zehn fürstlichen, sieben gräflichen, drei adligen Standes, so wie auch die „Religion“, d. h. das reformirte Glaubensbekenntniß, als unerläßliche Bedingung galt. Die „Patronin“ übte eine Art von Sittenpolizei über die Angehörigen aus, beförderte Anstand und feine Sitte, ehrliche, fröhliche Uebungen und Conversationen, Befleißigung unterschiedener Sprachen, schöner Handarbeiten und künstlicher Sachen, darunter auch der Musik und Dichtkunst. Eine Hauptsache des an sich unschuldigen, aber den patriotischen Bestrebungen ihres Schwagers entgegenlaufenden Frauenvereins blieb die Spielerei mit Namen, Impressen (Sinnbildern) und die artige Anwendung derselben bei Zusammenkünften und im Briefwechsel; natürlich fehlte auch eine Trauerverordnung nicht. Als Gesammtsinnbild kam noch, nach der sinnreichen Deutung der Stifterin, ein Phönix, der, von den Sonnenstrahlen entzündet, zur Selbstopferung nach einem Tempel fliehet, mit der Unterschrift: „Rare mais perpetuell“ hinzu. Das Stammbuch der Gesellschaft mit schöngemalten Sinnbildern und Sprüchen befand sich noch zu Beckmanns Zeiten im fürstlichen Kabinette in Harzgerode. Die Glieder zeigten zum Theil Witz und Scharfsinn in der Symbolisirung ihrer Beinamen, „En saison la Pourvoyante, Sans fin la Constante, Tant que je vive la Paisible, Souffrante j'aborde, La Debonnaire,“ und dergleichen mit reicher Schilderei. Unter andern erblickt man „einen schlechten Tisch, worauf ein Brod, ein Glas Wein und eine zusammengelegte blaue Decke, unter einem Portal mit Granaten, Citronen, Weintrauben, Aepfeln, Birnen und Pflaumen ausgeziert“, mit der Ueberschrift: „A suffisance la Contente.“

8 *

Nur 36 Damen, Prinzessinnen aus den gesegneten Häusern Anhalt, und den verschwägerten von Bentheim, Solms, Meklenburg, Lippe, Waldeck, Erpach, Wied, eine Dohna, Borstell, zuletzt eine Elisabeth Edtlin finden sich vor.*) Unter dem steigenden Jammer des Kriegs erlosch die Gesellschaft nach 1636, war aber doch i. J. 1624 mächtig genug, einen merkwürdigen Abfall im Schooße der deutschen F. G. selbst hervorzurufen.

Inzwischen trat die langvorbereitete Krisis ein; Christian von Anhalt hatte vergeblich noch im November 1617 versucht, die Kaiserkrone von Oesterreich ab auf ein anderes Haupt zu bringen; Ferdinand II ward am $\frac{18}{28}$ten August 1619 gewählt, und ermuntert durch Christian, nahm der unbesonnene Kurfürst Friedrich V die Krone an, welche ihm böhmische Stände, von Oesterreich abtrünnig, am $\frac{16}{26}$ten August übertrugen. Vertrauensvoll auf ihre politischen Verbindungen blickten die Männer in die Zukunft, und der Eintritt der pfälzischen Berather des Böhmenkönigs in Ludwigs Bund, der Wachsthum desselben i. J. 1619, bezeugt die Aufgeregtheit zusammengehöriger Höfe. Hintereinander gewann die Gesellschaft die jüngeren Brüder von Weimar, „Den Unansehnlichen“, Albrecht, unter dem Bilde eines im Frühling scharf beschnittenen, edlen Rebstocks; den stilleren Ernst, den „Gottesfürchtigen“, Urheber der Linie von Gotha, als den „Bittersüßen,“ welcher das Bittere der Welt zeitig vorschmeckte; und den düsteren, wilden Johann Friedrich, dessen Sinnbild sein grauenvolles Schicksal vorher bedeutete. Erst neunzehn Jahr alt, wählte er sich die brennenden Stoppeln als der „Entzündete“, „Verderbet und erhält“. Zeitig mit seinen Brüdern in den Dienst der Paladine des Böhmenkönigs getreten, durchstreifte Johann Friedrich nach den Niederlagen die deutsche Welt, Niederland und Frankreich, gerieth in Zwiespalt mit seinen Verwandten, und in den Verdacht des Umgangs mit höllischen Geistern. Nach mannigfachen Schicksalen i. J. 1627 daheim gefangen gesetzt, und seines verruchten Teufelsbundes

*) Beckmann a. a. O. V. 335 ff.

selbst geständig, ward der Unselige einen Tag nach seinem Bekenntnisse todt in seinem Kerker gefunden ($\frac{1}{2}\frac{4}{7}$ October 1628). Man hatte ihn mit dem Unsichtbaren in heftigem Wortwechsel in französischer Sprache gehört! *) Versöhnlich und mild faßte Ludwig das unheimliche Emblem seines Neffen in folgenden Versen auf:

Die Stoppeln, wann man die zündt an im trucknen Feld,
Das Unkraut dann verdirbt, so vormals war darinnen,
Die Asche mistet wohl, und rein den Acker hält,
Der eine beßre Art dadurch pflegt zu gewinnen.
Entzündet drum der Nam auch mir ist zugestellt,
Dieweil der Tugend Zweck soll sein und ihr Beginnen,
Zu rotten Alles aus, was Böses sich erzeigt,
Und daß dem Guten nur man herzlich sei geneigt. **)

Von den politischen Umgestaltern der deutschen Welt wurden auf flüchtigem Besuche aufgenommen: Christian I, und sein Helfer im pfälzischen Rathe, Christoph Burggraf und Herr zu Dohna, Sohn Achaz' und Miterbe seines Oheims Fabian; Christian blieb bei seiner alten Devise, der Sonnenblume, als „Nach Dir! der Sehnliche": vortrefflich aber wußte Ludwig dem Streben des Bruders nach weltlichem Glanze ein würdigeres Ziel unterzulegen:

Die Sonnenblume stets sehnt nach der Sonne sich,
Und ihre ganze Kraft dahin ausreckend dehnet;
Der Sehnlich' heiß ich, weil mein Herz wahrhaftiglich
Nach Gott dem wahren Licht' ohn' Unterlaß sich sehnet.
Auf dich, o höchste Sonn, ich ganz verlasse mich,
Wie meine Hülfe und Trost nach dir sich immer lehnet.
Du, meine Sonne, wirk in mir mit deinem Schein,
Auf daß mit meiner Frucht ich möge bei dir sein. ***)

Auch Christoph von Dohna ward als der „Heilende" Von Natur und Kräften, mit Dictam, „zu welchem sich begiebt ein

---

*) Man sehe die urkundliche Schrift von Bernhard Röse: Johann Friedrich VI, H. z. S. Neustadt 1827. 8.

**) Stammb. d. F. G. No. 18.

***) Ebend. No. 28.

Hirsch, wann er verwundt", tiefsinnig begrüßt, gleichsam um ein im irdischen Treiben versehrtes Herz zu trösten. Neben gleichgültigeren Grafen von Schwarzburg und dem Neffen von Dessau, Georg Aribert, „dem Anmuthigen", dessen romantische Heirath, das erste Beispiel später so häufiger Herzensbündnisse der Anhalter mit unebenbürtigen Frauen, Fürst Ludwig in tadelnder Wendung seines Reimgedichts bezeichnet, und einigen namloseren Edelleuten gehören d. J. 1619 noch zwei Männer eines eigenthümlichen Gepräges. Friedrich von Schilling, als der „Langsame" mit einem „in rechter Zeit ausschlagenden Maulbeerbaume", geboren bei Breslau i. J. 1586, ein „Weltgänger", welcher innerhalb zwölf Jahre Europa von einem Ende zum andern durchpilgerte, die griechischen Inseln, den Hof des Großherren, das gelobte Land, Arabien, Aegypten sah, den äußersten Osten und Norden unseres Erdtheils durchstreifte, und in zehen Sprachen erfahren, um Ostern 1617 Hofmeister des einzigen Sohnes Ludwigs, Ludwigs des Jüngeren, i. J. 1624 Hofmarschall und Geheimer Rath in Köthen wurde, spät eine Halb-Schottin heirathete (1629) und zwei Jahre darauf starb.*) Dann der erste bürgerlich Geborene in der Gesellschaft, unser guter Versfußzählender Bekannter aus Dessau, Tobias Hübner, „der Nutzbare" „In Vielfältigkeit", sehr prosaisch mit einem Rübsamenstengel voll reifer Frucht. Wie seine poetischen Bestrebungen denen des Oberhaupts hülfreich begegneten, und welchen Ehrenrang der Nutzbare selbst noch zur Zeit des „Vielgekörnten" einnahm, wird zu berichten eine wichtige Aufgabe sein. — Das Jahr 1620, so schwül, ehe das Gewitter am weißen Berge sich entlud, zählte wenige, aber erlesene neue Gesellschafter: Christoph von Lehndorf, „den Reinigenden" mit „Hollunder", Ludwigs treuen Geleiter auf der italienischen Reise, und Dietrich von dem Werder, welchen irrige Angaben bisher

---

*) Beckmann VII. 266. Im Original-Stammbuche in Köthen stand neben seinem Wappen: Jac. I. V. 19, zum Verständniß seines Gesellschaftsnamens.

zum Mitstifter der F. G. gemacht haben. Als vielbetrauter Rath, Kriegsbeamter und Hofmarschall, fand er aber auch in den nächsten zwei Jahren noch nicht Muße, einem Bunde thätig anzugehören, dem er an Streben und Bildung seit lange so innig verwandt war. Wir sehen ihn im Namen des Landgrafen im März 1620 auf dem Kurfürstentage zu Mühlhausen, um durch eine energische Anrede den Kurfürsten von Sachsen für die Partei des Böhmenkönigs zu gewinnen: er redete so nachdrücklich, daß Johann George aufgebracht den Gesandten, wider Gebrauch, nicht zur Tafel lud. Dann mußte der Rastlose als Kriegsrath des Unionsheeres im October 1620 an den Oberrhein, in den „Traubenkrieg" gegen Spinola, und bekam seinen Theil an der Unlust des politisch-hastigen Herren; in den folgenden Jahren bis Januar 1622 führen ihn diplomatische, angstvolle Geschäfte weit umher, auch an die Höfe von Berlin und an die ernestinischen,*) bis bald darauf politische und militärische Versehen des Staatshaupts und der Glieder ihm die Ungnade des Landgrafen zuzogen und er sich in die Heimath und in den Schooß der Musen flüchtete. Wahrscheinlich trat Dietrich in Folge jenes Kurfürstentages mit den Weimarern und Anhaltern in nähere Verbindung, und wurde auf dem Hornstein selbst aufgenommen, obgleich sein ruhmvoller Gesellschaftsname: „Der Vielgekörnte" mit dem Gemälde eines berstenden Granatapfels, „Abkülend stärket", erst an den späteren Glanz seiner Dichterthaten erinnert.**) Kurz vor Dietrich von dem Werder findet sich als Glied der Gesellschaft Herzog Bernhard, der gefeierte Held des ernestinischen Hauses als „Der Austrucknende In seiner Wirkung" mit einer Quitte bezeichnet. Seinen Brüdern nacheifernd, mußte der ritterliche Jüngling in den Hörsälen zu Jena weilen, blieb dann in Weimar, wo er wahrscheinlich vor seiner Abreise nach Koburg

---

*) Rommel III. 382. 397. 421.

**) Stammb. d. F. G. No. 31. mit einem schönen landschaftlichen Hintergrunde, einem festen bethürmten Landhause und Ziergärten. Vielleicht des Dichters berühmtes Schloß Reindorf.

unter die Aufsicht Herzog Johann Kasimirs (Juli 1620) in den Verein aufgenommen wurde.*) Die Gesellschaft hat aber über Bernhard den Großen nicht weiter zu berichten, der, von Johann Freinsheim als „Herkules der Deutschen und neuer Arminius" besungen, durch frühen verhängnißvollen Tod gehindert wurde, den Segen seiner Thaten dem Vaterlande zuzuwenden. —

Am Ende des Jahres 1620 nur auf 34 Glieder vermehrt, war mitten unter dem Drange der Gegenwart die Gesellschaft um so reicher an innerem Leben. Um wissenschaftliche Bildung nicht als Eigenthum der Vornehmen zu verschließen, lieh Fürst Ludwig einem gelehrten Projectenmacher sein Ohr, dergleichen das Jahrhundert hindurch mehre an protestantischen Höfen erblickt hat, dem Wolfgang Ratichius mit seiner Neuen Lehrkunst oder „Neuen Didactica". Dieser Charlatan hatte schon eine Reihe von Jahren beim Grafen Moritz von Oranien, auf dem Wahltage zu Frankfurt i. J. 1612, beim Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm, in Darmstadt und in Weimar sein prahlerisches Wesen getrieben, indem er einem lerneifrigen Geschlechte verhieß, Alt und Jung in kurzer Zeit, auf leichten Wegen, „in Sprachen und Wissenschaften fertig zu machen." War doch selbst die Wittwe von Weimar, Dorothea Maria, bewogen worden, den Wundermann zu sich zu bescheiden, und sich mit ihrer Schwester, der vermählten Gräfin von Schwarzburg, jedoch ohne besonderen Erfolg, im Lateinischen und Hebräischen unterrichten zu lassen! Mit thätigem Ernst griff Ludwig die Sache an, rief, mit Genehmigung des Herzogs Johann Ernst den Doctor nach Köthen, um mit dessen Hülfe eine großartige Lehranstalt zu stiften, und beide Geschlechter in Wissenschaften und liberalen Künsten zu erziehen. Häuser wurden gebaut und nahe 600 Bürgerkinder aus Köthen zu den Füßen jenes ersten Pestalozzi versammelt; Professoren und Lehrer kamen auf Ratichs Vorschlag mit großen Kosten aus Basel, Wittenberg und Jena herbei. Aber nicht gar lange nach dem Abschluß des ersten Vertrags, Köthen am 11ten Juni 1619,

---

*) Röse H. Bernhard der Gr. Weimar 1828. I. S. 84.

leuchtete dem Fürsten und seinen Räthen ein, daß der Didacticus mehr gelobt und versprochen habe, als er leisten könne, und als das Jahr ablief, „ohne daß die Knaben die drei alten Sprachen und die neueren begriffen und in den freien Künsten geschwinde Fortschritte gemacht hatten", wurde der Meister in leibliche Haft gesetzt und derselben grade am 11ten Juni 1620 entlassen, nachdem er ein schmäliges schriftliches Bekenntniß seiner Prahlerei und eine Urphede unterzeichnet, „das Erlittene nicht zu eifern und zu rächen." *) Obgleich häßlich betrogen, widmete Fürst Ludwig auch später dem Jugendunterricht seine volle Aufmerksamkeit. Freilich war wohl seine Ungeduld, so wunderbare Früchte zu erwarten, etwas zu hastig; aber auch nach einem halben Jahrhunderte ging es einem kühleren, großartigern Verstande nicht besser. **)

Um so erfreulicher und seelenlabender waren dagegen die Früchte, welche um dieselbe Zeit sein Palmbaum zeitigte. Der „Nutzbare", Tobias Hübner am Hofe zu Dessau, hatte, wie wir wissen, schon fünf bis sechs Jahre vor seiner „Einnahme" (1619) in deutschen Gedichten nach französischen Versmaßen und Reimarten sich versucht und manches poetische Erzeugniß bei Hoffesten, Sprüche bei Ringelrennen und Ritterschauspielen, drucken lassen. Die Kunst war noch im Anfange, und der Wackere hatte es daher auch nicht so genau nehmen können. Ohne Begriff vom Zeitmaß zählte er Sylben und Versfüße, ahmte mechanisch getreu den Einschnitt der französischen Alexandriner nach, wechselte auch wohlgefällig mit 10, 11, 12, 13 Sylben, unbekümmert, ob am unrechten Orte ein Trochäus in den Fall der Jamben einspränge. Jetzt nun, aufgemuntert durch das Oberhaupt, um dem Zwecke: „des Reimdichtens sich zu befleißen", näher zu treten, schritt Hübner zum Größern, „ein

---

*) Beckmann. V. 484. Der Revers des „Dictacticus" aus Warmdorf datirt in den Accessiones H. A. p. 557.

**) Wir zielen auf Kurfürst Friedrich Wilhelm und Benedikt Skytte Plan zur Universitas Brandenburgica Gentium scientiarum et artium.

berühmtes französisches Gedicht mit gewissenhafter Nachahmung der äußeren Darstellung in die „uralte teutsche Heldensprache" zu übertragen. Nicht unglücklich wählte der Nutzbare dazu La seconde Semaine de Guillaume de Saluste, Seigneur de Bartas. Dieser damals vielbewunderte, jetzt vergessene, Dichter, geboren in der Landschaft Armagnac i. J. 1544, ein eifriger Hugenotte und muthiger Helfer des Bearners mit dem Schwerdte und als Gesandter, hatte, ohne besondere geistige Mittel in seinem armen Lande aufgewachsen, jung die „beiden Wochen" gedichtet, deren erstere die Geschichte der Schöpfung mit theologischen und philosophischen Betrachtungen enthielt, die zweite in ähnlicher Art einen Theil des alten Testaments umfaßte. Dieses Werk mit andern ähnlichen, im Geschmacke Ronsards, hatte, wiewohl der frühe Tod i. J. 1590 den Dichter verhinderte, im ersehnten Frieden die letzte Hand anzulegen, den frommen, grübelnden Sinn der hugenottischen Zeitgenossen in dem Grade ergriffen, daß innerhalb sechs Jahre dreißig Auflagen erschienen und dasselbe ins Lateinische, Italienische und Spanische übersetzt wurde. Selbst noch La Harpe lobt die Regelrechtigkeit und die Kraft vieler Verse, und Voltaire braucht in seiner Henriade dieselben Bilder zur Schilderung der Schlacht von Coutras, die er in Bartas' Gedichte „Die Schlacht von Ivry", in der jener mitgestritten, vorgefunden.*) Die deutschen Hugenottenfreunde theilten natürlich diese Bewunderung des Dichters, lasen ihn fleißig im Originale, aber noch hatte niemand an eine Uebertragung sich gewagt. Das that nun der Nutzbare i. J. 1619 und übersetzte „nach Anleitung des Zwecks und Vorhabens un-

---

*) Als Kaspar von Schomberg in Gesellschaft seines jungen Freundes, des berühmten August de Thou, i. J. 1589 in Heinrichs Geschäften durch Südfrankreich reiste, stieß G. de Saluste mit seinen Vasallen in Montfort bei Armagnac zu ihm und lernte de Thou den jungen Mann mit Bewunderung kennen. Mém. d. J. A. de Thou, Collection de Petitot I sér. t. XXXVII. p. 420 und Note. — Palma Cayet in der Chronologie novenaire ebend. I sér. t. XL. p. 28 rühmt gleichfalls die poetische Darstellung der Schlacht von Ivry durch Bartas.

serer hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft und zur Erhärtung unserer uralten teutschen Muttersprache Vollkommenheit und von ihrer Natur artigen Vermögens" erst die „Andere Woche", dann die sechs Bücher von der Judith, die Urania oder himmlische Muse, nebst den beiden Schlachten von Lepanto und Jvry, „in reine teutsche (und wie aus dem französischen Text gegenüber zu ersehen,) dem Original an Maß, Abschnitt (Cäsur), Endungen, ja Sylben durchaus gleiche Reime." Dieses erste Kunststück, noch i. J. 1619 in Köthen im Druck erschienen, und mit verdientem Beifalle aufgenommen, ist leider sehr selten, vielleicht ganz verschollen. Als nun der „teutsche Virgilius und Ovidius" die Bahn gebrochen; andere furchtsam die folgenden Stücke der „zweiten Woche" ans Licht gaben, der „Nährende" aber, wie der Einnahme, so auch dieser Nachfolge nach der erste, zur Mehrung reiner deutscher Sprache und zu seinem eigenen Lobe" ans Werk schritt, beschenkte der „Nutzbare" die Welt auch mit seiner gleich kunstreichen Verdeutschung der ersten Woche, „nicht ohne vielfältiges und inständiges Begehren vornehmer Gesellschafter", und vollendete seinen Triumph, indem er lauter reine Jamben brauchte, d. h. nach seiner Prosodie Versfüße, in denen, unbeschadet der Quantität, der Ton immer auf der zweiten Sylbe ruhete. Diese „enggesetzten Schranken der Wortzeit" mußten nun bei männiglich als sieghafter Beweis gelten, „daß die teutsche Sprache auch des Geringsten nicht ermangele, und keiner fremden bedürfe". So pries ihn das Oberhaupt unter dem Bilde des Rübsamens:

Wie Nutzbar ich nun sey, mein Bartas zeigen thut,
Den ich verteutscht in Reim', auf daß ein jeder spüre
Die reine Redensart, dahin dann zielt mein Muth,
Damit das fremd Gemäng' an man nit drunter rüre.

Und in der That muß man den Fleiß und die Ausdauer des Sylbenzählers bewundern, wenn man das Original damit vergleicht. Der Anfang lautet:

Toy qui guides le cours du ciel porte flambeaux
Du, der du leitest rumb der Stern' und Himmel Lauf,

Qui, vray Neptune, tiens le moite frein des eaux,
Der du den feuchten Zaun des Meers helst an und auf,
Qui fait trembler la terre, et de qui la parole
Vor dem die Erd erbebt, des Wort stets aufgeboten
Serre et lasche la bride au postillon d'Aeole,
Und angehalten hat des Aeoli Postboten:
Eleve à toi mon ame, espure mes esprits,
Zeuch meinen Geist zu dir, den Sinn mir mache rein,
Laß von gelehrter Kunst reich meine Schriften sein u. s. w.

In der vor uns liegenden Ausgabe letzter Hand*) hat freilich die Poeterei des Schlesiers ihre Glätte schon abgespiegelt, welche den Anhaltern bis 1625 noch fremd war; die erste Arbeit mochte anders lauten. So auch noch erster Tag V. 259:

„Es war drumb mit der Welt, es war der Zeug draus werden
Bald drauff der Sahme sollt der Schönheit dieser Erden, —
V. 275. Die tastbar-dichte Schwärz, Aegypti finstrer Schatten,
Der aus der Cimbren Land, drinn man sah manchen waten u. s. w.

Immerhin muß der Billige, welcher die Erzeugnisse der Zeit, bei Spee, K. Barth, bei Balde und selbst bei Weckherlin betrachtet, gestehen, daß eine deutsche Kunstpoesie unleugbar begonnen hatte.

---

*) Einzelne Abschnitte der Ersten Woche mögen in Köthen 1622, 1626, 1628 erschienen sein. Die vorliegende Ausgabe ist gedruckt zu Cöten 1661. 8. mit doppeltem Titel: La sepmaine de G. d. S. S. de Bartas. Wilh. v. Saluste, Herren zu Bartas Sieben-Tages-Zeit. Auf dem zweiten Titel: W. v. S. H. z. B., des vornemsten sinn- und geistreichst- auch unsträfflichsten Französischen Poeten, vor zu und nach seiner Zeit Erste Woche, von Erschaffung der Welt und aller Geschöpfe. In sieben Tagen ausgetheilt, und aus den beystehenden Französischen, so viel immer müglich, und nach art und eigenschaft teutscher Sprache, nach der materi beschaffenheit, zuläßlich gewesen, fast von wort zu wort, rein teutsch gegeben und übersetzt durch ein Mitglied der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft. Allen denen, die ihre von andern ihres berufs geschäfften noch übrige zeit lieber in der betrachtung der hohen wunderthaten unseres großen Gottes und seiner heiligen Geschöpfe, als sonsten, mit ihtwas anders zu bringen wollen, sehr anmuthig und ersawlich, der Französischen und reinen teutschen Sprache begierigen aber auch sehr nutzbarlich zu lese. (Mit einer Vorrede an die Hochlöbliche F. G.)

Tobias Hübner sagt, daß der „Nährende" der erste in der Nachfolge gewesen; aber nähere Angaben über Ludwigs erste Versuche sind schwankend. Unser Just. Georg Schottel berichtet in seiner „großen Arbeit" *), „das anmuthige Gespräch des Johan Baptistae Gelli, La Circe, sei zu Köthen in gut vernehmlich Teutsch gebracht und daselbst 1620 gedruckt; auch seien in Köthen in diesem Jahre und sonsten vielmehr aus Griechischer in die teutsche Sprache wohl übersetzter Tractate gedruckt worden." Georg Neumark erwähnt als selbstständiger Werke des „Nährenden": Von den weisen Alten, eine geistreiche Betrachtung eines langen und kurzen Lebens, „handschriftlich noch auf der herzoglichen Bibliothek in Köthen vorhanden"; als übersetzt aus dem Italienischen etliche Tractätlein Malvezzis, Petrarchas Siegesprachten; aus dem Französischen: Der Heiligen Weltbeschreibung. Aber außer der Reisebeschreibung und dem Stammbuch d. F. G., die Ludwig in später Zeit verfaßte, ist von unserem trefflichen Fürsten nichts Gedrucktes zu finden. **) La Circe, deutsch übersetzt wie Schottel sagt, und in Köthen i. J. 1620 erschienen, ist ganz unbekannt; dagegen besitzen wir eine Ausgabe dieses unterhaltenden Buchs vom J. 1619 o. D., welche dem Anscheine nach in Deutschland gedruckt ist. Wohl ist es daher möglich, daß Ludwig jenes Werk des Florentiners ohne seinen Namen übersetzt herausgegeben hat, da er dasselbe von Florenz her kennen konnte, aber des theologisch=anstößigen Inhalts wegen die Uebersetzung leugnete. Giovan Batista Gelli, ein Strumpfwirker zu Florenz, hatte erst die witzvollen, philosophischen Gespräche des „Faßbinders Giusto mit seiner Seele" veröffentlicht, dann auch zwei Komödien, welche ihm so hohen literarischen Ruf erwirkten, daß die Akademie ihn als Mitglied aufnahm. Als solches verfaßte er i. J. 1548 La Circe und widmete sie dem Herzoge Cosimo, „die komischen Unterhaltungen des Ulyss mit dessen in Thiere verwandelten Gefährten, welche, zum Beweise, daß der Verlust

*) V. 1183.
**) Genaueres s. im Anhange.

der Vernunft für kein Uebel zu achten sei, alle bis auf eins in ihrem Zustande zu bleiben begehrten." Die dialogische Kunst des philosophischen Strumpfwirkers, die Leichtigkeit der Darstellung konnte unseren „Nährenden" wohl zum Uebersetzen, aber ohne Angabe seines Namens, reizen, ehe er, urkundlich sicher, ein würdevolleres, poetisches Ziel anstrebte. Und dies fand der Verehrer der toscanischen Muse an den berühmten Sechs Trionfi di Fr. Petrarcha, welche er bald nach dem Vorgange des Nutzbaren in gemessenen Reimen unter dem Titel: „Petrarchens Siegesprachten" übersetzte. *) Diese „Siegesprachten", ein neues Wort, das nur in der Mehrheit nicht bequem ist, beziehen sich bekanntlich auf „Liebe, Keuschheit, Tod, Ruhm, Zeit und Gottheit" und waren in der That wegen ihres reinen, seelenvollen und frommen Inhalts geeignet, ein Gemüth wie das unseres Fürsten mit poetischer Schöpferkraft zu erfüllen. Denn nachdem die Anhalter Freunde einmal die erste Scheu überwunden, und ihrem inneren Drange die Form gewonnen hatten — deren Sprödigkeit selbst bei bequemerer Handhabung nicht geringer war, wie als drei Jahrhunderte früher Otto mit dem Pfeile, die schlesischen Piasten und Witzlav der Junge von Rügen schwäbische Minnelieder sangen: — so erschloß sich bald auch ein freierer Inhalt. Was konnten sie in so kleiner Zeit Größeres besingen, als die alltäglichen, und doch persönlich immer neuen Vorkommnisse des menschlichen Lebens, Geburten, Heirathen und Todesfälle? Dank der außerordentlichen Fruchtbarkeit der Fürstenhäuser Anhalts, daß ein Stoff nie gebrach, um in Klinggedichten (Sonnetten) Hochzeitswünschen und Begräb-

*) Die lateinische Prosa Petrarchas, so die Trostbücher, „De remediis utriusque Fortunae" (1559 Frankf. Fol.) waren schon früh ins Deutsche übersetzt. Auch die Sechs Triumph durch Dan. Federmann von Memmingen. Basel 1575. 8. Die Verse sind unglaublich rauh und hölzern, und ohne das Original fast unverständlich. Das Werk, mit Figuren und Auslegung versehen, ist den Gebrüdern Fugger zu Kirchberg und Weißenhorn gewidmet. — Nach der Originalhandschrift in Köthen erschienen die „Siegesprachten", erst im J. 1643 im Drucke. S. Anhang.

nißklagen, in alexandrinischem Gleichschritt wetteifernd sich zu ergehen. Diese gemüthliche Thätigkeit in Gelegenheitsgedichten, überwiegend handschriftlich, blieb aber ihrer Natur nach, so wie die sprachliche Grübelei der engeren Gesellschaft, bis auf Weniges der Welt verborgen. —

10. Folgen der Schlacht von Prag 8ten November 1620. Erweiterung der Gesellschaft. Die rückfällige „Academie des vrais amants" 1624.

Da brachte der Spätherbst d. J. 1620 jähes Schreckniß und bange Sorgen in das friedliche Treiben. Die Schlacht bei Prag, 8ten Novemb. n. St., endete die stolzen Hoffnungen der calvinischen Partei, und traf fast alle Glieder unserer Gesellschaft. Zwar hatte Ludwig von Anhalt mit seinen heimischen Brüdern sich staatlich antheillos gehalten; aber ihr politisches Mitleiden war bei den Besiegten. Fürst Christian, der unglückliche, aber nicht unfähige Feldherr des Böhmenkönigs, floh mit seinem Herren geächtet (seit Januar 1621), und obgleich Anhalts Gesammthaus schon auf dem schmählichen Tage zu Ulm sich mit der Union von der böhmischen Sache losgesagt hatte, so bedrohete die Achtvollstreckung durch den beleidigten Kurfürsten von Sachsen über Bernburg dennoch die Ruhe des Landes. Ferner war der junge Christian II von Bernburg, geb. 1599 und auf frühen Reisen durch Italien, Savoyen, England für eine Rolle gleich der seines Vaters vorgebildet, anerkannt der tapferste Obrist in jener Schlacht, mitten im Siegesrausche in die Gefangenschaft Wilhelm Verdugo's (spanisch des Henkers), des Wallonenführers, gerathen, und harrte, nach manchen Abenteuern, wiewohl in ritterlicher Haft, seines Schicksals in Brünn. *)

*) S. die Thaten und Prüfungen des jungen Anhalt nach seinem eigenhändigen Aufsatze bei Beckmann V. 351. Der ältere Christian berichtete über die Unglücksstunde französisch an Friedrich V. S. Patriotisches Archiv VII.

Auch ein hoffnungsvolles Gesellschaftsglied, Bernhard von Krosigk, der Bruder Christophs, und Reisegenosse Ludwigs, war im Kampfe erlegen, der „Reinliche mit der Lilie", weshalb sein fürstlicher Freund sang: „Mit einer tapferen Hand bist unbefleckt und rein, Hinauf ins Himmelschor du selig kommen ein." Der Burggraf Christoph zu Dohna beklagte seinen Bruder Dietrich, der voll Todesahnung unter einer schwarzen Fahne mit „celtischen" Lorbeerzweigen und der Devise: o meurto (oder Tod?) in den böhmischen Krieg gezogen.*) Zu so vielfacher schmerzlicher Berührung kam noch die Sorge vor den verwegenen Entschlüssen der älteren Brüder von Weimar, Johann Ernst, Friedrich und Wilhelm, die auch nach jenem Schlage als Paladine des Pfälzers unter den Waffen blieben, und ihren jüngsten Bruder Bernhard in ein sturmvolles Schicksal verflochten. — Aber noch zertheilte sich das Unwetter, und die Gesellschafter fanden mitten unter fernen Blitzen Trost in beharrlicher Verfolgung ihres Strebens. Der geächtete Christian, wegen der auf dem Hradschin aufgefundenen „Anhaltischen Geheimen Kanzlei" schwärzer im Sündenregister bezeichnet, wich, rastlos werbend für den Winterkönig, bis nach Schweden, zu Gustav Adolf, harrte dann mit seiner Gemahlin und eilf Kindern in Flensburg bei Christian IV besserer Zeiten, unterließ aber nicht, reumüthig schon am 21sten Juni 1621 die Huld des Kaisers zu suchen und wandte glücklich die Achtvollstreckung noch ab. Die gehorsamen Brüder und andere Fürsten legten Fürbitte für Vater und Sohn ein, welcher letztere, aus Wienerisch-Neustadt im November 1621 zum Kaiser beschieden, von einer Audienz am 12ten December 1621 sein ferneres Loos erwartete. Zwar wollte der starre Sinn des Jünglings sich nicht zur fußfälligen Abbitte bequemen, aller Drohungen des Reichsvicekanzlers ungeachtet; doch merkte Ferdinand nicht auf die widerstrebende Ungelenkig-

---

*) Gerard. Joan. Vossii Commentarius de rebus pace belloque gestis Dom. Fabiani sen. Burggravii a Dhona, D. in Karwinden. Lugd. Batav. 1628. 4. p. 114.

keit seines Knies, hörte seine Rede, bot ihm gnädig die Hand, und duldete dessen fernere Aufwartung. Christian folgte dem kaiserlichen Hofe, bis er, bei Innspruck beurlaubt, um sich zur verlangten Zeit wieder einzustellen, im Februar 1622 Mutter und Schwestern in Ballenstädt wieder begrüßte. So that sich denn auch die Hoffnung auf, daß Christian I nicht lange mehr in der Fremde umher zu irren brauche.

Inzwischen wuchs die Gesellschaft an sechzehn neuen Mitgliedern, großentheils anhaltischen Edelleuten, des Geschlechts Aus dem Winkel, Brand von Lindau, auch einigen Märkern, Hessen, wie Rohr, Marwitz, Pappenheim *); von fremden Fürsten trat Friedrich Ulrich von Braunschweig, der Bruder des Halberstädters, als „Der Dauerhafte in allem Wetter mit Cedernholz" hinzu, eine Benennung, welche zu dem politischen und häuslichen Charakter des Guelfen nicht recht paßte. Es galt einmal schon als ehrenvolle Auszeichnung, der Gesellschaft anzugehören, die den Suchenden auch des praktischen Zwecks wegen nicht verweigert werden konnte; tapfere Soldaten zumal drängten sich zu. Wie reizend war es nicht, mit Fürsten ohne Ranggepränge zu verkehren, in dem schönen Ordenssaale sein Wappen aufzuhängen, mit Andacht unter den dortigen Bücherschätzen und beziehungsreichen Dingen zu weilen, und mit dem Oelberger begrüßt und begrüßend sich hänseln zu lassen! Merkwürdig dabei ist nur, daß sich kein kursächsischer Edelmann, kein Hofdiener des abtrünnigen Johann George in ihrer Zahl findet, und daß, zur Zeit der Herrschaft der Hofprediger und Gewissensräthe, wie Scultets und Hoe's von Hoenegg, die Theologen ausgeschlossen schienen. — Georg Friedrich Graf von Hohenlohe, gerettet aus dem Schiffbruche des böhmischen Königthums, **) empfing den Ehrennamen der Getreue mit dem Kräutlein

*) Rommel III, 462.

**) Er fand die Aussöhnung mit Ferdinand schon i. J. 1622 und am 9ten Septemb. 1623 zu Wien volle Begnadigung. F. C. Khevenhiller Annales Ferdinandei t. X. p. 41.

Mannstreue; um für Andere Bezeichnung zu finden, mußte der fürstliche Botaniker in Gemüsegärten und in den Wald hinaus, wie für den „Schließenden" mit einem Kohlhaupte. Auch Fürst August, der Alchymist in Plötzkau, fühlte, als „Der Sieghafte mit dem geheimnißvollen Kraute Allermannharnisch" (Victorialis) Belieben zum fremden Spiel; Ernst von Bernburg, Christians I zweiter Sohn und Fluchtgefährte, als „Der Wollbewahrte" mit der wälschen Nuß, verschloß noch zur Zeit seinen Soldatenmuth. Als der erste seines zahlreichen Geschlechts, das, aus dem nahen Magdeburgischen nach Anhalt übergesiedelt, alles Fremde liebte, und von der Pariser Bluthochzeit zu erzählen wußte, trat Hans Ernst von Borstel oder Börstel, namhaft im Dienste des Landgrafen Moritz, ein, und öffnete fünfen seiner Sippen denselben Weg. — Das Jahr 1622 begann Christian der jüngere, eben aus der kaiserlichen Haft heimgekehrt, mit seinem Lebensretter Burchard von Erlach, berühmten Adels aus Bern und belobtem Kriegsmanne von Johann Kasimirs des Pfälzers Zeit her. Christian, der „Unveränderliche", ein Cypressenbaum, der „Dringet in die Höhe", reiste, um den Verlockungen zum Kriege auszuweichen, für jetzt über Prag nach Italien, um mit seinem begnadigten Vater erst später nach Bernburg zurückzukehren. Er mußte die große Welt noch bitter kennen lernen, ehe er Ruhe fand und, obwohl sonst französisch an Sinn und Gewohnheit, den Gesellschaftszwecken auch als Schriftsteller zu dienen. Friedrich von Kospoth, als „Der Helfende" erst unter der Zahl 55 eingetreten, genießt unverdient auch in wissenschaftlichen Werken der Ehre, ein Mitstifter der F. G. gewesen zu sein.*) Mit dem Schwager Ludwigs von Köthen, dem gleichgesinnten Herzoge Georg Rudolf von Liegnitz, welcher seine liebe Hausfrau, die hochstudirte Sophie Elisabeth, im Februar 1622 verloren, trat der Orden auch mit Schlesien in Verbindung, wo inzwischen der helle Tag der neuen deutschen Poeterei angebrochen. Der „Wunderbare" mit „Christwurzel im Schnee" hieß

*) Bouterweck X. 35.

der Piast,*) mit dem zugleich der Schlesier Peter von Sebottendorf, des Hauses Dessau und Bernburg treufleißiger Prinzenführer, aufgenommen wurde. Dem blutigen Gericht zu Prag entronnen, suchten böhmische Verbannte, wie Johann Albin Schlick, Graf zu Passaun und Ellnbogen, und Matthias Gietzwitzky (richtiger Gizbiczky), Erheiterung ihres Trübsals am friedlichen Hofe des Nährenden.**) Ersterer, „Der Ausgetruckte" mit „Johanniskraut", hatte als Münzmeister mit zu den dreißig Directoren gehört und war, als auf des Blutrichters Ladung nicht erschienen, geächtet; sein Schicksalsgenosse, „Der Holdselige" mit „Vergißmeinnicht", ein Bürger aus Prag, führte später ein schwedisches Regiment zu Fuß.***) Welches altbegründete Verhältniß die czechischen Ritter und Gelehrten zu den humanistischen Bestrebungen der Sachsen hatten, werden wir, so wie die sittlichen Zustände der vornehmen Böhmen um 1618, beim J. 1627 ausführen. — Die wichtigsten Genossen brachte aber das Jahr 1623 näher herbei. Dietrich von dem Werder, beschuldigt, bei der Vertheidigung der hessischen Landesgrenze gegen Tilly's Schaaren es versehen zu haben, war schon im Sommer 1622, müde so undankbarer Dienste, auf seine Güter dicht bei Köthen heimgekehrt und sann auf Größeres als der „Nutzbare"; bald darauf hatte er die schmerzliche Befriedigung, den ungnädigen Gebieter, zerfallen mit seinem Adel und gestraft in Folge politischer Unentschlossenheit, als Gast in der Fremde zu sehen. Die Paladine des unglücklichen Pfälzers, Mansfeld, der Markgraf von Baden, Christian von Halberstadt, waren mit dem ersten Theile ihrer erfolglosen Rolle am Ende; Friedrich von Weimar, der „Hoffende", hatte bei Fleury unter

*) Stammb. No. 58. No. 60 erhielt Taback das Wundenkraut zum Gemälde, obgleich ein anderweitiger Gebrauch des Gewächses schon bekannt war.

**) Stammb. No. 63, No. 64, im Hintergrunde das Schloß zu Prag von der Seite der berüchtigten Landstube. Beider Reime voll sinnigen Trostes.

***) F. M. Pelzel Gesch. der Böhmen. Prag und Wien 1782. Th. II, 757.

dem Mansfelder (19 August 1622) einen Soldatentod gefunden; als Landgraf Moritz die Unmöglichkeit erkannte, sein Land vor der Ueberschwemmung durch Tilly zu retten (Juni 1623). Nachdem sein Adel mit dem gehaßten kaiserlichen Feldherrn, statt sich aufzuopfern, Unterhandlungen angeknüpft, blieb dem Gebieter nichts übrig, als seinem Sohne Wilhelm die Last der Regierung zu übertragen (9 October 1623) und persönliche Sicherheit im Auslande zu suchen, *) auch wohl um einen neuen Bund gegen den Obsieger herbeizubeschwören. So finden wir den Grollenden nach einer Umreise in Niedersachsen, im November und December 1623 in Dessau, in Köthen und in Magdeburg; überall war er der freundlichsten Aufnahme sicher, so bei Johann Kasimir zu Dessau, welcher erst im Mai d. J. Beilager mit seiner Tochter gefeiert, **) und bei Ludwig in Köthen, dem er am 9ten November für die freundliche Aufnahme seiner bedrängten Person dankt. Wahrscheinlich auf seinem Herbstbesuche ward Landgraf Moritz, dessen wissenschaftliche Bestrebungen auch für deutsche Sprache und Poesie wir kennen, unter dem Namen der „Wohlgenannte In fleißiger Uebung mit dem Spindelbaumholze" aufgenommen, gleichwie sein Sohn Landgraf Wilhelm wohl schon im Mai als der „Kitzliche" mit mehren hessischen Hofleuten und Rittern in den Bund trat. ***)

Aus dieser Periode, als nach der Niederlage Christians von Halberstadt ($\frac{27 \text{ Juli}}{6 \text{ August}}$ 1623) kein Feind mehr unter den Waffen im Reiche stand, und selbst Christian von Bernburg, der Anfänger des Kriegs, ernstlich an die Aussöhnung mit dem Kaiser dachte, stoßen wir auf eigenthümliche Beweise von dem Leben der Ge-

*) S. Rommel III, 541—570 ff.

**) Ebend. III, 441. Moritz weilte bis zum Juni unter politischen Geschäften in Ober- und Nieder-Sachsen.

***) Stammb. d. F. G. No. 80. 65. 67. 73. 74. zwei Keudel, zwei Bodenhausen. „Der Hochtreibende mit Cartuffeln, deren Wurzeln in Vielheit in der Erde bleiben", ist botanisch merkwürdig; ästhetisch auffallend, aber damals ohne komische Anstößigkeit, No. 70. „Der Dienliche Zur Öffnung mit der Kräuselbeere."

sellschaft. Alle unsere Fürsten, mit Ausnahme des Landgrafen und des ältesten und jüngsten Ernestiners von Weimar, schienen sich in ihr Geschick zu fügen, und bemüht dasselbe nach Kräften zu erheitern. So kamen im ersten Lenz **1624** die „treuen Freunde und Genossen der Fruchtbringenden Gesellschaft", der Nährende, der Langsame (Friedr. von Schilling), der Sauerhafte (Jacob Scharle), der Saftige (Ludwig d. J. von Köthen), der Anmuthige (Georg Aribert von Bernburg), der Wohlbekommende (Christoph von Krosigk), der Nutzbare (Tob. Hübner), der Unschädliche (Karl von Wülknitz), der Durchdringende (Johann Kasimir von Dessau), der Vielgekörnte (Dietrich von dem Werder) und der Wohlgenannte (Landgraf Moritz) „auf Gottbotts Scheidewege" *), irgend einem anmuthigen Landschlosse im Anhaltschen, feierlich zusammen, und hielten Rath, wie das zudringliche Wort Materia am besten zu verteutschen sei. Und als sie nach reifer Ueberlegung gefunden, es sei der Zeug — das darum der Nutzbare in seiner „Ersten Woche" auch für Chaos braucht, — meldete der Wohlgenannte solches Ergebniß dem Kitzlichen (Landgraf Wilhelm) und fügte hinzu, „der Gelinde sei Willens, das anmuthige und wohlbekannte Hetzrecht zu beschreiben; sie würden dies mit großer Andacht und Geduld erwarten, welche ohnedies beim Hetzen nicht auszubleiben pflege." **) Fast möchten wir von dieser Mittheilung glauben, der alte, bittere Herr treibe seinen bitteren Spaß mit dem Gelinden, „als Dichter des Hetzrechts". Der „Gelinde" war nämlich Ludwig Heinrich von Kalenberg, Wilhelms Vertrauter, dessen Namen anstößig als des vierten unter dem vorwurfsvollen Schreiben der nieder-

---

*) Darüber unten.

**) Rommel II. 514 nach Mspt. im Archiv zu Kassel. Das Schreiben hat im Drucke nur d. J. 1624; doch war der Landgraf noch am 13ten Februar in Dessau (Rommel III. 577. 578. 601.), aber auch an anderen Höfen und in Städten Norddeutschlands, dann wieder in Dessau, und kam erst im Juni 1625 von dort nach Kassel zurück. Daß die Versammlung „auf Gottbotts Scheidewege" spätestens März 1624 falle, werden wir unten darthun.

hessischen Ritterschaft an den alten Landgrafen steht. (D. Kassel 1 Juli 1624.)

Sogar aus diesen Tagen weltentäußernder Zurückgezogenheit hat sich im Archive von Köthen eine Zeichnung erhalten, welche uns die „engere" Gesellschaft in ihrem Treiben gemüthlich darstellt. Da sitzen sie, ihrer zwölf, an einer Tafel im Freien; ein Baum mit dem Embleme des Schmackhaften, Herzog Wilhelms von Weimar (die Birne, welche die Wespe benagt), lehrt uns, daß der gebirgige Hintergrund das schöne Thüringen bedeute. Die Gesellschaftsnamen sind über jedem der zwölf bemerkt; sie tragen mehr Hof- als Ritterkleidung. Oben an sitzt mit nachdenklicher Miene der Nährende; er erhebt den „Oelberger", jene flache, zierlich geschnittene Glasschaale; man merkt es den theils befriedigten, theils noch lebhaft sprechenden Zügen der Andern an: sie sind über wichtige Ordenssachen einig geworden, haben vielleicht die „uralte Heldensprache" mit einem neuen Worte bereichert. Rechts neben dem Nährenden sitzt der Schmackhafte selbst, als Wirth, wie es scheint; dann folgen der Durchdringende (Johann Kasimir), der Gerade (H. H. von Wutenau), der Langsame (Friedrich von Schilling), der Austrucknende (Bernhard von Weimar); unten sitzen der Helfende (Friedrich von Kospoth), der Vielgekörnte; der Nutzbare, der Unansehnliche (Albrecht von Weimar), der Gemäste (H. von Krage), der Wohlbekommende (Christoph von Krosigk), schließen sich wieder dem Oberhaupte links an. *) Unerklärlich sind ein Paar Bauerngestalten, welche in der Ferne über einander hinfallen, mit der Unterschrift: Waltz recht, wahrscheinlich in Beziehung auf irgend einen Scherz der Gesellschaft. —

Nimmt sich dies alles so altdeutsch-ernst und gemüthlich aus, so bereitete sich doch eben, wahrscheinlich von der Seite der Frauen und des französisch-beharrlichen Hofes von Bernburg her, ein Rückfall in die lieben, alten Untugenden vor.

Ganz Frankreich las damals mit heißer Begier ein Buch, wel-

---

*) Kupferstich bei Beckmann V, 482.

ches mit Zaubergewalt die Phantasie ernster Staatsmänner, leichtsinniger Hofleute, des Bischofs so wie der Klösterbewohner, jung und alt, Männlein und Weiblein, in die unschuldige Schäfernatur des „französischen Arkadiens" versetzte, und fast hundert Jahr der Lieblingsroman der gebildeten Franzosen blieb. Wir meinen die Astrée Herren Honoré's d'Urfé, Marquis de Valromey, jenes „Pastoral allegorique", dessen erster Theil im J. 1609 erschien und, mehrfacher Fortsetzungen ungeachtet, den Kreis der Leser mit stets neuer Spannung erfüllte. Es ist hier nicht der Ort, in den Charakter der Dichtung und des berühmten Dichters einzugehen.*) Um die unerhörte Wirkung zu erklären, welche die Asträa auf die Gemüther der Zeitgenossen nachhaltig ausübte, bleibt nur zu erwähnen, daß der französische Adel, müde aus den fast vierzigjährigen Bürgerkriegen hervorgegangen, mit Bewußtsein weicher Ruhe pflegte, und daß die verliebte Persönlichkeit des Herrschers die Liebe fast zur einzigen Beschäftigung des müßigen Adels am Hofe und auf den Schlössern gemacht hatte. — Leidenschaftliche Gebehrdung, Liebesklage und Liebeskampf war die Mode des gebildetsten Theils der Nation geworden. Um dieser Bewegung der Geister eine Literatur zu geben, dichtete Honoré d'Urfé seinen Roman nach dem Vorbilde der Diana George's de Montemayor, und behandelte die Lebensfrage seines Jahrhunderts mit unerschöpflicher Mannigfaltigkeit, indem er in das Schicksal eines musterhaften Paares, Celadons und Asträas, den erlebten Novellenschatz des ganzen heroisch-üppigen Zeitalters verflocht. Die Scene seines Pastoral allegorique verlegte er in sein liebliches Heimathland am Lignon im Forez und brachte Kostüm und Sitte der hirtlichen, phantastischen Welt mit der damaligen Chevalerie, mit der zierlichen Hofweise, und der literarischen Bildung derselben in so träumerischen Einklang, daß seine schreibfertigen Schäfer und Schäferinnen nirgend barock

*) Der Verf. hat darüber weitläufig zu Anfang des zweiten Theils der: Geschichtlichen Persönlichkeiten in J. J. Casanova's Memoiren. Berlin 1846. 12. gesprochen.

und unnatürlich erscheinen. Ein solches Buch mußte einem schlaffen Geschlechte, wie den damaligen deutschen Vornehmen, welche nach tändelnder, aber nicht geist= und gemüthloser Beschäftigung strebten, und auch an keineswegs ganz unschuldigen Phantasiebildern Geschmack fanden, zeitig bekannt werden. Man las es an unseren Höfen ungesättigt von Anfang bis zum Ende, und fing wieder und wieder von vorne an. Ja ein unbekannter süddeutscher Edelmann hatte schon i. J. 1619 eine Uebersetzung veröffentlicht, die aber wegen ihrer Ungelenkheit und sprachlichen Unbeholfenheit die schon verwöhnten Glieder der F. G. nimmer befriedigen konnte. Schon der Titel lautete anstößig für Ohr und Sinn der Sprachreinheitswächter in Anhalt: „Von der Lieb Astreae und Celadonis Einer Schäfferin und Schäffers. Darinn Ihr wunderbarer Zustandt, Mühe, Arbeit und Unglück, neben einführung anderer vieler mit dergleichen Lieb' behafften glücklicher und unglücklicher Zuständ und Ausgäng: Sampt allerhandt lieblichen, auch eyverigen und in Lieb verzweifelten, Discursen und Gesprechen, erzehlet und beschrieben werden. Allen mit Lieb beschwehrten, gefangenen und gebundenen: Zu sonderer Aufmerckung, warnung und unterricht, durch den Herrn von Urfée in Französischer Sprach an Tag gegeben und um gemelter ursach wegen auch den Teutschen Liebleydenten in Teutsche Sprach versetzt. durch J. B. B. V. B.*) Wir theilen aufs gradewohl eine Probe in Prosa und Versen mit: Celadon, von seiner Schäferin gekränkt, springt aus Verzweiflung in den Lignon, betrachtet aber vorher ein „seiden Bendel" der Geliebten: Biß Zeugnuß, o Lieber Bendel, das Eher dan ich ein Einigen knopff meiner Affection und wolmeinung brechen, Ich Lieber habe das leben verlieren wöllen, damit wan ich Todt sein und

---

*) Als eine literarische Seltenheit im Besitz des Verf., und so viel er weiß, nur noch auf der K. Bibliothek in Paris vorhanden. Erster Theil. Gedruckt zu Mümpelgart, durch Jacob Foilet und zu verkaufen bei Paul Ledertz, Buchhändl. A. MDCXIX. 8. Ohne Register 746 S.

diese grausamme Dich bey mir sehen wird, Du sie vergewisserest, das auff der Welt nichts ist, das so sehr geliebt werden könne, wie ich sie Liebe, noch kein buler so übel belohnt worden seye als ich bin. Darauf bande er solchen umb den arm, küsset den Ring und sprach, und du Zeichen einer gantzen und volkomnen Liebe, biß content das du in meinem Todt nicht von mir weichest, damit auffs wenigst dieses Pfand mir von der jenigen verbleibe, welche mir so viel wolmeinender affection versprochen hat. Er hatte noch kaum dieses wortt ausgeredt, er wendet seine Augen auf die Seitten da Astrea war, und sprang seine arm kreutzweiß über einanderhaltend in den Fluß hinein. An diesem ortt war der Fluß Lignon sehr tieff und fast ungestüm, dan es war ein gumpen und widerwasser so der Felß zurück fließen und als ein wurbel machte" u. s. w. — Ein Lied beginnt:

Dort oben bey eim Brünnlein küel,
Das mit feuchtem Moß ist umbgeben,
Sein wasser zeucht sich in krumb gräben,
Ein Schäffer sich erlustigt vil,
Besach sich in dem Wasser steif,
Und sang die Vers auff seiner pfeiff,
Hört auff einmahl mir zwider sein,
Eh das ich sterb zarts Jungfreuwlein.

Auch ein Sonnet singt Celadon (der nämlich nicht ertrunken war).

Sie stelt sich, als ob sie mich lieb mit klagen,
Seuffzend nach mir wan sie mich seuffzen hört,
Durch falsche Wahn bezeugt auch ihr beschwördt,
Weil sie erkendt, mein Hertz entzundet haben u. s. w. —

Als diese Uebersetzung bereits mehre Jahre in die Welt ausgegangen war, säumte Honoré, am Hofe des Herzogs von Savoyen in Turin weilend, den vierten Theil seines Gedichts herauszugeben, und machte die Franzosen so ungeduldig, daß im Januar 1624 seine Nichte, Gabrielle d'Urfé, ein Bruchstück, das sie dem Oheim wegstibitzt, zu Paris als Quatrième partie ans Licht stellte. Aber ehrenvoller als diese diebische Ungeduld, war, was dem Gefeierten in diesen Tagen aus Deutschland

zukam. — Die Prinzen und Prinzessinnen vom Hause Anhalt nebst den vornehmsten Gesellschaftern und ihren Damen befanden sich auch auf jener Germanisten-Versammlung auf Gottbotts Scheidewege im März 1624 und zumal mochten die Frauen, ihrer noble Academie des Loyales ungeachtet, die aus der Pfalz nach Anhalt geflüchtet war, Langeweile empfinden, wenn die ungeselligen Männer so ernsthaft in Ordenssachen bei einander saßen. Da entstand nun bei den Damen der Wunsch, mit den Herren gemeinschaftlich eine sinnreiche, junge Gemüther besonders ansprechende, Akademie zu errichten, und ihr Vorschlag fand, wahrscheinlich von den Bernburgern begünstigt, bei neunundzwanzig Prinzen und Prinzessinnen und bei neunzehn adligen Männern und Frauen den thätigsten Beifall. Leider kennen wir nur die Zahlen, aber nicht die einzelnen Namen, so wie auch der weitere Hergang verborgen ist. Die F. G. umfaßte damals ungefähr achtzig Glieder, von denen aber nur die Nächstgesessenen zugegen sein konnten; von ihnen mochten gegen zwanzig Fürsten von Anhalt, Braunschweig, Koburg, die Grafen von Schwarzburg, der Landgraf Moritz nebst den vornehmsten des Gefolges sich schnell zusammen finden. Rudolf von Zerbst, „der Süße", war bereits seit 1622 todt; aber zwei Prinzessinnen blüheten als Jungfrauen heran; Fürst Christian I, seit dem 16ten September 1623 mit kaiserlichem Geleite versehen, war erst von Flensburg nach Wien zur schmerzlichen Abbitte unterwegs; zwei seiner Söhne in Italien; doch lebten acht Prinzessinnen, mit ihrer Mutter, Anna von Bentheim, der Patronin des Ordens, in der Nähe, und namentlich schienen die sieben älteren, selbst wohl Sibylle Elisabeth, die treue Ärztin für Arme, zu solchem Spiel geeignet. Ludwigs von Köthen Prinz und Prinzessin befanden sich am Orte. Dessau konnte von Johann Georgs zehn Töchtern und ihren Gatten eine stattliche Zahl aufstellen; selbst Christian von Halberstadt weilte eben im Fluge daheim, und durfte mit seinem Bruder Friedrich Ulrich zu wahrscheinlich auch politischer Berathung über den Harz gekommen sein. Nur die Vettern zu Weimar vermögen

wir nicht heranzuziehen; Johann Ernst und Bernhard, noch im Dienste der Generalstaaten, zeigten sich erst im Mai 1624 in Weimar, und Wilhelm, „der Schmackhafte" war nach der Schlacht bei Stadt-Loen in kaiserlicher Gefangenschaft bis zum Anfang d. J. 1625. — Wer nun auch immer die Schreiber waren, genug neunundzwanzig Prinzen und Prinzessinnen und neunzehn Herren und Damen, achtundvierzig zusammen, verfaßten und untersiegelten am 10. März 1624 „au carrefour de Mercure" einen französischen Brief an Honoré d'Urfé folgenden Inhalts:

„Diese Zeilen, welche Ihr leicht als nicht von einigen Eurer Landsleute geschrieben, noch weniger verfaßt erkennen werdet, sollen Euch erstlich die Sehnsucht und die Begierde einiger Fremden bezeugen, deren höchster Ehrgeiz ist Euch so gut von Angesicht zu kennen, wie sie Euch schon durch den seltenen und göttlichen Geist kennen, welcher auf jedem Blatte, ja in jeder Zeile Eurer unnachahmlichen Werke glänzt; deren nächster, eines Tages eben so Flüsse und Landschaft ihrer Heimath, mittelst Eurer Erlaubniß und sonderbarer Gunst, erscheinen zu lassen, als die Ufer des sanftströmenden Lignon und die Landschaft Forez seit dem durch Eure schönen Schriften erhoben sind." Ferner meldeten sie, daß sie die Namen und die Personen aus dem Romane gewählt hätten, um unter dem Titel: „Academie des vrais amants" einen Hirtenverein in der Nachahmung desjenigen in der Astrée zu bilden. Sie baten den Dichter, für sich den Namen Celadon, welchen keiner der Mitglieder im Gefühl seiner Unwürdigkeit sich anzumassen gewagt habe, zu wählen, und beschworen denselben, ihnen endlich den vierten Theil der Astrée zu schenken, welchen sie seit langer Zeit erwarteten, mit der Versicherung, die drei ersten so oft gelesen zu haben, daß sie, ohne Mühe, Dank ihrem Gedächtnisse, sie der Welt wiedergeben könnten, gesetzt den Fall, daß alle Exemplare vernichtet wären."

Dieser Brief, auf Pergament geschrieben, von Allen unterzeichnet und mit 48 daranhängenden Siegeln versehen, ging über Paris in die Fremde ab.

Ob bei diesem schnöden Abfalle von den Gesellschaftszwecken und gefährlichem Rückfall in thatlose Bewunderung der französischen Musenkünste unser „Nährender" sich entrüstete, ob er die Selbstironie und den Widerspruch mit den bisherigen patriotisch-sittlichen Tendenzen der Gesellschaft fühlte, oder ob er die Sache nur für einen vorübergehenden Scherz hielt, und voll Verlangen, Urfé's Talent so würdevoll anzuerkennen, sich drein gab; wer die merkwürdige Urkunde verfaßt habe, ob der Nutzbare? ist eben so wenig überliefert, als in welcher Form die Schäferrepublik am Bode- und Selke-Thal sich erging. Wir mögen uns vorstellen, daß junge und alte Hirten ihre zärtlichen Beziehungen unter dem Namen des Romans verbargen, sich bei Tafel und in Gesellschaft oder brieflich damit begrüßten; einander in gutem Französisch artige Dinge sagten und auch wohl Schalkheit versteckten. Höchstens mochte die anhaltische Ehrbarkeit mit idyllischem Aufzuge, bebändert, mit Hirtenstab und Tasche, durch die kunstvoll geschnittenen Baumgänge und Blumenbeete, durch das Labyrinth des Schloßgartens wandeln, oder bei Ringelrennen arkadisch kostumirt mit kostbaren französischen Phrasen sich produciren. Denn so bandlos begeistert und ausgelassen dürfen wir uns jene nüchternen Naturen doch nicht denken, daß sie, als Hirten verkleidet, in den heimischen Thälern und Felspartien am Mägdesprung, an der Roßtrappe und im idyllischen Unterharze, wo auch noch im Volke altschwäbisches Schäferleben sich abspiegelte, umherschwärmten. Immer war aber auch die zeitweise Illusion eine Untreue, die jedoch ein häusliches Mißgeschick dem Oberhaupte zunächst ersparte; ferner machte das fleißige Lesen des Romans und das Spiel der Nachahmung Anhalts poetische Jugend nicht allein mit Phantasterei, sondern auch mit üppigen Dingen bekannt,*) mit Vorstellungen, welche zumal Georg Aribert von Dessau an der Hand Johanna Elisabeths,

*) So tadelt der französische Parnasse reformé den Urfé bitter wegen der légères faveurs, qu'il fait obtenir à Celadon, und macht dem Dichter ein Verbrechen daraus, daß er dem Schäfer die Astrée nackt gezeigt habe. S. Bayle Dictionnaire unter Longus.

der Tochter des Hofmarschalls Christoph von Krosigk, zum bitteren Verdrusse des Gesammthauses verwirklichte. Endlich müssen wir bemerken, daß nach einer so beklagenswerthen Niederlage der protestantischen Partei, wie i. J. 1624, mehr die Sehnsucht nach Waffen und That den Fürsten anstand, als leichtsinnig die Schäferinnen vor gemalten Wölfen zu beschirmen.

Aber kam nun die Stiftungsurkunde der Academie des vrais Amants an den Dichter, welcher am fernen Hoflager in Turin oder auf seiner Cassine am Po weilte, und was hat Honoré d'Urfé auf so wunderliche Ansinnen geantwortet? Beide Fragen können wir befriedigend lösen. — Seit dem J. 1606 hielt sich in Paris ein sonderbarer Zugvogel aus Anhalt auf, Adolf von Borstel, aus jenem zahlreichen magdeburgischen Geschlecht. Ganz jung, kaum zwanzig Jahre alt, vom Könige Sigismund III von Polen an Heinrichs IV Hof geschickt, trat er, ohne seinen Glauben zu verändern, als „Gentilhomme ordinaire de la chambre du Roy" in Ludwigs XIII Dienste, und blieb als Agent der Anhalter und anderer kleiner Reichsfürsten in Frankreich bis an seinen Tod im höchsten Alter. Der Thätigkeit des Diplomaten geschieht mehrfach Erwähnung; i. J. 1620 bemühete er sich, in einer langen französischen Denkschrift den König vom Kaiser und der Liga zur Partei des böhmischen Königs überzuziehen; i. J. 1626 unterstützte er Christian von Bernburg in Betreff der hochverbrieften Summe, welche Heinrich IV für den Kriegszug des J. 1591 den Anhaltern schuldete: auch in Bernhards von Weimar französischen Angelegenheiten war er Geschäftsführer in Paris.*) Herr von Borstel, auch mit seinem Eigenthum nach Frankreich übergesiedelt, „verstand so gut Französisch zu sprechen und zu schreiben, als selbst wenige geborne Franzosen"; er hielt den gelehrtesten Parisern, „wie

*) S. im allgemeinem Beckmann VII. 204. Les Historiettes de Tallemant des Réaux. Par. 1840. t. IV. 213 ff. Les d'Urfé, souvenirs historiques et littéraires du Forez au XVI et XVII siècle, par Aug. Bernard. Par. 1839. 8. p. 170. Londorp Acta publici II, 72.

Balzac, Vorträge über die europäische Politik mit der genauen Kenntniß eines Hausvaters in seiner Familie, erklärte ihnen den Macchiavel und ward in literarischen Dingen als Orakel betrachtet." Er war ein deutsches Original, wie sie die Luft von Paris später häufig hervorgebracht hat, ein Grimm, Holbach, Schlabrendorf in eigener Art; etwas geckenhaft eitel und so geheimnißvoll mit seinem Lebensalter, daß er, schon bei Heinrich IV beglaubigt, vierzig Jahre später, als er für jünger gelten wollte, spöttisch ambassadeur de dix-huit ans genannt wurde. Von schwächlicher Gesundheit verschloß er sich Jahrelang in sein Zimmer hinter verklebten Fenstern vor dem Tageslichte, blieb aber dessenungeachtet ein zärtlicher Verehrer der Damen, zumal einer berühmten und geistvollen Frau, Madame de Loges, der er auf ihre Güter im Limousin folgte und auch dort vor dem Umgang mit dem Landadel sich absperrte. Im hohen Alter vermählte er sich mit einem schönen jungen Mädchen, Charlotte de Farou, die ihm zwei Söhne gebar. Er starb erst i. J. 1655 und zeigte selbst in seiner Todeskrankheit so lächerliche Eitelkeit, daß er, 69 Jahr alt und als Sechziger verheirathet, in einem schriftlichen Gesuche um den Rath eines namhaften Arztes als „gentilhomme de cinquante-neuf ans" behandelt sein wollte.

Dieser Sonderling hatte aber, außer seiner Diplomatie, auch noch einen literarischen Beruf zum Vermittler der Höfe von Anhalt mit Frankreich. Er stand mit dem Hause Urfé in so genauer Verbindung und war ein so leidenschaftlicher Bewunderer desselben, daß er im Todesjahre des Dichters mit einem fünften und sechsten Theile des Romans hervortrat, in welchem sich Aechtes und Unächtes, letzteres von ihm mit dem Buchstaben M. D. G. (vielleicht Monsieur de Gaubertin, Name seines Landguts) bezeichnet, in Menge vorfindet. Wir möchten glauben, daß Herr von Borstel auch Antheil an jener deutschen Uebersetzung der Asträa von 1619 gehabt habe, wie die Buchstaben V. B. anzudeuten scheinen.

War nun gleich der deutsche Edelmann, welcher Frankreich nicht mehr verließ, kein Glied der F. G., so muß doch er die

Urkunde der Academie des vrais Amants dem Dichter überschickt haben, da dieselbe, nebst seinem Geleitsschreiben und der Antwort Urfé's, vom 10ten März 1625, einzig und allein vor Borstels Fortsetzung des Romans, die gleich nach dem Tode Honoré's i. J. 1625 erschien, gedruckt steht. Der gealterte Dichter hatte noch einmal im Frühling die lieblichen Ufer seines Lignon besucht, gleichsam um der Heimath Lebewohl zu sagen. Von seinem Schlosse Châteaumorand antwortete er, genau ein Jahr nach der Ausstellung der Urkunde von „Carrefour de Mercure", der phantastischen Akademie, und dankte für eine Auszeichnung, welche in solchem Grade später weder einem Voltaire noch irgend einem Helden der neuesten französischen Literatur zu theil geworden ist. Er bekannte, zu hoch durch ihren Brief geehrt zu sein, und gelobte ihnen nicht allein den vierten Theil der Astrée, sondern auch alle Erzeugnisse seiner Feder zu widmen. Unmittelbar darauf ging Honoré nach Savoyen zurück, erkrankte an der Spitze der Vorhut des savoyischen Heeres auf einem Zuge gegen die Republik Genua an den Folgen eines Sturzes vom Pferde, und starb am 1. Juni 1625 zu Villefranche in Piemont. Baron, sein Geheimschreiber und Zögling, gab erst i. J. 1627 den vierten ächten Theil der Astrée heraus, voll Klagen über den Mißbrauch, den man mit des Dichters Namen sich erlaubt habe, setzte aber dennoch aus eigener Erfindung einen fünften und sechsten Theil als Schluß hinzu.

Die Antwort des Dichters traf aber eine veränderte Welt „an Gottbotts Scheidewege". Fürst Ludwig von Köthen verlor am $\frac{15}{25}$ März 1624, also wenige Tage nach der Stiftung jener Akademie, seinen damals einzigen, siebzehnjährigen Sohn, „Den Saftigen", und suchte Linderung des Schmerzes in der Fremde, indem er ein Jahrlang zu Harderwyk in Geldern weilte, und dort am 26ten März 1625 auch seine einzige Tochter sterben sah. Fürstin Anna von Bernburg, die Patronin alles Fremden, war gleichfalls am 9ten December 1624 verblichen, nachdem ihr Gemahl, Christian I, zu Wien am 19ten Juni Abbitte gethan, und am 8ten August auf seiner Väter Schloß angelangt war,

um sein sturmvolles Leben friedlich zu beendigen. Inzwischen begann der dänische Krieg auch das glückliche Anhalt heimzusuchen, und unter Schlachtengetümmel des Mansfelders und Waldsteins, und dem Drucke kaiserlichen Einlagers verstummte die Schäferakademie an der Mulde, die jedoch als dauernde Erinnerung das Wort Seladon in seiner zarten Bedeutung der Sprache vererbte. —

Um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen, ist der Beweis bis hieher verschoben, daß jene, aller Welt bisher unbekannte, Schäferakademie im Schooße der F. G. entstanden sei, ungeachtet sich kein Name findet und dem Verfasser weder der Abdruck jener Briefe vor Borstels Astrée, der vielleicht die Unterschriften der Glieder enthält, noch vielweniger das Original vor Augen gekommen ist. *) Die Beweisführung lehnt sich, ohne des Umstands zu gedenken, daß es damals in Deutschland nur eine Fürstengesellschaft gab, von welcher dergleichen Dinge ausgehen konnten, an die Uebertragung des Ortsnamens „carrefour de Mercure“ auf „Gottbotts Scheideweg“. Bekanntlich ist Mercur der Götterbote, und die Identität des französischen Namens mit dem deutschen aus dem Briefe des Landgrafen Moritz an seinen Sohn erwiesen. Freilich gewinnen wir keine geographisch-sichere Oertlichkeit unter der wunderlich gewählten altdeutschen Benennung, selbst wenn wir den Mercur in seiner ursprünglichen heidnisch-germanischen Bedeutung als Wodan, Godan, auffassen, und den Namen Godensschwege (Godans Weg), herausgrübeln, den ein Dorf im Magdeburgischen und eins in Mecklenburg führt. Wie sollte eine so erlauchte, zahlreiche Versammlung, Männer und Frauen, in einem be-

*) Die Fortsetzung der Astrée von Borstel, in der Bibliothèque royale zu Paris vorhanden, war nirgend zu erlangen. Einen Auszug der Briefe giebt Bernard in seinem fleißigen Werke S. 63. 166 und 171. Die Originalurkunde mit 48 Siegeln befand sich noch am Ende des XVII Jahrh. im Archive des Hauses Urfé. S. Généalogie par La Mure bei Bernard p. 63.

ziehungslosen Dorfe sich vereinigt haben? Es bleibt uns deshalb nur eine der anhaltischen Residenzen, Dessau oder Köthen übrig, welches letztere allerdings jetzt in doppelter Beziehung als Scheide- und Kreuzweg des geflügelten Handelsgottes und der „Glücksfunde“ (Hermaea) gelten kann. — Endlich läßt das Verhältniß Adolfs von Borstel zum Roman und zum anhaltischen Hofe, so wie seine Ueberlieferung der beiden Briefe, wohl keinen Zweifel zu, daß wir die Academie des vrais Amants anderwärts als im Schoße d. F. G. suchen sollten. —

Dennoch muß es, zumal für Damen, überaus lockend gewesen sein, in poetischen Spielen, unter erborgten Namen mit gebildeten Männern frei zu verkehren, ohne ängstliche Rücksicht auf Stand und politische Verhältnisse, so daß wir beim J. 1627 auf neue Spuren derselben stoßen, und auch den ernsteren Fürsten Ludwig darin verwickelt finden. Zu Anfange des dänischen Krieges hatte ein Graf von Merode (eines ursprünglich niederrheinischen Geschlechts, „vomme Rode“ unweit Brühl benannt) ein kaiserliches Regiment Fußvolk aufgerichtet, und stand nach der großen Niederlage im Gebiet der Herzoge von Weimar, deren Friedliebe der Kaiser nicht trauen durfte. Aber so übel berüchtigt sonst im dreißigjährigen Kriege die Soldatenzucht der Herren von Merode war, daß das Wort Marodeur, wenn auch nicht seinen Ursprung, doch seine häßliche Bedeutung als Merodebrüder von der Zügellosigkeit merodischer Regimenter empfing; *) so mußte doch unser Graf einer edleren Natur sein,

*) So viel will der Verf. der Geschichte des großen deutschen Krieges Th. II, S. 115 dem sehr ehrenwerthen „Rheinischen Antiquarius“ S. 325 (Ch.'s von Stramberg höchst ergötzliches und belehrendes Buch erschien auch unter dem Titel: Ehrenbreitstein, Feste und Thal. Coblenz 1845) nachgeben, obgleich er das Wort maraud in seiner Ausgabe der Mémoires de M. et G. du Bellay par Lambert. Paris 1753. 12. nicht gefunden hat, und diese Quelle später sprachlicher Umarbeitung unterlag. Anderseits aber scheint es ihm gewiß, daß das Wort maraud, wenn altfranzösisch, den Deutschen im Ohre haftete, weil der Klang an die Regimenter Merode erinnerte, deren Führer wir, nach vielfältiger Abzeichnung derselben in der Geschichte, eben nicht für Bayarde halten können.

oder der Liebenswürdigkeit der ernestinischen und anhaltischen Prinzessinnen die rauhe Gewöhnung opfern. Denn allein den persönlichen Eigenschaften des kaiserlichen Feldherrn dankte Sachsen und Thüringen zeitweise eine mildere Behandlung. „Der Graf hielt sich eine Zeit lang am Hofe zu Weimar auf, wo er die Liebe und Freundschaft der Fürsten gewann. Diese hatten einen geselligen Kreis gebildet, zu welchem auch zwei Prinzessinnen von Anhalt und deren Oheim, Fürst Ludwig der Aeltere, gehörten. Die Glieder dieser ausgewählten Gesellschaft trugen altidyllische Namen, wie z. B. Bernhard sich Aristander nannte. In geistreicher und scherzender Unterhaltung suchten sie das Unglück der Zeit zu verschmerzen. Merode, in diesen Kreis gezogen, kam in ein trauliches Verhältniß zu den Fürsten Weimars, welches Neidern und Feinden Gelegenheit gab, ihn bei dem Kaiser verdächtig zu machen. Der Graf wurde plötzlich gegen Ende des Sommers aus Thüringen nach Franken versetzt, und seine Stelle vom rauhen Collalto eingenommen.“ So Abgerissenes berichtet der Geschichtschreiber Herzog Bernhards, nur hinzufügend, die „Kriegsacten“ besonders zu den Jahren 1627 u. f. gäben Hindeutung.*) Des Aristanders wegen möchten wir an einen politischen Charakter dieses idyllischen Spiels glauben, der Behutsamkeit des „Nährenden“ ungeachtet, wenn nicht die Entfernung des Grafen von Merode auch anders zusammenhing, als die Weimarer argwöhnten. Um Frankreich in Graubünden zu beobachten, und dann dem Zuge auf Mantua sich anzuschließen, stand der Graf schon im Frühjahr 1629 an der italienischen Grenze.**) Er nahm Theil an der berüchtigten Eroberung von Mantua, und die Gräuel, welche selbst unterwegs auf kaiserlichem Gebiete von jenem Heere geübt wurden, stellen die Liebenswürdigkeit des Gesellschafters von Weimar in um so schöneres Licht, da die Meroder bei ihnen sich löblich verhielten. Der Graf starb nach der Schlacht bei Hessisch-Olden-

*) Röse a. a. O. I, S. 132 und Anmerk. 99.
**) Khevenhiller a. a. O. XI, 626. 785.

dorf an seinen Wunden (Juni 1633), nachdem er zu Protokoll gegeben, daß die Feigheit seines Vetters, des Obristen François de Merode, Barons d'Asche, der mit der Reiterei schändlich die Flucht ergriffen habe, die Ursache der Niederlage sei. *)

11. Martin Opitz und die F. G. Dietrich von dem Werder. Kriegsgäste und politische Störungen. 1624—1627.

Inzwischen war von Schlesien her ein Stern erster Größe aufgegangen, mit dem anfangs das poetische Licht in Anhalt fast in feindlichen Gegenschein trat, dann aber mit ihm zu einem Strahlenkranze sich vereinigte. Unser fahrender Schüler aus Bunzlau war nach manchen Schicksalswindungen als vollendeter Dichter in die Heimath zurückgekehrt. Im glanzvollen Heidelberg innig befreundet mit deutschgesinnten, strebsamen Männern, wie G. M. Lingelsheim, einst Hofmeister Friedrichs IV, mit dem Sonderling Kaspar Barth, seinem Stubengenossen, mit Julius Zinkgreff, dem Schatzhüter „der Teutschen scharfsinnigen klugen Sprüche", Matthias Bernegger, Johann Freinsheim, zu den Füßen Frehers, Gothofreds, Reubers, Gruters, begann unser Schlesier im höheren Schwunge zu dichten, trank auch wohl, gleich seinem Vorgänger Celtis, den Becher der Jugendlust, den Galathea ihm am „Wolfsbrunnen" reichte, **) um seiner bisher nur nüchtern ehrbar klingenden Leier auch andere Töne zu entlocken. Aber aus kurzem Glücke vertrieb ihn Spinolas Erscheinen in der Rheinpfalz, October 1620, und die schmähliche Flucht der Regierung und der Professoren aus Heidelberg; mit einem jungen dänischen Edelmanne wich er der Kriegsflamme in die Niederlande aus, gewann zu Leiden die Freundschaft des berühmten Daniel Heinsius, und suchte im fernen Frieslande, ja tief in Schleswig, am Gestade der Nordsee, einen Ruheplatz. Nach

*) Fr. von der Decken, Gesch. Herzog Georgs II, S. 168 u. 179.

**) Poetische Wälder V B. I. der Ausgabe von 1625. Dort erzählt der Dichter seine Wanderungen.

siebenmonatlichem Verweilen im unwirthlichen Norden, wo er sein gefühlvolles „Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges" verfaßte und mit Sehnsucht schönerer Länder gedachte, kam er im Herbst 1621 nach dem eben beruhigten Schlesien zurück.*) Herzog Georg Rudolf hatte die Gnade Ferdinands sich zu erhalten gewußt; an seinem friedlichen Hofe fand Opitz seine Schulfreunde Nüßler und Kirchner, die ihm den Zugang zu dem Fürsten und den Vornehmen erleichterten. Aecht christlich fromme Gedichte fremder Nachahmung und eigener Erfindung, in einer bisher unbekannten, vollendet geglätteten Sprache, gewannen ihm allgemeine Bewunderung und gastliche Aufnahme auf den Schlössern der Edelleute, wohin irgend der Gefeierte sich wandte. Aber dennoch war für den Berufslosen, der nur nebenher Rechtskunde sich erworben hatte, keine Brodstelle am kleinen Hofe der Piasten zu finden, so sinnig er den tödtlichen Abgang der gelehrten Herzogin Sophia Elisabeth von Anhalt, der Gemahlin Georg Rudolfs (9 Februar 1622) besang. Wer, außer Opitz, war damals im Stande, Gedanken in Vers und Reim zu bringen, wie in jenem Grabgedichte, welches das auf die „Perle aus Brandenburg", die „liebe Dorel", gestorben 1625, bei weitem übertrifft.

O wol dem, welcher noch, weil seine Jugend blühet,
Und gantz bey Kräfften ist, schon auf das Ende siehet,
Das allen ist bestimmt, und laufft mit Lust und Ruh,
So bald ihm Gott nur winkt, auf seine Stunde zu.
— Je weiter er dann geht aus dieses Leibes Ketten,
Je höher kommt er auch, kann alles übertreten
Was Welt genennet wird, sieht unter sich die Kluft
Der schnöden Sterblichkeit: Wie wann der Prinz der Luft,
Der Adler ungefähr aus seinem Käficht reisset,
Und über alle Berg' hin in die Wolken schmeisset,
Schwingt mit der Flügel Krafft sich auf das blaue Dach
Des schönen Himmels zu und eilt der Sonnen nach.

*) Einzelne Gedichte und Begleitworte pflegte Opitz mit genauen Zeitangaben zu versehen. Aus ihnen wissen wir, daß der Dichter sich schon vor Ende 1621 in Bunzlau und im Febr. 1622 in der Nähe von Liegnitz befand.

Und: Das große Licht der Welt fährt mit den müden Pferden
Auch täglich von uns weg und läßt es finster werden:
Der güldnen Sterne Schaar, so bald die Morgenröth'
Aus ihrem Bette kömmt, verblasset und zergeht. *)

Ein solcher Dichter war in wenigen Jahren aus Ernst Schwabens von der Heyde bescheidenem Nebenbuhler geworden; aber noch fehlten die Mäcene, welche dem Dichter, dem feingebildeten Hofmanne, Unterhalt verschafften. Darum ergriff er denn die Gelegenheit eines äußeren Berufs, welche ihm ein ferner, halbbarbarischer Fürst bot. Bethlen Gabor, der calvinische Herrscher von Siebenbürgen, hatte im Januar 1622 zu Nikolsburg seinen ersten Frieden mit Oesterreich geschlossen, und suchte Bildner für seine rohen Ungarn, nicht für die heimischen Sachsen. Auf Vermittlung des Arztes und Musengönners Kaspar Kunrad in Breslau, erhielt M. Opitz einen Ruf an die Fürstenschule nach Weißenburg (jetzt Karlsstadt) und folgte ihm nach Ostern 1622. Aber der Reiz der Fremdheit schwand bald, und obgleich nach Gebühr vom Fürsten behandelt und unter ernsten wissenschaftlichen Arbeiten, ergriff unseren Dichter schon im nächsten Frühling 1623 so verzehrende Sehnsucht nach der Heimath, daß er den romantischen Plan, Griechenland zu bereisen, aufgab, und, krank an Leib und Seele, das rauhe Dacerland verließ. Schon im Vorsommer 1623, nicht gar lange vor dem Ausbruche des zweiten siebenbürgischen Krieges, war er wieder in seinem lieben Schlesien, und widmete von Parchwitz aus (9ten August) sein köstliches Gedicht: „Zlatna oder von der Ruhe des Gemüts", Herren Heinrich von Stange, kaiserlichem Rathe und vornehmen Beamten zu Brieg und Liegnitz. In der anmuthigen Gegend des Bergwerkorts Zlatna am Flusse Apulus, hatte der heimwehkranke Dichter, „dem Luft, Wasser und Sitten und Sprachen des undeutschen Volkes mißfielen" allein Ruhe gefunden. Er sang darum:

Wie wann die Nachtigal, vom Keficht ausgerissen,
Hin in die Lüften kömmt und an den kalten Flüssen

*) Poet. Wälder III, S. 81.

Mit Singen lustig ist, um daß sie los und frey
Von ihrer Dienstbarkeit, und nun ihr selber sey;
So dünkt mich ist auch mir, im fall ich unter Zeiten
Der Schulen schweren Staub kann werfen auf die Seiten,
Und außer dieser Stadt, auch nur auf einen Tag,
Und einen noch dazu „mit Ruh erschnauffen mag.“ *)

Sein wissenschaftliches Werk, die Dacia antiqua, zu dem er reichen Stoff, zumal an Inschriften gesammelt, ist nicht auf uns gekommen, **) was um so mehr zu beklagen, da unser erster deutscher Sprachforscher in den Sammlungen des gelehrten Schlesiers wahrscheinlich Rüstzeug zur Unterstützung seiner Ansicht über Stammeinheit der alten Dacer und der Gothen gefunden haben würde. — In behaglicher Muße bei seinen Freunden hatte Opitz bald schöpferische Heiterkeit wieder erlangt. So dichtete er damals sein lebenfrischestes Lied: „Ich empfinde fast ein Grauen“; ferner am Hofe zu Liegnitz weilend, das kräftige Kirchenlied: „Auff, Auff, mein Herz, und du, mein ganzer Sinn“, welches in die Gesangbücher übergegangen ist, und ihm einen so großmüthigen Gönner an Herren Abraham von Bibran auf Woitsdorf erwarb, daß dieser ihm hundert Reichsthaler dafür verehrte. ***) Der gelehrte Ritter, dem Kirchner eine andere Hymne des Dichters ****) übermachte, nannte letzteren das „einzige Auge Schlesiens“ und empfing dafür die von ihm auf den Tod seines Bruders, Adams von Bibran (st. Ende Januar 1624) verfaßte italienische Canzone in gelungener Uebersetzung zurück. Die edlen Gebrüder Georg Rudolf und Johann Christian von Liegnitz und Brieg erfreuten sich in dem Grade an Opitz's gereimter Uebertragung der Sonn- und Festtagsepisteln nach der Sangweise Goudimels, daß sie ihn beschenkt zu ihrem Titular-Rathe erhoben. — Bis dahin hatte der Dichter seine einzelnen Poesien

*) Poet. Wälder II, Anfang.

**) Das Bezügliche auf die Dacia s. b. Lindner II, A. 80 ff. 114. 139.

***) S. Lindners Vorrede zum 2ten Theile und Wagenseil a. a. O. S. 561.

****) Lobgesang über den freudenreichen Geburtstag des Heylands.

nur einzeln herausgegeben, und war deshalb nur Freunden und Landsleuten bekannt geworden; schriftstellerischer Erwerb durch Drucker und Verleger blieb der schüchternen deutschen Muse noch fern. Aber i. J. 1624 gaben seine rheinischen Freunde, die Eiferer für deutsche Sprache, Julius Zinkgreff, Lingelsheim, Bernegger und andere, in Straßburg eine Sammlung des ihnen Bekannten zwar mit begeistertem Lobe, aber ohne Auswahl, mit schlechtem Aeußern, heraus, und verbreiteten zwar des Schlesiers Ruhm über Deutschland, so weit es unter Kriegsstürmen geschehen konnte, erregten aber, weil viele mangelhafte Erstlingsarbeiten sich darunter befanden, dessen Mißfallen.*) Darum entstand denn sein Entschluß, in würdiger Gestalt das Beste, was er geleistet, der Welt zu bieten. Vorher aber faßte er die Regeln, die er nach Anweisung der Alten und der neueren Vorbilder entworfen und für die deutsche Sprache als nothwendig erkannt hatte, denen er, als seinen eigenen Gesetzen, unverbrüchlich folgte, in der „Prosodia Germanica oder Buch von der deutschen Poeterei", zusammen. Dieses Werklein,**) das er im Druck, Breslau 1624 „seinen günstigen Herren und Beförderern, Bürgermeistern und Rathsverwandten" seiner Vaterstadt widmete, hat in der poetischen Welt Bahn gebrochen, so viel ärgerlichen Anstoß behagliche Regellosigkeit und verletzte Eitelkeit anfangs daran nahm. In der Vorrede äußert Opitz: „er sei von vornehmen Leuten öfters aufgefordert worden von der deutschen Poeterei etwas Richtiges aufzusetzen, und habe es gethan, auch um diejenigen zu widerlegen, denen solche Wissenschaft ein Gräuel sei, und die abzuhalten, welche sie als ein leichtes Ding unbedacht vor Handen nehmen; von Natur hierzu geartete Gemüther aber zu erwecken,

*) S. des Dichters Worte in der Vorrede zur „deutschen Poeterei". Diese erste Ausgabe ist uns nie zu Gesicht gekommen. S. Lindner IV. Abth. S. 53. So ganz unwissend um das Unternehmen scheint O. nicht gewesen zu sein.

**) Allein bis 1647 erschienen sechs Auflagen, wie wohl noch kein Buch in jener Zeit erfahren.

ihnen die Hand zu bieten, um den Weg vollends zu bahnen." Er klagt über die Mißgönner der guten Kunst, tröstet sich aber mit der Zahl der Gönner, obwohl er bekennt, „daß es mit der Poeterei allein nicht ausgerichtet sei und weder öffentlichen noch Privat-Aemtern mit Versen könne vorgestanden werden." Schließlich betheuert er seine Liebe zur Vaterstadt, deren Sehnsucht ihn aus der Fremde, wo es ihm gut ging, zurückgetrieben habe. Wir enthalten uns umfassender genauerer Anführungen aus diesem merkwürdigen Buche, dessen Geist, als weit über die Zeit des Dichters erhaben, schon der Gedanke im ersten Kapitel charakterisirt: „keineswegs könne man jemand durch Regeln und Gesetze zum Dichter machen." Opitz nennt die Dichtkunst „von Anfang eine verborgene Theologie, und Unterricht von göttlichen Dingen"; er beklagt sich deshalb über die ungestümen Zumuthungen der Leute, welche den Dichter ohne die Regung des Geistes zu ihrer Dienstbarkeit antreiben wollen. Keusche aufrichtige Liebe ist ihm der Wetzstein des poetischen Scharfsinns. Dann nimmt er die Geschichte der deutschen Poesie bei den ältesten Zeiten auf, und bedauert, daß die Uebung derselben seit langem vergessen sei; er charakterisirt die verschiedenen Dichtungsarten in der noch fast Jahrhunderte hindurch üblichen Weise, und entlehnt Beispiele seinen eigenen Gedichten, „aus Mangel anderer deutscher Exempel", verwirft die heidnischen Alten, welche ihre Götter zur Vollbringung des Werks anriefen. Zur Bezeichnung des frommen Sinnes christlicher Dichter übersetzt er eine Stelle aus Salluste du Bartas, ohne die Arbeit des „Nutzbaren" zu nennen. Er zweifelt, daß sich fürs erste ein Deutscher eines „heroischen Gedichts unterstehen werde", worin er denn die Zeit gar richtig begriffen. Von der Tragödie und Komödie hat er die Vorstellung, welche bis auf die Bildung eines deutschen Nationaltheaters herrschend blieb; die letztere „bestehet in schlechtem Wesen und Personen", und „worin diejenigen heutiges Tages irren, die, der Regel schnurstracks zuwider, Kaiser und Potentaten einführen". Er begreift das Wesen der Satire und des Epigramms, des Hirtengedichts und der Elegie wie der ge-

sammten Lyrik, und giebt als Beispiel einer Ode sein bekanntes Lied auf den Lebensgenuß. Von den Dingen geht er zu den Wörtern über, tadelt scharf die Sprachmengerei, „die innerhalb kurzer Jahre eingerissen," und erkennt nur dem Dichter das Recht zu, neue kräftige Wörter zusammenzusetzen. Ueberall beweist er sein feines Ohr, seine gründliche Beobachtung und Vertrautheit mit dem Sprachgenius. Was er über Versbau und Reim sagt, seine „Prosodie", ist vor allem bewunderungswürdig; so alltäglich es uns jetzt erscheint, sind es für jene Zeit güldene Aepfel in silbernen Schaalen. In seinem grammatischen Eifer begründet er die Regeln gegen Sylbenzwang und Verschluckung, womit die Reimer bisher sich und den Leser quälen — Rügen, die bereits die Merker in den Meistersingerschulen bewußtlos herausgestellt hatten, — auf Sprachgesetze. In Betreff des Versbau kennt er zwar noch keine Zeitmessung, sondern nur den hohen und niedrigen Wortton, achtet aber desto schärfer auf den Einschnitt, auf Reinheit des Reims, und auf die Abwechslung des männlichen und weiblichen Versfalls. Alexandriner und vers communs unterscheidet er genau am Einschnitt und beschreibt beispielsweise auch die Natur des Sonnetts, dessen holländische Bezeichnung, Klinggedicht, ihm nicht ganz gefällt. So verstrickt der Meister die Kunstjünger, welche bis dahin ziemlich cavalièrement mit Sprache und Prosodie verfahren, in ein Netz von „chikanösen Regeln", vor welchen die wackeren, unbefangenen Leute allerdings erschrecken mußten, und in deren Nothwendigkeit sich nicht zu finden vermochten. Auch schon von pindarischem und sapphischem Odenschwunge hat M. Opitz Ahnung. Diese neue Welt von Entdeckungen warf er, so geläufig ist ihm alles, in Zeit von fünf Tagen aufs Papier! Voll wahrhaften Dichtermuths schließt er mit dem Gelübde: „die Zeit, welche viele durch Fresserei, Bretspiel, unnützes Geschwätz, Verläumdung ehrlicher Leute und Ueberrechnung des Vermögens hinbringen, auf anmuthige Studien zu verwenden, und auf Sachen, welche die Armen oft haben, und die Reichen nicht erkaufen können. Er folgt dem,

wozu Gott und die Natur ihn leitet und hofft mit Zuversicht, es werde ihm an Vornehmer Gunst und Liebe nicht mangeln, denen er, nebst dem Vaterlande, zu dienen strebe." —

Mit so kräftigem Bewußtsein und der Ueberzeugung des Rechten trat der junge Schlesier vor die Welt hin, den wir, wenn auch nicht für den Vater der deutschen Dichtkunst, doch unbedenklich als Vater der deutschen Kunstpoesie und der deutschen Poeterei für länger als ein Jahrhundert erkennen und ehren müssen.

Aber wie wird die eitle, verwöhnte, vornehme Schule der Autodidakten in Köthen, im Bewußtsein ihrer Priorität, den unberufenen Gesetzgeber aufnehmen?

Im J. 1624 war des Schlesiers Name an der Elbe noch wenig gehört, die Sammlung von Straßburg noch kaum bis dahin verbreitet, ungeachtet der „Nutzbare", bei Dessaus diplomatischer Verbindung mit Liegnitz, dessen Fürst als „der Wunderbare" seit 1622 im Gesellschaftsstammbuche prangte, eine oberflächliche Kenntniß von dem wanderlustigen Dichter verräth. Den Weg der Vermittlung bahnte im Sommer des gedachten Jahres ein Professor in Wittenberg. August Buchner, geboren zu Dresden im J. 1591 von angesehenen Eltern, classisch gebildet auf Schulpforte, dann seit 1610 zu Wittenberg, zeichnete sich unter den sächsischen Humanisten zeitig in dem Grade aus, daß ihn der Kurfürst schon im J. 1616 zum Professor Poëseos erhob. *) Als solcher versammelte er nachmals berühmte Schüler.

Unserem Opitz überlegen an lateinischer und griechischer Gelehrsamkeit, aber ihm verwandt an kritischem Sprachforschergeiste, an Begeisterung für die junge deutsche Muse, in der auch er sich versuchte, zeigte Buchner in allen Dingen ein so schönes, verständiges Maaß, daß ihm pompöser Wortschwall und Gesucht-

---

*) Adolphi Clarmundi Lebensbeschreibung etlicher Hauptgelehrten. Wittenberg 1704. 8. II, No. XXIV. Neumeister a. a. O. S. 19. Clarmund hieß eigentlich Joh. Christoph Rüdiger.

heit später einzig vor allen Zeitgenossen mißfiel.*) Was von seinen deutschen Gedichten auf uns gelangt ist, ist freilich schwach; so das Gedicht auf den Rectoratsantritt des Arztes Sperling, welches beginnt:

> Auf Wittenberg, du Chur=Stad deiner Städte,
> Ermuntre dich, du edle Musenschaar,
> Begrüßet den, der euch so günstig war,
> Daß er beglückt sein hohes Amt antrete.
> Dich meinen wir, den unser großer Sachse
> Des Scepters Gold und Purpur=Mantel giebt, —
> Du, Sperling, bist das Wunder unserer Zeiten, —

und dergleichen frostigen barocken Pathos mehr. Desto ausgebildeter dagegen war Buchners Geschmack und Ohr, und seine Kenntniß der Sprachregelrechtigkeit in der Beurtheilung fremder Produkte. — Wenn wir die Scheidewand nicht kennen, welche Politik und Kirche damals zwischen den nächsten Ländern aufthürmte, bleibt es unerklärlich, daß die gelehrten Berühmtheiten zwischen Wittenberg und Dessau sich jahrelang einander persönlich fremd blieben. — Buchner nun schickte dem fürstlichen Rathe Bernh. Wilh. Nüßler in Liegnitz, dem zärtlichsten Freunde Opitz's, als ein ganz Unbekannter ein deutsches Hochzeitsgedicht, und empfing von dem Geehrten einige Hymnen des Schlesiers; dieser befand sich eben mit Herzog Georg Rudolf im Bade zu Warmbrunn, und konnte deshalb des Professors Gruß nicht erwiedern, dessen Verdienst um die deutsche Sprache Kirchner beiden schon früher angepriesen.**) Auf diese Weise der Dichtergesellschaft in Schlesien befreundet geworden, suchte Buchner, dem Opitz's Wohl und Ruhm warm am Herzen lag, die Verbindung mit Tobias Hübner in Dessau, und sandte diesem durch Magister Johann Kitschius, jenen Schulmann und Gartendirector in Köthen, erst einige seiner eigenen deutschen Gedichte,

---

*) Aug. Buchneri Epistol. Partes III. opera Joh. Jac. Stübelii. Francf. et Lips. 1720. 8. p. 299. Buchner tadelt mit richtigem Gefühle an einem Werke Harsdörffers den Titel Majestätische deutsche Hauptsprache, und das preciöse Wort Kunstfüglich statt ordentlich. S. Anhang.

**) Buchneri Epist. III, No. VII.

welche der geschmeichelte Kritikus und Hofpoet Ludwigs mit einem Abdruck der, vor mehren Jahren in Köthen erschienenen „poetischen Spiele" erwiederte. Zugleich legte der „Nutzbare" die Leichenrede und den poetischen „Schmerzensseufzer" bei, welche der „Nährende" beim Tode seines einzigen Sohnes verfaßt hatte, ehe er nach Holland reiste, und welche Hübner mit lateinischen und deutschen Versen ausgestattet; auch erbot er sich zu den sechs verdeutschten Büchern der Judith von Bartas. Bereits durch die kritischen Fortschritte der Dichtkunst auf die metrischen Mängel seiner früheren Arbeiten aufmerksam gemacht, hatte der „Nutzbare", um nicht zurückzubleiben, einige Verbesserungen im deutschen Alexandriner ersonnen, die er in des „geistvollen und glücklichen Dichters Opitz Werken", so viel ihm bis jetzt vor Augen gekommen, nicht gefunden zu haben vorgab. Dagegen habe der hochgeborne Uebersetzer des befreiten Jerusalems, welches eben unter der Presse sei, genau dieselben beobachtet. Bei aller Belobung des Schlesiers unterdrückt der Verteutscher des Bartas doch nicht seine Empfindlichkeit, daß jener vor zwei Jahren sich als ersten Erfinder dergleichen metrischer Künstelei gerühmt, und legte zum Gegenbeweise sechs Sonnette bei, mit wohlgefälliger Hervorhebung der metrischen Gemessenheit, obgleich er gestehen mußte, daß Opitz die Regel strenger handhabe. — Als bezeichnend für das emsige poetische Treiben am Hofe zu Dessau ist, daß der „Nutzbare" bereits am 10ten Januar 1625 die Seufzer und Trostgedichte nach Wittenberg senden konnte, die er für seine Gebieterin, Agnes von Hessen, Gemahlin Johann Kasimirs, wegen ihres vor einigen Tagen sechs Wochen alt gestorbenen Prinzen gedichtet hatte. *)

Der Wittenberger, so ehrenvoller Zuneigung des Hofmannes sicher, besorgte gleich am 26sten Jan. 1625 eine Sendung seiner Gedichte, vielleicht in den „lieblich springenden (daktylischen) Reimzeilen," als deren Erfinder er galt, wohl in der Hoffnung, der erlauchten Gesellschaft einverleibt zu werden. Da

*) **Buchneri Epist. III. No. X.**

nemlich durch das gemeinsame Bestreben des Hofmarschalls, des Fürsten und Dietrichs von dem Werder der Sprachreinigungsbund entschieden einen dichterischen Charakter angenommen, war es Gesetz geworden, daß, wer in Verbindung mit der Gesellschaft etwas in gereimter oder freier Schreibart drucken lassen wollte, dasselbe vorher der Censur in Köthen unterwerfen mußte. Hierauf hielt man so streng, daß selbst der „Nährende" auf dem Titel der handschriftlichen Siegesprachten ausdrücklich bemerkt: „Mit Beliebung und Gutheißen der Fruchtbringenden Gesellschaft an den Tag gegeben." Fürst Christian II wagte ein Trauergedicht auf den Tod der Prinzessin Sibylla nicht eher drucken zu lassen, bis er dasselbe der Prüfung der Gesellschaft unterworfen, wie noch desselben Originalschreiben bezeugen. — Tobias Hübner dankte artigst für das Vertrauen und das gespendete Lob, schickte neue Gedichte, zu welchem der Wechsel wichtiger Ereignisse am Hofe täglich Gelegenheit bot; aber der Befriedigung des Professorenehrgeizes ward nicht gedacht; Buchner mußte geschmeidig noch viele Jahre harren.*) — Es hat einen wahrhaft komischen Anstrich, wenn wir die auf Poesie versessenen werthen Männer in Anhalt fast wie Jäger auf dem Anstand erblicken, wie Falken, um auf das Wild, einen Anlaß zu Gedichten, hastig herabzustoßen. Kein Gesellschafter konnte auf dem Krankenlager den theilnahmsvollen Besuch eines andern eintreten sehen, ohne dabei sich zu ängstigen, jener bereitete im Sterbefalle schon sein Epicedion vor. Immer, bei Todkranken, beim ersten Gemunkel von einem vornehmen Verlöbniß, bei Geburten, standen die Verssüchtigen schon mit einem Fuße im Steigbügel des Pegasus, um sich als die ersten in die dichterischen Höhen zu schwingen, und die erste Musengabe darzubringen. So empfing Fürst Christian I zeitig das poetische Beileid seines Bruders und des „Nutzbaren", als er seine Gattin verlor (9ten Decemb. 1624). In Abwesenheit Dietrichs von dem Werder starb am 22sten Februar dessen erste

*) S. Buchners ungedruckte Briefe im Anhange.

Gattin im Kindbette, und das Geborne folgte ihr Tags darauf. Schon an demselben Tage versichert Hübner: der Uebersetzer Tasso's denke an die Epitaphia beider; er selbst legt schon dem Briefe nach Wittenberg seine beiden Grabepigramme bei, und verheißt, das Leichengedicht, welches der Wittwer im Sinne habe, (sane elegantissimum) gleich nach dem Drucke zu senden. — Sollen wir sagen, daß die Dichtkunst den Schmerz linderte, oder die Dichtlust den Schmerz suchte, um sich selbst zu genügen? — Ungeduldiger, als des Schlesiers neue Ausgabe der Poemata, erwartete der „Nutzbare" dessen bereits verkündete Poeterei; sprach er sein Verlangen, Buchner und Opitz zu sehen und zu sprechen, mit ehrenvollen Redensarten aus, so leugnete er doch bestimmt, daß jener der Erfinder der neueren deutschen Reimkunst sei, „falls er nicht schon vor funfzehn und mehr Jahren metrisch zu dichten verstanden habe." Schon zehn Jahre früher, also um 1614, ehe noch der Name Opitz zu seinen Ohren gekommen, habe er sich in dergleichen deutschen Versmaßen als Selbstlehrer geübt, zu dessen Erweisung er wiederum seine vor eilf und zwölf Jahren gedruckten „Spielereien" beifügte.*)

Vollends steigerte sich die Gereiztheit, als der „Nutzbare" inzwischen durch Buchner, bei dem der Schlesier in der Stille angelangt war, die neue Gesetzgebung vor Augen bekam.

Opitz nemlich, schon wieder unruhig und unbefriedigt in seiner Heimath, war, sicher auch in der Absicht, die Verbindung mit den vornehmen Richtern in Köthen und Dessau zu suchen, im Frühjahr 1625 nach Meißen und Sachsen gereist und verbrachte mehre Monate in Buchners Hause, der ihm Bewunderung und die wärmste Anhänglichkeit entgegentrug. Aber die Zeit war besonders unglücklich gewählt; denn Fürst Ludwig kam aus den Niederlanden nur auf einige Tage heim, um die Leiche seiner Tochter Luise Amoena (st. 26sten März 1625) zu bestätten; am 3ten September desselben Jahres verlor er im

*) Buchn. Epist. No. XII d. 23. Februar 1625. Der Briefwechsel auch über solche Angelegenheiten war lateinisch.

fernen Oldenburg, wohin der Anfang des dänischen Kriegs ihn geführt, auch seine treffliche Gemahlin, deren Begräbniß zu Köthen ihm durch den Anblick fremder Kriegsgäste verleidet wurde. Dem so hart Betroffenen mag daher, ehe er zur zweiten Ehe mit Sophia, Tochter Simon's, Grafen und Edlen Herren zur Lippe schritt (12te Septemb. 1626), der lebendige Sinn für die Gesellschaftsbestrebungen zur Zeit erkaltet sein, zumal bei den Drangsalen des Kriegs, ungeachtet das äußere Band sich bis 1627 auf 136 Glieder vermehrte. Es waren übrigens nur unbekanntere Edelleute, ein Graf zu Solms, ein Meusebach, Markgraf Hans zu Brandenburg, der vorjüngste Sohn des Kurfürsten Johann George, der „Abwendende die hitzigen Zufälle mit Tausendgüldenkraut", Ludwig Philipp, Pfalzgraf bei Rhein, der Bruder des Böhmenkönigs, als „Der den Schlangen Gefährliche mit Schlangenmord"; ein Johann von Mario, italienischen Namens, als der „Goldgelbe"; zwei Herzoge von Schleswig-Holstein und Sachsen-Altenburg, und andere unheimlichere Gäste, die wir noch nennen werden.*) —

Bei so wechselndem Aufenthalte und der Unruhe des Fürsten Ludwig i. J. 1625 und 1626, mußte denn der Dichter die Wirkung verfehlen, welche er bei der Abfassung seines Trostgedichts auf den Tod der Prinzessin Luise Amoena und bald darauf bei der Widmung der ersten eigenen Ausgabe seiner „Poemata" bezweckte. Vermittler blieb allein Tobias Hübner, dem Buchner, in dessen Nähe Opitz im Frühjahr 1625 weilte, ungesäumt alle neuen Erzeugnisse seines Freundes übermachte. So hatte der „Nutzbare" im April d. J. auch die deutsche Poeterei empfangen, und begann die kritischen „Luchsaugen" des Gesetzgebers zu scheuen. Um jenen jedoch zu überzeugen, daß sogar Fürsten, „ehe die neue Poetik auch nur dem Namen nach

---

*) Stammb. No. 91, 93, 95, 97, 100, 101, 103. Tilo von Bitzenhagen No. 96, der die Winde Abtreibende mit Wiesenkümmel, ward vom Reimgesetzdichter trefflich in Vers gebracht: „Es dienet zum Erbauen, Wenn man den stolzen Wind des Uebermuths abtreibt."

ihnen bekannt worden sei", sich längst mit solchen Künsten ernst beschäftigt hätten, sandte er an Buchner für Opitz Exemplare deutscher Gedichte des Gesellschaftsoberhaupts, zugleich mit den „Thränen", die Dietrich von dem Werder eben durch den Druck veröffentlicht. *) Schüchtern fügte er seine neue Arbeit über den Bartas hinzu, wohl wissend, daß sie nicht mit den „subtilen Regeln" des Schlesiers übereinstimmte. Der rüstete sich inzwischen, ohne die Mißgönner in Anhalt zu sehen, zur Reise an den Hof von Dresden, wo Johann Seussius, der lateinische Dichter und Secretair des Kurfürsten, ihn ohne Vorurtheil empfing und dem Fremden auch die Freundschaft Heinrich Schütze's, des „Orpheus unserer Zeit", verschaffte. Von Dresden scheint Opitz damals oder bald darauf auch nach Prag und Wien, und zwar in Gesellschaft seines Schulgenossen, Kaspar Kirchners, des liegnitzischen Gesandten, gereist zu sein, und für die Vereitlung seiner Hoffnungen in Anhalt, reiche Entschädigung gewonnen zu haben. **) Denn mit Vorschub wohlwollender kaiserlicher Räthe, überreichte er dem Kaiser das Trauergedicht, welches er auf den Tod Erzherzog Karls, Bischofs von Breslau, der am 26sten December d. J. 1624 im fernen Madrid gestorben war, verfaßt hatte, und soll, wie erzählt wird, von Ferdinand II eigenhändig mit dem poetischen Lorbeer gekrönt worden sein. Vor dem Ende des Juli 1625 war der Dichter,

*) Buchn. Epist. III. No. XII vom 13. April 1625.

**) Zusammenhängende Nachrichten über Opitz' unstätes Leben findet man nur in der Laudatio Honori et Memoriae M. O. dicta, kurz nach dessen Tode von seinem jüngeren Landsmanne, Christoph Colerus, als Gedächtnißfeier lateinisch verfaßt. Diese Schrift, vor der vollständigsten Ausgabe der Opp. M. O. Breslau 1690. 8. abgedruckt, wurde von Lindner übersetzt und mit Anmerkungen bereichert. Koler selbst ist aber im Irrthume, Opitz sei schon i. J. 1625 in Anhalt gewesen; ihm folgt Lindner, und vermuthet irrig I, 183, Opitz sei schon damals in die F. G. aufgenommen worden. Wir werden das Richtige später erweisen. Daß O. in Wien war, und sein Grabgedicht auf den Erzherzog auf Verlangen vornehmer Hofleute innerhalb einer Stunde ins Lateinische übertrug, sagt er selbst. Poemat. Ausg. 1625. S. 69.

voll neuer Pläne und entschlossen, Anerkennung beim Gerichtshof in Köthen zu erkämpfen, zu wechselndem Aufenthalte nach Schlesien heimgekehrt. — Aber des „Nutzbaren" Abneigung war nicht so leicht zu überwinden. Ihm kam die „deutsche Poeterei" nicht aus der Seele, die sein Verdienst in den Schatten drängte. So schickte er unter dem 9ten Juni 1625 das Exemplar des Büchleins, daß er inzwischen mit Dietrich von dem Werder durchstudirt, nicht zurück; „er wolle es erst dem Fürsten Ludwig zeigen, dessen Heimkehr aus Holland er täglich erwarte." Zur Anerkennung des Werths gezwungen, erachtete er gleichwohl einige Regeln für zu unanwendbar, als daß Opitz selbst sie befolgen könne; sehnlichst wünschte er nebst Dietrich von dem Werder, auch nur drei Stunden, wenn es nicht länger sein dürfte, mit dem Dichter und dem Professor sich zu besprechen. Aber wann würde solches Glück ihnen zu Theil werden? — Opitz, gesonnen, dem Hause Anhalt die neue Ausgabe seiner Gedichte zu widmen, hatte durch Buchner nach der Reihenfolge der Fürsten und ihren Titeln beim Hofmarschall nachgefragt; fast unwillig erwiederte Hübner: in der Kanzlei zu Liegnitz habe jener leicht Auskunft erhalten können; doch nannte er die Fürsten, „von denen Ludwig allein Liebhaber der Poesie, besonders der deutschen, und derselben Gönner und Richter, und deshalb der Widmung vor den übrigen allein würdig sei, die sich nur als Bewunderer verhielten." Das Buch der Oden, welches ihm zugeschrieben werden solle, begrüße er mit Dank, ungeachtet des Dichters Name dem Werke bei weitem zu kräftigerem Schutze gereiche. Stolz auf seine poetischen Leistungen in Ritterschauspielen, legte der Hofmarschall die Verse bei, welche neulich auf dem Feste der Vermählung Herzog Wilhelms von Weimar mit Dorothea, Ludwigs Schwester, ausgetheilt seien. Jener Ernestiner nemlich, bei Stadt=Loen verwundet und gefangen, hatte kurz vorher Freiheit und Aussöhnung mit dem Kaiser erlangt und, enttäuscht von seinen politischen Hoffnungen, sein Beilager am 23sten Mai 1625 in Weimar vollzogen, während sein ältester und jüngster Bruder, Johann Ernst

und Bernhard, von neuem in den Kriegsstrudel stürzten. Jene Hochzeit gewährte dem eitlen Hofmann von Dessau einmal wieder die alte Befriedigung, in Inventionen, Versen und in ritterlichen Künsten zugleich zu glänzen. Im Zuge des Phönix, der Mohren und Amerikaner hatte er siebenmal den Sieg und im Ringelrennen den ersten Dank davongetragen, was er im stolzen Bewußtsein dem Professor meldete, zum Beweise, „daß die Musen mit den Sporen sich wohl vertrügen." Hätte er seine Rosse mit den Flügeln des Pegasus beschwingen können, so würde er noch vollkommneren Sieg errungen haben. *) — Freilich mußte unser halbschulmeisterlicher Hofmann aus Bunzlau verzagen, wenn die Aufnahme in den adligen Bund von dergleichen Fertigkeiten abhing. —

Wir würden übrigens den wackeren Leuten in Anhalt unrecht thun, wollten wir glauben, daß allein die Scheu vor strenger wissenschaftlicher Regel, deren Beobachtung über ihre Kraft ging, die Zurücksetzung des berühmten Schlesiers veranlaßte. Sie waren in ihrem poetischen Streben keineswegs wie der bizarre geistliche Dichter und Hauptpastor in Hamburg, Joh. Balth. Schuppius, welcher noch zwanzig Jahre später ausrief: Ob das Wörtlein Und, Die, Das, Der, Ihr und dergleichen kurz oder lang seien, daran ist mir und allen Musquetiren in Stade und Bremen wenig gelegen. Welcher Römische Kaiser, ja welcher Apostel hat ein Gesetz gegeben, daß man einer Sylben halben, dem Opitio zu gefallen, solle einen guten Gedanken, einen guten Einfall fahren lassen? **) Oder gar wie der berühmte schwäbische Theologe und spätere Gesellschafter, Joh. Valent. Andreä, dessen Epilogus seiner Geistlichen Kurtzweil (Straßburg 1619) beginnt:

„Ohn Kunst, ohn Müh, ohn Fleiß ich dicht,
Drumb nit nach deinem Kopf mich richt;
Bist du witzst, schwitzst, spitzst, schnitzst im Sinn,
Hab ich angesetzt und fahr dahin."

*) Buchneri Epist. III, IX mit dem falschen Datum 9 Jan. statt 9 Jun.
**) Neumeister S. 97.

So lüderlich leicht machte es sich die Schule von Köthen nicht; ihr Streben war mühselig und peinlich genug; aber sie wollte der eigenen Regel folgen, nicht ihr Werk durch den fremden Sylbenquäler herunter setzen lassen. Zu dieser Abneigung der Ehrgeizigen gegen Opitz traten aber auch noch Gründe politischer, gesellschaftlicher und sittlicher Natur, die wir hervorheben werden.

Dieser hatte inzwischen, rastlos in seinem Streben, noch auf jener sächsischen Reise die Trojanerinnen des L. Annäus Seneca in deutsche gereimte Verse gebracht und schon am Ende Juli 1625 seinem Buchner gewidmet; unstätt umherschweifend, wie Horaz nach vornehmer Gesellschaft begierig, in welcher die Muse damals nur gedeihen konnte, hatte er noch vor Ablauf des Jahres 1625 seine „Acht Bücher deutscher Poematum" in Breslau herausgegeben, und in der Zueignung dem Fürsten Ludwig, doch maßvoll und mit Bewußtsein eigener Würde, vielleicht etwas im Tone der Ueberlegenheit, seine Huldigungen dargebracht.*) Opitz erzählt darin die Gunst, welche die Wissenschaften bei den alten Herrschern genossen, lobt das Sprachreinheitsstreben der Römer, zumal des Tiberius, „an welcher Tugend Fürst Ludwig ihm so ähnlich sei, als unähnlich in allem Uebrigen." Die Reihe hoher Mäcene wird durchgegangen, und die Zuversicht ausgesprochen, daß die deutsche Poeterei fremden Vorgängern den Vortheil dereinst ablaufe. Dazu berechtige die hohe Gunst, mit welcher der Fürst der alten, reinen und ansehnlichen Sprache zugethan sei, und durch seine Liebe für die schönen Künste die Alten zu seinen Schuldnern gemacht habe. Am Schlusse entschuldigt sich der Dichter, welcher die verletzliche Ehrbarkeit des Gönners kannte, wegen der Buhllieder; seine Asterien, Flavien und Vandalá seien nur Namen, nicht wirkliche Buhlinnen; — weder Neid noch einige Nachrede sollten ihn von seinen guten Vorsätzen abhalten, für welche er die Fürstliche

*) In späteren Ausgaben führt diese Widmung das Datum 28 Decemb. 1628. Sie kann aber nur i. J. 1625 ausgestellt sein.

Gnade um Schutz und Förderung demüthig bäte." Auch Tobias Hübner erhielt seinen Theil: mit einer lateinischen Zuschrift wurde ihm das fünfte Buch der Wälder, jene verliebten Oden geweihet, und das Beispiel des vornehmen Raths und Hofmarschalls angeführt, „daß Dichter nicht allein für ein dunkles Landleben geschaffen seien."

Aber alle wohlgespitzten Pfeile des Geistes verfehlten noch ihren Zweck. Fürst Ludwig war zu bedrängt, um dem verwöhnten Schlesier, wie er hoffen durfte, einen reichen Musensold zu gewähren; in Köthen lohnte man Gedicht mit Gedicht. Eine großmüthige, vorurtheilsfreie Natur, Dietrich von dem Werder, mußte zur Geltung kommen, um dem gekränkten Schlesier eine Ehre zuzuwenden, die er inzwischen geringer anzuschlagen gelernt hatte. — Mit dem Herbst des Jahres 1625 begannen die traurigsten Kriegsdrangsale für Anhalt, dessen Fürsten sich zwar von offenem Antheile am dänischen Kriege fern hielten, aber ihre Sympathien nicht unterdrücken konnten. Friedlands neugeworbene Schaaren lagerten sich im Januar 1626 im Dessauischen ein, befestigten sich an der Dessauer Brücke. Hier, fast unter den Augen der erschrockenen Fürsten, kämpfte der Mansfelder und ward am $\frac{15}{25}$ April in die Flucht getrieben; dem Weichenden schloß sich Johann Ernst von Weimar an, und erst im hohen Sommer räumte der größere Theil der bösen Gäste das verheerte Land, um die Mansfelder und Weimarer aus Schlesien zu vertreiben. Ludwig weilte unterdessen in Harderwyck; Christians I zweiter Sohn und früherer Verbannungsgenosse, Ernst, sollicitirte, unterstützt von Dietrich von dem Werder als Abgeordnetem des Landausschusses, lange erfolglos beim Kaiser in Wien, um das Fürstenthum von der Plage zu befreien, verschmähete gleichwohl, durch Eintritt in Friedlands Dienste sich dessen Gunst zu erkaufen. Sehen wir die Anhalter gezwungen parteilos, so konnte unter dem Drange der Umstände ein Mann sich ihnen nicht als Gesellschaftsglied empfehlen, der, obgleich ein Glaubensgenosse, in derselben Zeit nicht allein einem hochgestellten Führer der feindlichen Partei

diente, sondern sogar aus Uebermuth und toller Laune die Waffen gegen die letzten Helfer der pfälzisch-protestantischen Sache handhabte.

Martin Opitz, überdrüssig seiner drückenden, mit der Zeit schmarotzerartigen Stellung und des berufslosen Umherschweifens, war im Frühling 1626 nahe daran, wieder nach dem unleidlichen Dacien zu wandern, als sich ihm die Gelegenheit bot, freilich mit scheinbarer Verleugnung seines kirchlichen Interesses, in ein vornehmes, glänzendes Verhältniß zu treten. Karl Hannibal, Burggraf zu Dohna, Landvoigt der Oberlausitz, namhaft als kaiserlicher Staatsmann und Feldherr, katholisch, aber an Liebe zu den Wissenschaften hinter keinem seiner Landsleute zurückstehend, suchte einen gewandten und geistreichen Secretair für mannigfache Geschäfte und diplomatische Sendungen, und wählte dazu auf des Raths Kirchner Empfehlung unseren Dichter. Dem behagte nun solche Stellung über die Maßen; sie näherte ihn der höchsten Gesellschaft und eröffnete ihm die Aussicht auf Reisen in die Fremde und volle Befriedigung seines Ehrgeizes, ohne seine Gewissensfreiheit und seinen Verkehr mit den Musen zu beeinträchtigen. Er begann jedoch von dem gewöhnlichen Wohnsitze des Generals, Breslau, aus, sein neues Amt mit so unnöthigem Eifer, daß er sich freiwillig dem Heereshaufen anschloß, welcher unter dem Obristen Pechmann, als Führer der Vorhut Friedlands, die Dänen, Mansfelder und Weimarer vor sich hertrieb. Aber dem Unberufenen wurde der Waffendienst auf Lebenszeit schmählig verleidet. Mansfeld hatte sich bis über die Waag zu seinem unzuverlässigen Bundesgenossen Bethlen Gabor zurückgezogen, und empfing, mit Ungarn verstärkt, am Ende October 1626 einen Angriff Pechmanns so entschlossen, daß der kaiserliche Oberst gefangen wurde, und der Dichter nur durch zeitige Flucht demselben Schicksal entging.*) Die Weise, wie der

*) S. Waldsteins Brief an den Kaiser vom 28sten Oct. in Försters Biographie: Wallenstein. Potsdam 1834. S. 55 und Coleri Lobrede § 25. 26.

Ausreißer nach Anleitung seines Vorbildes Horaz von seinem unrühmlichen Kriegsabenteuer spricht, konnte die persönliche Hochachtung der Anhalter, welche ritterlichen Muth und deutsche Mannstugend an ihren Gesellschaftern als Ebenbürtigkeitsbeweis voraussetzten, nicht steigern und zur „Einnahme" des Poeten auffordern. Alle hatten die Waffen einmal geführt, keiner war davon gelaufen. Deshalb konnte denn jene frostige Selbstverspottung des Epikuräers nach dem bekannten Horazischen: projecta non bene parmula, den nachhaltigen Eindruck nicht auslöschen. Im Lobe des Kriegsgottes, das Opitz im April d. J. 1628 seinem Burggrafen widmete, sagt er:

— Der ist auch ein Mann,
Der seinem Lande sich zu gut erhalten kann,
Damit er offtermals zur Schlacht mag wieder kommen.
Daß aber etwan ich den sichern Weg genommen,
Und aus dem letzten Mars der erste worden bin,
Mein Roß dazu gezählt, so wisse, daß mein Sinn
Gar nie gewesen sey dem Feinde Stand zu halten;
Wer jung erschossen wird, der pfleget nicht zu alten,
Und stirbt zu Tode hin. Es wird mir auch gesagt,
Der Fürwitz sei ein Ding, das einem, der sich wagt,
Nicht allzeit wohl bekömmt und wird ihm gar zu theuer.
Poetenvolk ist heiß, ist leichte wie sein Feuer,
Geht durch, reißt aus ihm selbst, ist wie ein edles Pferd,
Das nie kann stille stehn, und allzeit fort begehrt.

An einer anderen Stelle sagt er eben so naiv:

Kein Mensch, der stirbt zwey mal,
Ein Fechter bin ich nicht: ich kann wohl wettelauffen,
Wann Feindt fürhanden ist. Mit Balgen und mit Rauffen
Wird keinem was gedient u. s. w. *)

Schien eine so selbstgeständige Feigheit für den Orden nicht zu taugen, so hatten die Anhalter vielleicht auch noch einen anderen Anstoß genommen. Die „Buhllieder" des Schlesiers verriethen nicht das keusche Feuer, welches ihrer Muse entströmte, und die

*) Ausgabe v. J. 1629. II, S. 258. 9.

„Galathea vom Wolfsbrunnen" bei Heidelberg war neben den Flavien und Vandalá nicht als wirklich geleugnet worden. Vielleicht ward durch Mißgönner auch schon damals ein Tadel laut, den über vierzig Jahre nach des Dichters Tode ein schmähsüchtiger Professor zu Frankfurt a. d. O. der Welt verkündigte. Adam Eberti, i. J. 1656 zu Frankfurt geboren, erröthete nicht, in einer der Relationes ex Parnasso zu erzählen: der berühmte Poet habe ein höchst lüderliches, unsauberes Leben geführt, und sei zu solcher Armuth gerathen, daß er weder Bette noch Dach gehabt habe. *) Einige Lockerheit schimmert durch den Wandel unseres ruhelos umgetriebenen Dichters, und Verlästerer fehlten ihm schon damals nicht; aber dessenungeachtet war es der sittenreine, ritterliche und wahrhafte ächte Poet, der „Vielgekörnte", welcher, voll Bewunderung eines fremden Talents, der F. G. die Unehre ersparte, den „Gekrönten" nicht in ihrer Mitte zu zählen.

Im Juni d. J. 1626, unter dem Höhestande des dänischen Kriegs, erschien Dietrichs von dem Werder Uebersetzung des befreiten Jerusalems unter dem Titel: „Glücklicher Heerzug in das heylig Landt", zum ersten male, und zwar in einer Ausstattung an Druck und Kupfern, wie bisher und vielleicht noch ein Paar Jahrhunderte später kein deutsches Geisteswerk ans Licht getreten ist **). In der geschichtlichen Einleitung verwahrt

---

*) Quinquaginta Relationes ex Parnasso. Hamburg. 1683. 8. Hart genug heißt es: M. Opitz Poëtarum Germaniae illustrissimus — popinas lenonesque nimium sectando ad tam indignam illa fama pervenit egestatem, ut nec lecto nec tecto amplius gaudeat, sed super fimeto dormitans nuper inveniretur.

**) Gedruckt zu Frankfurt a. M., in 4. 1626. Der vordere Titel, mit den saubersten Stichen umgeben, lautet: Gottfried von Bolljon, Oder das Erlösete Jerusalem, — in deutsche heroische Poesie Gesetzweise — überbracht. Der Haupttitel ist nach dem Zeitgeschmack weitläuftig und nicht ohne Selbstlob des Verf., der sich nicht nennt. Beziehungsreich für die ablige Muse sind die Worte: Allen Adelichen, Rittermäßigen Cavallieren, Kriegshelden und Obristen, Wie auch Menniglichen, so ihre Tugendt und Mannheit dem lieben Vatterlandt zum besten anzuwenden, entschlossen, zur Nachfolge, Lust und Ergötzlichkeit an den Tag gegeben.

sich der Uebersetzer, es möge der Leser die Engelerscheinungen und vielen Zäubereien sich nicht gar zu fremde vorkommen lassen, weil die Poeten die Freiheit haben, dasjenige, was Gott auf unerforschliche Art regiert und ordnet, und was die bösen Geister unsichtbarer Weise stiften und anrichten, sichtbarlich gleichsam zu beschreiben und vor Augen zu stellen. Auch über sprachliche Neuerungen, ungenaue Reime, spricht er sich aus und bezieht sich auf den Vorgang Herrn M. Opitz, „des Fürsten aller Teutschen Poeten, der auch vor allen denen, so sich jemals in hochteutscher Poesie bemüht haben, den Lorbeerkranz billig verdient hat.“ Die Auslassung des e am Ende vor einem Mitlauter rechtfertigt der Uebersetzer nach dem jetzigen Gebrauch an fürstlichen Höfen, da man sich vor andern befleißet, herrlich und gut teutsch zu reden; „ausgelacht würden diejenigen, welche das e am Schlusse nachschleppen lassen“, was wir bemerken, um den Purismus auch in mündlicher Unterhaltung der Gesellschafter zu bezeichnen. Nach Verdienst rühmt er den sinnreichen, hochbegabten Geist Tobias Hübners wegen seiner Alexandriner im Bartas, und fügt dann als Beispiel leichterer und ungezwungener Versart sein Gedicht „Auf Christi Herrlichkeit“ hinzu. Er erzählt darin, schon wie er das erste mal keine Kriegswaffen trug (nach 1622), habe er den Tasso vorgenommen, „ihn auf eine schwere Art in Reimgesetz zu zwingen“, und alle anderen Gedanken, an ein Lehrgedicht von ritterlicher Uebung und dergleichen, darüber aufgegeben. — Schon fast vor zwei Jahren war er mit der Uebersetzung fertig, aber die Zurichtung der Kupferstiche und die Gefährlichkeit des Kriegs hätten die Erscheinung verhindert.“ — Das erlösete Jerusalem stellte den Uebersetzer, der bis jetzt nur namenlos geistliche Reime herausgegeben, in die Reihe glänzender deutscher Namen beider Jahrhunderte, dicht neben Opitz. Mit wahrhaftem Dichtervermögen und frommer Begeisterung war der Deutsche in die Anschauung seines Vorbildes eingegangen und hatte die Sprache so edel und gewandt gehandhabt, die achtzeiligen Stanzen so glücklich nachgeahmt, daß damals nur einem so scharfen Ohre, wie Buchners, kleinere

Mängel bemerkbar werden konnten. Wie schon früher der Wittenberger die Trojanerinnen durch Hübner auch an die sinnige Fürstin von Dessau und an Dietrich von dem Werder geschickt und ein freundliches Verständniß zwischen dem Schlesier und dem Nacheiferer Tassos eingeleitet hatte, *) sandte ihnen der „Vielgekörnte" jene erhabenste Frucht des Palmbaums sogleich zu; **) Beide erkannten die Gelungenheit des Wagnisses, welches Hübners Bartas bei weitem übertraf. Buchner tadelt Sprachunrichtigkeiten, Provinzialismen, die allerdings die erste Ausgabe mehr entstellen; Opitz dagegen ward von Bewunderung des Mannes hingerissen, die er ihm freudig sein ganzes Leben hindurch bezeugte und ihm zumal seine späteren schönsten geistlichen Dichtungen zueignete. Fand doch Werder, welcher die ghibellinische Gesinnung auch in den kirchlichen Wirren der Zeit nie verleugnete, bei seinem Aufenthalte in Wien (Winter $16\frac{26}{27}$) die Huld des Kaisers, dem er auf dessen ausdrückliches Begehren seinen Tasso persönlich überreichte. Ferdinand II, sonst als so antheillos an deutschen Geisteserzeugnissen geschildert, las das Buch noch vor des Gesandten Abfertigung zu Ende, und gab demselben eine „ansehnliche Stelle unter den Kaiserlichen Kammerbüchern" ***); Dietrich von dem Werder mag deshalb wohl mehr als sein fürstlicher Mitgesandte, Prinz Ernst, mögliche Schonung des anhaltischen Landes vor den Kriegsgästen unter Johann Aldringer erwirkt haben. — Als nach der Niederlage des Dänenkönigs bei Lutter am Barenberge (27 Aug. 1626) der Waffenschauplatz sich nordwärts wandte, kehrte allmälig ein ruhiger Zustand auch an der Mittelelbe zurück, und faßte das Gesellschaftsoberhaupt wieder neuen Muth. Das Stammbuch des J. 1626 ist nur für die äußeren Verhältnisse und das Familienleben Anhalts bezeichnend. Außer den neuverschwägerten Grafen zur Lippe und Waldeck

---

*) Epistol. II, 551.

**) Daselbst I, 3.

***) Worte des Uebersetzers in der Zuschrift der zweiten Ausgabe an K. Ferdinand III.

und einigen niederländischen Gastfreunden Ludwigs finden sich bereits Namen kaiserlicher und ligistischer Feldherren, deren Aufnahme in die Gesellschaft die Noth des Landes zeitweise lindern mochte. So als der erste *) Joachim (Jacob) Christian Graf von Wahl, ein geborner Thüringer, aber früh im Heere Tillys katholisch geworden, und in der Schlacht bei Prag des einen Armes beraubt. Ihn nannte der Fürst den „Anhenkenden mit der Klette", wußte aber im Reimgesetz durch eine geschickte Wendung jede Anzüglichkeit abzuweisen. Allgemach konnte der sinnreiche Botaniker, galt es der Ehre eines beziehungsloseren Mitgliedes, in Verlegenheit gerathen; doch war auch bei den seltsamsten Benennungen höchstens eine höfliche Schalkheit im Spiele, wie bei dem „Luftenden", einem Holländer, mit Rättig, oder beim „Antreibenden zur Fröhlichkeit der Trinkstube", einem Märker des Geschlechts von dem Knesebeck, oder bei Gottfried Trafelmann, dem „Dicken" mit dem Kürbis; **) „wann er sich übt in tugendhaften Thaten, Ist einer dicke schon, wird dennoch er geliebt." Handgreiflichere Ironie bemerkt man erst an den Namen späterer Volksbedränger, welche die Unglückszeiten dem entartenden Bunde aufnöthigten.

Hatte der Tod eines hohen Mitstifters, Johann Ernsts von Weimar (st. 4ten Decemb. 1626 in Ungarn), das Haus einer Sorge erledigt, so umwölkte die politische Unbedachtsamkeit eines eben verschwägerten Fürsten in Norddeutschland den helleren Himmel. Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg-Güstrow, seit kurzem Wittwer, hatte im Mai 1626 Eleonora Maria, die Tochter Christians von Bernburg, geheirathet, und die Partei des Dänenkönigs mit seinem Bruder, Adolf Friedrich, festgehalten. Beiden drohete kaiserliche Acht und Entziehung ihres uralten Erbes durch den Herzog von Friedland. Die Schwester unserer Fürsten, Sibylla Christina von Dessau, seit 1627 an Philipp Moritz, Grafen von Hanau-Münzenberg vermählt, ver-

*) Stammb. No. 109.
**) Ebend. No. 134.

mittelte das Haus mit den wetterauischen Grafen, deren unglückliche Verwicklungen auch bald das Mitgefühl der Schwäger anregten. Ein schwacher, gutmüthiger Herr, gewann der Graf den Namen „Der Faselnde am Berge mit Rapunzeln", von der wuchernden Kraft der Wurzeln, die gleichwohl durch eine böse Schmarotzerpflanze, den tollen Schotten Jacob Ramsay, erstickt wurde. Christians Markgrafen zu Brandenburg-Baireuth, „des Vollblühenden mit Päonen Rose", Beispiel zog noch nicht die Hohenzollern in den Bund, wie überhaupt Brandenburg spärlichen Antheil an dem Bestreben des Nachbarhofes bewies.

12. Die Böhmen und die F. G. Böhmische Haustragödien. 1627.

Im Laufe desselben Jahres suchten im poetischen Vereine zu Köthen Linderung vor brennenden Schmerzen um Vaterland und Familie zwei edle Böhmen, Nicolaus Troylo, einer der berühmtesten Professoren im Karoline zu Prag, und Hans Georg, Herr zu Wartenberg, der Letztling eines Geschlechts, dessen Untergang mit allem, was ihm in Liebe und Haß angehörte, die schauerlichste Tragödie darstellt. Doch ehe wir das Leid der Einzelnen berichten, müssen wir die wissenschaftliche und sittliche Bildung der czechischen Vornehmen betrachten, welche national dem Aussterben entgegen eilten. Kein Slavenstamm, selbst nicht die Polen unter den letzten Jagellonen, hatte ein so goldenes Zeitalter an Geistescultur, Wohlstand und äußerem Glanze verlebt, als die Böhmen, nach dem die Hussitenstürme ausgetobt, bis auf die letzten Jahre des zweiten Rudolfs. Wir sahen den Wetteifer der vornehmsten Herren um den Preis der lateinischen schönen Redekünste seit Konrad Celtis' poetischen Akademien; zahllose Magnaten dachten und empfanden wie Bohuslav Lobkowitz von Hassenstein; „Der Karolin" prangt in der Reihe seiner Rectoren und Professoren, Doctoren mit den Namen der edelsten Geschlechter; als die erste der Slaven blühete die Buchdruckerkunst in Böhmens Städten und die erlesensten Bibliotheken häuften sich auf den Schlössern der kunstsinnigen Reichen.

Während die Poesie, wie in Deutschland das XVI Jahrh. hindurch, im lateinischen Gewande geistvoll sich zu bewegen fortfuhr, und man in Prag selbst Stücke des Plautus und Terenz darstellte, hatten die gewaltigen Erlebnisse den Blick auf die vaterländische Geschichte gelenkt, und in der Geschichtschreibung die Bildungsfähigkeit der Muttersprache sich entfaltet. Zwar hielt der katholische Klerus, wie der Bischof Dubravius, das Latein fest; aber die große Gesinnung des Adels beider Bekenntnisse förderte stolze Nationalwerke in czechischer Mundart. So schon der Feldherr Bartoß von Drahenitz, und vor allen Ritter Johann Hodiegowsky von Hodiegowa auf seiner prächtigen Burg Rzepitz, nicht allein unermüdlich in eigener literarischer Thätigkeit, sondern freigebiger Mäcen befähigter Gelehrten und Dichter. So ermunterte sein Gold und die Hülfe seiner Bücherschätze den emsigen Wenzel Hagek von Liboczan der Livius seines Volkes zu werden; die Zeitgeschichte gewann lebensvolle Darstellungen, und der glaubensmuthige Kanzler der Altstadt Prag, Sixt von Ottersdorf verewigte im Stile der besten älteren französischen Memoiren das Gedächtniß der schicksalsvollen Jahre 1546—48. Nach dem Urtheile kundiger Literaten, wie Martin Pelzels (1780), waren die Schriften aus den Tagen Kaiser Rudolfs, welcher die bildenden Künste und die beiden größten Astronomen des Jahrhunderts, Tycho de Brahe und Johann Kepler nach Prag rief, bleibende Muster ächtböhmischer Schreibart. Mit edler Wahrheitsliebe bekennt zugleich jener Genosse josephinischer Zeiten bei Erwähnung des gedeihlichen Schulunterrichts selbst in Landstädten, daß es ausschließlich Protestanten waren, aus deren Gemeinden die Bildner des Volks hervorgingen. Aber der Glaubenszwist war es, der in unausbleiblicher Folge die stolze böhmische Nationalität zerstörte. So lange die verschiedenartigen Anhänger des Reformators, Kelchbrüder und „Pikarden", eine kirchliche Besonderheit im christlichen Europa bildeten, behielt Leben und Literatur eine czechische Färbung neben der altclassischen, und begegneten darin einerseits den Deutschen, so wie den Bestrebungen der Altgläubigen. Als

jedoch, von Sachsen ausgehend, das neue Licht ein allgemeines für Europa ward, und der Kampf von neuem sich entzündete, verlor sich die nationale Sprödigkeit des hussitischen Bekenntnisses in den deutschen Protestantismus, so wie anderseits die Anlehnung der Römischgesinnten an den Katholicismus des deutschen Herrschergeschlechts die volksthümlichen Bestrebungen bis ins innerste Leben gefährdete. Darum verfaßte, im Anschluß an das deutsche Lutherthum, der berühmte Zacharias Theobald, ein Böhme aus Schlackenwald, aber in Wittenberg gebildet, sein treffliches Buch: „Hussitenkrieg, darinnen begriffen: das Leben, die Lehr und Tod M. Johann Hussii, und wie derselbige von den Böhmen, besonders Johann Zißka und Procopio Raso ist gerochen worden", deutsch (Wittenberg 1609. 4.) und widmete dasselbe Herrn Joachim Andreas Schlick, Grafen von Passaun. Unter dem Gegendruck beider Kirchenparteien wucherte überall das deutsche Element auf; die Kelchbrüder, besonders stark im Ritterstande und in den königlichen Städten, wurden deutsch-lutherisch; Pikarden und böhmische Brüder fanden ein näheres Verhältniß zum deutsch-reformirten Bekenntnisse. Auf diesem geschichtlichen Wege ist erklärbar, daß ächte Czechen, noch vor dem Verluste ihrer staatsbürgerlichen Freiheit schon national erstorben, mit deutschen schön-literarischen Bestrebungen sich befreunden und der F. G. ohne inneren Widerspruch angehören konnten.

Ferner hatte die angeborne Liebe der Slaven zur Pracht, zum Glanze unter dem Einflusse der österreichischen Herrschaft den ehrgeizigen hohen Adel der Böhmen mit den Fürstengeschlechtern des deutschen Reichs vielfach verschwägert, und selten eine Familie des Herrenstandes ihr slavisches Blut unvermischt erhalten. Der reiche Herr von Schwamberg ließ vergeblich durch einen Juden um die Hand einer fast bettelarmen Piastin von Liegnitz werben und wollte die Braut mit Gold aufwägen; die Herren zu Wartenberg, die Smirszitzky von Smirszitz, die Sternberg heiratheten in die Häuser von Mansfeld, Pfalz-Sulzbach, Hanau und Fürstenberg; ja Wilhelm von Rosenberg, des gefeierten Stamms der czechischen Rosarum, fürstlich reich,

ein böhmischer Baron des großartigsten Stils, verschwenderisch gegen Gelehrte, der Vertreter seiner Könige in den prunkhaftetesten Gesandtschaften, geb. i. J. 1535, gest. 1592, vermählte sich hintereinander gar mit drei Töchtern der ältesten deutschen Fürstenhäuser. Erst mit der Guelfin Katharina, dann mit Sophia, des Kurfürsten Joachim II von Brandenburg Tochter, endlich mit Anna Maria, Markgräfin von Baden. Als die fürstliche Braut (26sten Januar 1578) ihren Einzug in Schloß Krummau hielt, sah man „das Gespenst, die Loretta auf dem Thurm den Kranz herumtanzen", was bereits auf der Hochzeit als böses Zeichen galt, deren Aufwand an Küche, Keller und prachtvollen Spielen in den Jahrbüchern adliger Prasserei obenan steht. Herr Wilhelm hinterließ auch von der vierten Frau, Polyxena von Bernstein, keine Erben, und mit seinem Bruder Peter Wok, dem Verehrer Bezas, starb i. J. 1611 der verminderte Güterumfang der Rosarum an das Königshaus.

Der Wiederschein fast aller Nationalitäten am Hofe zu Prag, der Reiseverkehr der Herren und Ritter mit aller Welt hatte leider den Adel Böhmens auch mit den Untugenden und Lastern aller Völker vertraut gemacht; und sinnliche Genußsucht, im Blute schon altheimisch, stellte mit dem Ende des XVI und dem Anfang des XVII Jahrh. einen Verfall der Sitte heraus, den die vulkanische Leidenschaftlichkeit, der Trotz und die Dauerbarkeit czechischer Naturen wenigstens mit poetischem Reize umgeben. Der traurige Hof des unglücklichen Rudolf stand im grellsten Widerspruche mit dem Bilde, welches uns der junge François de Bassompierre, jener Held zuchtloser Galanterie am Hofe König Heinrichs IV, während seines Aufenthalts in Prag (i. J. 1604) entwirft.*) Den Herren des Hofes dünkte jede bürgerliche Tugend feil; die „wälsche Gasse auf der kleinen Seite", wo die Kavaliere der Dame ihre Serenaden zu bringen

---

*) Mémoires de Bassompierre. Amsterd. 1723. t. I. p. 131 ff. Unter Perchestoris ist der böhmische Name eines der Burggrafen aus dem Ritterstande verstümmelt.

liebten, war der Schauplatz ehelicher Untreue, leichtfertigsten Gebuhles, spanischer Eifersucht, französischer Rauferei und italienischer Dolchstiche. Und welche Unzucht entweihete die ehrwürdige Burg Karlstein, wo der fromme Lützelburger neben den Kleinodien seiner Krone die wunderthätigen Reste unzähliger Heiligen aufbewahrt, und in dessen hohen Gemächern Elisabeth von Pommern, riesenstark und dabei ein Muster zarter mittelaltriger Weiblichkeit *), gewaltet. Der damalige Burggraf auf Karlstein, aus der Ritterschaft, hatte vier Töchter, alle gleich schön, alle vornehm vermählt oder junge Wittwen. Schon unter den tollen Lustbarkeiten der katholischen Fastnacht in der Königstadt hatten der Lothringer und sein edler Freund, der Feldmarschall von Roßwurm, sich der Gunst ihrer Erwählten versichert; mit dem Beginn des hussitischen Faschings nach altem Kalender ward die üppigste Wirthschaft auf der Burg Karlstein noch zehen Tage fortgesetzt; ja als die drei andern begünstigten Galane, Roßwurm, Slawata und Collowrat mit Schmerz von den Schwestern schieden, weilte der Marquis, ungesättigt, noch sechs Nächte verkleidet bei seiner achtzehnjährigen Wittwe. — Die Stürme der nächsten Jahre, die heiße Parteiung, die vielfache politische Untreue und Zerrissenheit, der fieberische Puls des Ehrgeizes, des Jagens nach Reichthum und Macht, das unlautere Spiel unter der Maske der Religiosität, die Unsicherheit jedes Besitzes und das leichtsinnige Haschen nach dem Genusse des Augenblicks unter Angstschwüle und Todesbangen, steigerten die sittlichen Verirrungen und den nationalen Ungestüm. Der pfälzische Hof, mit ähnlichen Elementen erfüllt, taumelte der böhmischen Königsstadt entgegen, brachte zwar die antinationale Partei des calvinischen Adels zum Umschwung, aber Willkür, Gesetzlosigkeit und Anarchie dauerten

*) Die Tochter Bogislavs V zerbrach mit den Händen das stärkste Hufeisen. Benesch Krabice de Waitmile bei Dobner IV, p. 55. Als ihr Gemahl gefährlich auf Karlstein erkrankte, wanderte sie zu Fuß den rauhen Weg nach Prag zu den Heiligthümern in St. Veit.

fort, so daß selbst der pfälzische Secretair Moritz aus Prag am 30sten Decemb. 1619 an den Kanzler nach Heidelberg schrieb *): „allhier ist noch zur Zeit lauter Confusion. Es vergeht kein Tag, daß nicht ein oder zwei Menschen ermordet werden. Ehebruch und Unzucht ist von den vorigen N. N. (Directoren?) dermaßen autorisirt, daß dem Uebel schwerlich gesteuert werden kann.“

Nach dieser Grundirung der sittlichen Zustände und Gesellschaftsverhältnisse der vornehmen Böhmen wird die Tragödie der Häuser Smirszitzky, Slawata und Warttenberg nicht als vereinzeltes Erlebniß erscheinen.

An Alter und an Reichthum kamen wenige Familien den Smirszitzky von Smirszitz gleich; ungeachtet durch die Vermählung Wilhelms von Waldstein mit Margaretha Smirszitzka bedeutendes Erbgut an den Friedländer fiel, war dessen Neffe, der junge Albrecht Johann schon als Besitzer der fürstenthumgleichen Herrschaften Gitschin und Schwarz-Kosteletz doch einer der ersten Herren des Königreichs. Das Erbtheil seiner älteren Schwester Katharina Elisabeth betrug allein mehr als 1,300,000 Thaler in Gütern; ein jüngerer Bruder, Heinrich Georg, konnte dagegen als blödsinnig kein Erbe nehmen; eine jüngere Schwester, Margaretha Salome, war die Gattin des Freiherrn Heinrich Slawata, von einem calvinischen Zweige des zahlreichen Geschlechts. Zur Zeit des verhängnißvollen altczechischen Strafverfahrens (po staroczesku) vom 23sten Mai 1618 sah es bereits unheimlich genug im Hause Smirszitz aus; der jüngste Sproß von Blödsinn befangen; seine Schwester Katharina Elisabeth in einem der nahen Felsennester, welche in jenem Theile Böhmens zum Himmel starren, seit dreizehn Jahren durch ihre habsüchtigen Geschwister eingesperrt, weil sie im unerwiesenen Verdacht ungeziemenden Umgangs mit einem Schmidt stand. Um so sorgloser stürmte Albrecht Johann ins Leben; als eifriger

*) P. P. Wolf Gesch. Max. I und seine Zeit, fortgesetzt von L. M. Breyer. (München 1811. 8.) Bd. IV, S. 369.

Utraquist, kaum 23 Jahr alt, war er einer der ersten, welche an jenem 23sten Mai den Statthalter Jaroslav von Martinitz ergriffen und über das Fenster warfen. Darauf als der zehnte in das Directorium gewählt, begierig nach hoher, politisch bedeutender Verwandtschaft, verlobte er sich mit der schönen, klugen Gräfin Amalia Elisabeth von Hanau. Die Hochzeit, für die Union ein wichtiges Ereigniß, sollte im December 1618 vollzogen werden. Aber der Bräutigam, um den Fortgang der Belagerung von Pilsen zu beschleunigen, in das ständische Lager geeilt, erkrankte an einem Entzündungsfieber, ließ sich nach Prag hinübertragen, und fand dort den Tod in seinem prachtvollen Palast am 18. Novemb. 1618. Der böse Leumund wollte wissen, der entnervte Wüstling habe, dem Beilager nahe, durch den gefährlichen Gebrauch stärkender Arzenei sein jähes Ende verursacht. Die fürstliche Jungfrau beweinte schmerzlich den Geliebten und im Grabe ihn noch zu ehren, übermachte sie nach Böhmen einen überausschönen Rosmarienzweig, einen Kranz werthvoller Perlen, und, an eine goldene Kette geheftet, ihr eigenes Bildniß, welche Gaben auf ihre Bitte mit der theuren Leiche in den Sarg eingeschlossen wurden. Ein kurzes Jahr darauf vermählte sich Amalia Elisabeth mit Landgraf Wilhelm V von Hessen-Kassel, dessen ererbten Haß gegen Oesterreich sie zu verstärken schien, weil sie den Verlust des ersten Bräutigams einer katholischen Unthat zuschreiben mochte.*) Aber die Landgräfin sollte bald durch andere Kunde aus Böhmen erschüttert werden, noch ehe sie, verwittwet durch den frühen Tod des „Kitzlichen" (No. 65) ihre von der einen Partei so gepriesene vormundschaftliche Regierung antrat. — Obgleich die Erledigung des Erbes Albrecht Johanns den Schwager desselben, Heinrich von Slawata, vermocht hatte, die bescholtene Katharina Elisabeth um so ängstlicher zu hüten, fand das reiche Fräulein bald einen Retter.

*) Soweit nach Strambergs Rheinischem Antiquarius S. 314, wahrscheinlich aus ungenannten handschr. Quellen.

Das Geschlecht der Freiherren von Warttenberg, ungeachtet des deutschen Namens uralt und im Besitz des Erbmundschenkenamts des Königreichs, ausgezeichnet auch durch humanistische Bestrebungen, wie die Doctorenreihe des Karolins und die Widmung eines berühmten Buches Philipp Beroalds von Bologna an Johann von Warttenberg bezeugen, beruhete damals auf zwei Brüdern, Johann George und Heinrich Otto. Eifrig lutherisch erzogen, scheinen sie von der Mutter her romantisches Blut empfangen zu haben. Sie war Katharina von Mansfeld Eislebenscher Linie, die Schwester jener schönen Agnes, der rheinischen Helena, welche als Kanonissin von Girrisheim den jungen Kurfürsten von Köln, Gebhard Truchseß zur Liebe entzündete, als Urheberin jenes verhängnißvollen Kampfs um das Erzbisthum. Katharina hatte i. J. 1577 Karl, Freiherrn von Warttenberg auf Snall, Neu-Schloß und Leipa, Rudolfs II Rath und Obersten-Kammermeister des Königreichs, geheirathet; ihre Schwester Sibylla einen Slawata. Beide Brüder waren tapfere Kriegsleute, und obgleich der ältere bei der Krönung Ferdinands II i. J. 1617 sein Erbamt verwaltet, umfaßte er so heiß die Sache des Pfälzers, daß er ihm bei der Ankunft in Eger das Schwerdt Ziskas entgegentrug. Der jüngere nun, Heinrich Otto, der Gelegenheit des gefangenen Fräuleins kundig, erstieg das Schloß, sprengte den Kerker, ließ sich stracks mit Katharina trauen, und nahm mit Gewalt von den Herrschaften der Erbin Besitz. Anderthalbtausend bewehrter Bauern und einige Soldaten sollten ihn darin erhalten; er beabsichtigte sogar, den blödsinnigen Heinrich George zu verheirathen, um den Slawata die Erbschaft ganz zu entziehen. Aber der Kalviner gewann ein näheres Verhältniß zum neuen Regimente als der Lutherische. Angeblich vermocht durch große „Schmiralia" erwirkten der Oberst-Kanzler Wenzel Wilhelm von Ruppa und Joachim Andreas Schlick, Oberst-Landrichter ein Dekret aus der Kanzlei, welches im Januar 1620 dem Herren von Warttenberg gebot, die eingenommenen Güter nebst dem bisherigen Einkommen herauszugeben, und sich mit seiner Gemahlin in Arrest zu stellen.

Obwohl nun der Baron des uráltesten Geschlechts sich zu Recht erboten wegen dieser ungesetzlichen Vergewaltigung, hat er nichts erhalten können; ja auch seiner Mutter, der gebornen Gräfin von Mansfeld, wurde in Prag der Zutritt zu ihm versagt, während sein Schwager Heinrich Slawata, als der König am 27sten Januar bei ihm zu Schwarz-Kostelez übernachtete, die Ernennung einer Commission erschlich, welche sogleich auf Gitschin geschickt wurde, mit dem Befehl an Frau Katharina, die Güter ohne Verzug abzutreten und den Commissarien in allem zu gehorsamen. Wir erzählen aus dem Berichte Lebzelters, des kursächsischen Gesandten in Prag vom $\frac{4}{14}$ Februar 1620,*) wie folgt. „Als nun solche verordnete Commission (darunter neben Heinrich Slawata, Rudolf von Stubenberg, Herr Bodaneczky, sammt seinem Sohne, die letzten ihres Geschlechts, Herr Bukowsky, Herr Gersdorf), am Sonnabend Abend in Gitschin anlangten, die Frau mit Gewalt zu entsetzen, die Unterthanen an ihre Schwester zu weisen, sie aber (wie man vorgiebt) gefänglich anzunehmen; ist unversehens die daselbst vom verstorbenen Herren Smirszitzky aufs stattlichste erbaute Behausung von untersetztem Pulver über den Haufen geworfen und nicht allein gemeldeter Herr von Slawata und sein Bruder, sondern auch alle anwesenden Commissarien sammt der Frau von Warttenberg selbst (welche schwanger gewesen) neben vielen anderen Personen elendiglich um das Leben gebracht worden und sollen (laut dem Berichte des Kouriers) über sechzig Personen geblieben sein. Wie man dafür hält, ist es von der Frau aus lauter Desperation wegen der ihr und ihrem Herren begegneten großen Unbilligkeit geschehen, welches eine sehr erschreckliche und in diesem Königreich, wie auch sonsten, fast unerhörte That. Darauf ist noch gestern Herr von Warttenberg in den weißen Thurm gelegt, auch alle seine Dienerschaft gefänglich angenommen worden. Diejenigen, so daran schuldig, werden gegen Gott und Welt eine sehr schwere Verantwortung auf sich haben. Das

*) Müller Forschungen a. a. O. Th. III, S. 288 f.

Smirszitzkysche Vermögen erstreckt sich sonsten über drei Millionen an Gütern, also daß sie beide gar wohl bleiben können; aber der leidige Geiz und die Desperation thut viel. Man will zwar dieses, wie es sich also in Wahrheit verlaufen, anders deuten und vorgeben, es wäre das Feuer aus Verwahrlosung der Soldaten angegangen. Es ist aber im Grunde anders nicht beschaffen, und ist etlichen vornehmen Herren, die vielleicht zum guten Theil daran schuldig sein mögen, nicht gar wohl dabei. Man sagt, die Frau von Warttenberg sei nicht gleich geblieben, sondern habe noch bei zwei Stunden gelebt, und alle ihre Widerwärtigen, so daran schuldig, für den Richterstuhl Christi citirt und sonsten gar beweglich geredet." Wenige Tage nach dieser vorläufigen Meldung ging in Dresden folgender Bericht ein: „Die Frau von Warttenberg hat die Commissarien sammt Herren Heinrich Slawata nicht in die Stadt Gitschin lassen wollen, und der Rath daselbst ihr geloben müssen, keinem ohne ihren Willen zu huldigen. Wie denn nach solcher Zusage die Commission von der Frau eingelassen, nahm sie alsbald ihren Weg auf das Rathhaus, berief die Gemeine, eröffnete den königlichen Befehl und ihre Instruction, bis es dazu kommen, daß Rath und Gemeine ihrer der Frau gethane Zusage widersprachen und Herrn Slawata anstatt seiner Frau huldigten. Nach der Huldigung begehrte Rath und Gemeine, das Warttenbergische Kriegsvolk aus der Stadt zu schaffen, so auch, bis auf die bei der Frau im Schlosse, geschehen. Darauf gingen die Commissarien aufs Schloß, wo derselben Herrschaften Regentenweib (des Oberverwalters) wegen beschuldigter übler Haushaltung von der Frau in Arrest gewesen, und machten dieselbe ledig und los. Darauf lief Frau Katharina voll Zorns und Grimms herunter von dem Schloß nach ihren Soldaten, redete ihnen hart zu wegen gebrochener Zusage und der Entlassung des Weibes und rief die Soldaten in ihr Zimmer und ermahnte sie zur Standhaftigkeit. Unterdeß die Commissarien in den Roßstall zur Inventirung gingen, kommt die Frau von Warttenberg mit den Soldaten voll Zorns, fängt einen Zank mit dem Regenten

an, erwischt ihn ungestüm beim Kopf und Aermel, also daß auch die Soldaten, ohne die Commissarien, Hand anlegen wollten. Herr Slawata führte darauf den Regenten zum Hause hinaus und ging dann mit allen Herren in die obern Zimmer, weiter zu inventiren. Indessen geht die Frau sammt ihren Soldaten, noch meist dazu mit brennenden Lunten, in ihr Zimmer, theilt unter solche wie auch früher, Pulver aus, dessen sie etliche Zentner beisammen gehabt, giebt ihnen Wein die Fülle zu saufen, mit ernster Ermahnung, bei ihr standhaft zu bleiben. Da denn die vollen Soldaten so unvorsichtig, indem sie zum Pulver gelaufen, mit den brennenden Lunten umgegangen, das Pulver angezündet, also daß die Wände, dem Regentenhause über, mit dem vorderen Theile sammt Thurm und Erker, darauf die Commissarien, zersprungen und in Grund gelegt worden, und sie also vom Größten bis zum Kleinsten, vom Herrn bis zum Knecht, nebst vielen Leuten in der Stadt verdorben, und im Schlosse nicht über zehen, doch ganz versengt und an ihrem Leben zweifelnd, davon gekommen." Dieser Bericht aus Gitschin datirt 2ten Februar von einer der Warttenbergischen Partei abgeneigten Hand, leugnet die freiwillige That des wildesten Heroismus, um die Schuld derer zu mildern, welche Frau Katharina zur Verzweiflung trieben; doch Nebenumstände machen wahrscheinlich, daß die böhmische Heldin das Verderben aller ihrer Feinde und ihr eigenes bezweckte. Lebzelter fährt fort, Einzelnheiten zu melden: „außer den Beschädigten habe man unter den Trümmern bereits hundert Personen gefunden; den Herren von Stubenberg auf dem Kopfe stehend, den Slawata nur mit einem Arme. Als eben des eingesetzten Warttenberg Bruder, Herr Hans Georg, wiederum aus dem Reiche nach Prag gekommen, und von ungefähr auf der Gasse den erschrecklichen Fall erfahren, ist er nicht allein darüber allemaßen hoch erschrocken, sondern hat auch mit entblößtem Haupte auf offener Gasse, vor vielen Leuten hoch lamentirt, daß ihm und seinem Herren Bruder äußerst ungütlich geschehe, auch die göttliche Allmacht angerufen, diese große Unbilligkeit zu strafen. Darauf

ritt er alsbald aufs Schloß und begehrte, mit seinem gefange-
nen Bruder (welchen gleich selbigen Tages die Gewalt Gottes
gerührt und er gar tödtlich danieder gelegen) zu reden, so ihm
aber abgeschlagen. Darauf ließ er ihm durch den Schloßhaupt-
mann entbieten: da er an dieser erschrecklichen Unthat schuldig
oder sonst einige Wissenschaft davon gehabt, solle er es nur
gutwillig bekennen, denn er wäre doch ohne das an dem Orte,
da man solches wohl aus ihm herausbringen würde; sei er
aber unschuldig, so wolle er sich seiner als ein getreuer Bruder
annehmen, Leib, Ehre, Gut und Blut bei ihm zusetzen. Darauf
jener hoch betheuert, daß ihm davon das Geringste nicht wis-
send, und hat also seinen Bruder aufs höchste bitten lassen, seine
Unschuld retten zu helfen. So glaubt auch jedermann und hat
mit den Warttenbergern ein großes Mitleid. Hans Georg ur-
girt die Sache mit Eifer und möchte nicht viel Gutes hieraus
entstehen". — Heinrich Slawata war kaum unter der Erde,
als sich in Prag das Gerücht verbreitete: Graf Peter Ernst
von Mansfeld, der Feldherr der Stände, wolle die Wittwe hei-
rathen und so die Smirsziczkyschen Güter an sich bringen. Leb-
zelter theilt unter dem $\frac{3}{13}$ Febr. noch gräßliche Züge über das
persönliche Geschick der fürchterlichen Heldin und über die Bos-
heit und Schurkerei des Regenten Jaresch Bukowsky mit.
„Man fand die Unglückliche bei einem Fenster, bis zur Hälfte
des Leibes verschüttet, im Angesicht und an Händen verbrannt,
in ihren Kleidern stehend. Sie begehrte noch zu trinken und
hätte ihr noch geholfen werden können; man gab ihr aber einen
Labetrunk, daß sie nicht mehr zu trinken begehrte. Als sie noch
lebendig war, riß man ihr die Ohrgehenke mit Gewalt aus,
daß Blut danach floß, desgleichen die Ketten und Kleider vom
Hals und Leib, auch die Ringe von den Fingern, daß auch die
Haut mitgehen mußte, und ließ sie so nackt. Jaresch jagte
den Unterthanen solch Schrecken ein, daß sie verstummten; er
ließ niemand in die Stadt. Die fast nackte Leiche ward zu
einem Bürger getragen, der für seine Rechnung aus Erbarmen
ein Todtenhemd und einen Rock schlechten schwarzen Zeugs vom

Krämer genommen, eine schwarze Truhe geschafft und sie nebst den Leichen zweier Kammermädchen der Frau in einem Kirchlein vor der Stadt, Kostofrank, beisetzen lassen, da Jaresch ihnen die Pfarrkirche verbot. Ueber die andern Todten wurden Leichenpredigten gehalten, diese dagegen gleich todten Hunden stillschweigend hingeschleppt. Auch an den Wunden kamen noch viele um."

Diese Ereignisse stellten die Ohnmacht der Regierung und die Elendigkeit des öffentlichen Zustandes, dem Faustrecht der Aristokratie gegenüber, in das grellste Licht. Die Menge urtheilte über das Ministerium Friedrichs aufs Schimpflichste, zumal Wartenberg lutherisch, Slawata calvinisch war. Ein Spottgedicht erschien unter dem Titel: Homerus zu den Dorophoris und Demophoris, in welchem es von Joachim Andreas Schlick hieß:

Solche Regenten nennt Homerus
Gabenfresser oder Dorophorus,
Ja auch Demophorus, das ist
Leutfresser; der Brutus du bist,
Das zeigt klar, anders ich itzt meid,
Zu Gitschin das große Herzeleid.

Mit der Beschuldigung calvinischer Heuchelei, Untreue und Bestechlichkeit schließt das Schmählied:

Wenn jeder sollt aus dem Fenster fliegen
Der's verdient, Du und Deine Schwäger
Müßten versuchen solche Läger.

Uebrigens sei Schlick für seine Schlechtigkeit schon genugsam dadurch bestraft, daß er seiner Gattin nicht genüge und diese, aus dem Fleischhackergeschlecht der Oppersdorf, sich zur Entschädigung dafür betrinke.

Noch ehe der Tag der Rache kam und Graf Schlicks Haupt, den sein Todfeind, Dr. Hoe, auf der Flucht im Voigtlande ergreifen und ausliefern ließ, dem Blutgerichte Lichtensteins verfiel, hatte Heinrich Otto von Warttenberg aus dem weißen Thurme sich gerettet, war auf die Seite Ferdinands getreten und verbreitete das Gerücht: seine Gemahlin lebe noch. Im sächsischen

Lager vor Bautzen (Septemb. 1620) versprach er, haßentbrannt, in einer Denkschrift an den Kurfürsten: er wolle die Landschaft, wo seiner Frau Güter lägen, in Aufruhr bringen, und bat um Patente und Kriegsmittel. Aber ungeachtet seiner leidenschaftlichen Thätigkeit zur Aufhülfe der katholischen Partei und der Fürbitte Johann Georgs an den Kaiser wegen Rückgabe der Smirſzitzkyschen Güter wurde er mit Undank belohnt. So schrieb er dem Kurfürsten, Dresden 26. März 1621: obgleich er seinem Kaiser unverbrüchliche Treue erwiesen, sein Hab und Gut, seine liebe Gemahlin neben der Frucht im Leibe, die nicht in Feuer und Rauch aufgegangen, sondern durch Stranguliren und teuflische Bosheit ihrer eigenen Schwester und deren Anhangs um der Güter willen so jämmerlich ums Leben gebracht und gleichsam als ein Aas verworfen worden, habe er sein Recht nicht erlangen können. —

Aber die Tragödie des Hauses war lange noch nicht erfüllt. Margaretha Salome mußte nach der Schlacht am 8. Novemb. mit ihren Kindern den Wanderstab ergreifen und kam zu wiederholten Malen im traurigsten Aufzuge nach Kassel zur ehemaligen Braut ihres Bruders; Hans George von Warttenberg floh in die Fremde, erschien vor dem Blutrichter nicht auf die öffentliche Mahnung, worauf seine Herrschaften confiscirt und großen Theils, wie Schloß Leipa bei Bunzlau, Neu-Schloß im Leitmeritzer Kreise und Rohosetz innerhalb der Jahre 1621—23 von Albrecht von Waldstein für Forderungen an die Krone erworben wurden. Ja der kaiserliche Feldherr brachte als Vormund des unschuldigen blödsinnigen Heinrich George auch Schwarz-Kostelетz an sich, so wie Gitschin, das er zum prachtvollen Mittelpunkte seiner böhmischen Fürstenthümer bestimmte, das Schloß aus seinen Trümmern schöner herstellte und mit italienischen Gärten umgab; aber in der nahen Karthause nicht einmal eine ungestörte Ruhestätte für seine Gebeine sichern konnte. Das Geschick schritt weiter. Heinrich Otto von Warttenberg, katholisch geworden, und als Kommissar Lichtensteins der Unterdrücker des Protestantismus in Aussig, alles aus Hoffnung, die Güter

der Smirſzitzkys wieder zu gewinnen, entging der verdienten Rache nicht. Als er in ſeinem Verfolgungseifer fortfuhr, rotteten ſich i. J. 1625 die empörten Bauern im Königgrätzer Kreiſe zuſammen und ermordeten den wilden Gebieter nebſt ſeiner Frau, die er kürzlich geheirathet, auf ſeinem Schloſſe Markesdorf *). — Inzwiſchen war der ſtandhaftere Geächtete, Hans Georg, in Deutſchland umhergeirrt, hatte i. J. 1622 ſich mit Salome, der Tochter des Pfalzgrafen Otto Heinrich zu Sulzbach, vermählt, focht unter den Waffen der Feinde des Kaiſers und kam, nach dem Falle des Dänen, grambeladen ins Anhaltiſche, wo Fürſt Ludwig ihm gewährte, was er vermochte, und den böhmiſchen Ritter als „Den Fortjagenden das Widrige mit Ritterſporn" in die Geſellſchaft aufnahm. Tiefes Mitleid mit dem Gebeugten gab das Reimgeſetz unter dem Gemälde deſſelben zu erkennen.

Der Ritterſporen Kraft wohl jaget fort die Flüß,
Es iſt ein widrig Ding, ſo manchen heftig plaget;
Fortjagend nun daher das Widrig' ich mich hieß',
Ein freudigs Herze das, was widrig iſt, ausjaget.
Geduldig ohne Zorn, und ſeines Thuns gewiß,
In ſeinem Uebelſtand an Gott auch nicht verzaget,
Die Frucht es bringet drauf, daß mitten in dem Leib
Es auch kann ruhig ſein, und warten beßrer Zeit.

Neben Warttenbergs Handſchrift, Wappen und der Jahreszahl 1631 ſteht im Stammbuche Pſalm CXIX. V. 52: „Herr, wan ich gedenke, wie du vor der Welt her gerichtet haſt, ſo werde ich getroſtet." Als Guſtav Adolf auf deutſchem Boden erſchien, eilte der Böhme hoffend unter deſſen Fahne. Von ſeinen Thaten iſt nichts bekannt, wohl aber, daß auch er, wie Balbinus **), der Jeſuit berichtet, vor der Schlacht bei Lützen eines unheimlichen Todes ſtarb. Er wurde nämlich plötzlich vom Schlage todt niedergeſtreckt, als er einſt auf die Geſundheit des Königs von Schweden ein mächtiges Glas geleert. So endeten die Häuſer Smirſzitzky

*) Oder Morgenthal. Pelzel II, 751. Förſter, Biographie Wallenſteins. Potsd. 1834. S. 358.
**) Stemmata P. IV. unter Warttenberg.

und Warttenberg; das Erbamt der letztern kam auf die Slawata der Linie Wilhelms, des wunderbar i. J. 1618 Geretteten.

Im Geleit des Freiherrn hatte Nicolaus Troylo Gastlichkeit und Ehren in Köthen erfahren. Als berühmter Lehrer am Koroline nebst seinen verketzerten Amtsgenossen bei drei Tage Frist aus Prag verwiesen, floh er mit solcher Eile, daß er seinen fünfjährigen Sohn, der schon lateinisch, böhmisch, deutsch und französisch redete, als Leiche zurückließ *). Den schwermüthigen Gast nannte der Nährende „Den Widerstrebenden dem Gifte mit der Wurzel Enzian", und tröstete fromm:

Des Herren Geist dem Gift der Seelen widerstrebet,
Wo wahre Gottesfurcht im Herzen er gestift,
Den Menschen sie alsdann hier in den Himmel hebet.

Der Geächtete starb zu Pirna i. J. 1631. Den Antheil der Gesellschaft an dem unglücklichen Böhmen bezeugt eine handschriftliche Geschichte der verfolgten böhmischen Kirche.

13. Tod des Mehlreichen. Wilhelm von Kalchum. Der Gekrönte als No. 200. 1628—1629.

Das Jahr 1628 und 1629 verräth durch die Zahl und Natur der neuen Gesellschafter inneres und äußeres Gedeihen des Bundes, wozu, außer den stillern Zeitenläuften für Anhalt, auch noch ein anderer Umstand beitragen mußte. Herr Kaspar von Teutleben, das Ehrenoberhaupt des Bundes, dessen ferner Wohnort und diplomatische Thätigkeit für das Haus Koburg die freiere Stellung des „Nährenden" beeinträchtigt hatte, starb am 11. Februar 1628; sein Bildniß mit etwas melancholischen Zügen, in edler Tracht, die sich vom martialischen Prunk des Portraits des Schmackhaften so merklich unterscheidet, als dieses von der Wolkenperücke des Wohlberathenen, befindet sich im Stich bei Neumark. Jetzt fiel die obere Leitung unverkümmert dem Fürsten von Köthen zu. Auch Christian II, nach langen Reisen im Auslande, auf Ballenstädt zurückgekehrt, und mit einer Prinzessin von Holstein vermählt, begann in seiner

*) Pelzel II, 759.

Weise für die Gesellschaft zu leben. So meldete er dem Nährenden den Tod des Mehlreichen in einem französischen Briefe, dessen Worte wir, der harmlosen Selbstironie wegen, einrücken. „Cestecy n'est a autre fin, si non pour dire à V. A., que Monsieur Teutleben, le Chef de notre Compagnie fructifère, est trepassé. Je le plains d'autant, que le connoissois et notre Compagnie en devroit certes porter le deuil celon qu'el ordonnera V. A.“ *). — Sicher nun wurden die herkömmlichen „Klagzeichen“ geführt, und mit einem Bestande von 151 Gliedern begann der Nährende sein eigentliches Regiment, entschlossen, die Anzahl auf 300 zu erstrecken. Im J. 1629 ertheilte er der Gesellschaft neue Embleme **) und ließ das erste verschollene Stammbuch mit Versen drucken, welches mit der Bezeichnung: In den Erzschrein Nr. 2. 1629 mit seiner heraldischen Pracht und den Unterschriften der damals noch lebenden Glieder vorhanden ist. — Rasch ging die Vermehrung vor sich und schloß bedeutsam i. J. 1629 gerade mit der Zahl 200 und dem „gekröntesten“ Namen. Hessische, anhaltische Edelleute eröffneten die neue Reihe; dann folgte Nr. 158 der vertriebene Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Güstrow, in dessen Erbe eben Friedland sich eindrängte. Der Herzog befand sich wahrscheinlich in Lübeck oder Hamburg, eine günstigere Wendung seines Geschicks erwartend, und wurde mit seinem damaligen „Mignon“, Otto von Preen, und merkwürdig auch mit seinem Leibarzte, Agnolo di Sala, einem Italiener, als der „Vollkommene“, mit achtzeiligem Weizen, der „Verborgene“ mit der Eberwurzel, und der „Lindernde“ beifällig mit Chamomillenblüthe aufgenommen ***). Ein Herr von Zanthier ward unter dem Gemälde Portulakssalat, mit dem Namen der Fette, wohl berathen, auch der „Gemeine“, eine Sippe Dietrichs von dem Werder. Die Mecklenburger in ihrem Mißgeschicke

*) Beckmann V. 483.

**) Buchner Epist. I, IV. v. 15ten Juli 1629.

***) Jahrbücher des Vereins f. meckl. Gesch. und Althk. Herg. von Lisch. II, S. 191. Stammbuch. Nr. 158—160.

schienen den Trost der Musen zu suchen; vom Hofe des gleichfalls geflüchteten Herzogs Adolf Friedrich trat dessen verdienter Kanzler, Johann Kottmann „der Beharrliche" mit Wintergrün „in Hitz und Kälte", hinzu, ein treues Herz in deutscher Redlichkeit. Würdiger als alle frühern war dagegen Wilhelm von Kalchum, genannt Lohausen, in ungebundener Rede wie an deutschem tüchtigen Sinne das, was Dietrich von dem Werder in der Poesie. Das alte rheinische Geschlecht Kalchum, im Herzogthume Berg angesessen, hatte sich jüngst in die Zweige Lohausen und Leuchtmar getheilt; der eine that sich im Staatsdienste des Kurfürsten Georg Wilhelms und Friedrich Wilhelms hervor; die Lohausen kämpften für die niederländische Freiheit und die ihr verwandte Sache. Wilhelm von Kalchum, geboren i. J. **1584**, focht schon vor Jülich i. J. **1610** als Ingenieur-Offizier für Brandenburg und verlor durch eine Kanonenkugel das rechte Bein. Dessen ungeachtet stieg er unter den Vorspielen und Anfängen des dreißigjährigen Kriegs bis zum Obersten und Feldzeugmeister, kämpfte als General-Kriegscommissar unter dem Dänenkönige bei Lutter am Barenberge, gerieth aber in Tilly's Gefangenschaft. Auf irgend einer Festung baierischer Gewalt anderthalb Jahre eingesperrt, „las er viel in den alten Lateinern, und stieß auf des jüngern Plinius großes Römerwort: diejenigen seien fürwahr glückseelig zu erachten, denen durch Göttergeschenk entweder Schriftwürdiges zu thun, oder Leswürdiges zu schreiben gegeben, denen aber beides, für die allerglückseligsten." *) „Weil nun das letzte wegen seiner Geringfügigkeit schwerlich zu erreichen, er zum ersten auch im Gefängnisse nicht gelangen konnte, inmaßen der Degen am Nagel gehangen", beschloß der Ernstgesinnte, verhindert durch göttliche Verleihung, etwas Denkwürdiges zu verrichten, zum mittlern sich zu wenden und in deutscher Muttersprache etwas aufs Papier zu werfen. „Indem ich darüber nachdachte, kam mir der sonst etwas bekannte C. Crispus Salustius, und erboth löblichen

*) Plinii Epist. in dem Briefe über seines Oheims Tod.

teutschen Kriegsleuten sich zu willigen Diensten, mit Begehren, daß, weil deren meistes Theil seiner Muttersprach unkundig, ihm der römische lange Rock aus und statt dessen ein alter deutscher Mutzen angezogen werden möchte. Solches Ansinnen, zuvörderst in Betrachtung der Erinnerung des Römers, daß man höchstes Fleißes darnach streben sollte, das Leben nicht stillschweigend wie das Vieh zuzubringen", wirkte bei unserem Gefangenen nicht wenig; doch habe er „theils sein Unvermögen, theils teutscher Sprache muthwilligen Abgang eingewandt, und daß schwerlich bei dieser Zeit gebräuchlichem Tuche, so nicht mit welschem oder anderen fremden Einschlägen gemischt, daraus ein solcher Mutzen gebürlich zugeschnitten werden konnte, zu finden öfters vorgeschützt." — Aber sein Weigern half nichts; Salust hielt inständigst an, Hand ans Werk zu legen; „vielleicht möchte einem geschickteren Meister, der sich besseren Tuchs beflissen, künstlicher zuzuschneiden und artiger zusammenzufügen gelernt, erwähnten Mutzen etwas zierlicher zu verbrämen Anlaß gegeben werden." So angefrischet, fassete der Kriegsmann ein Herz, „schnitt die Dolmetschung zu, fütterte sie mit Anmerkungen und verbrämte sie mit etlichen nachsinnigen Umschweifungen, so man Discours nennet. Zwar mußte er gestehen, daß seine solcher Dinge fast unkundige Scheere etwas zu tief ins Tuch geschnitten, um dem Mutzen eine teutsche Gestalt zu geben; er hoffe jedoch, es würden die Hochgelehrten das Lehrknechtswerk, das den Kriegsleuten zu Diensten einer aus ihrem Mittel entworfen, nicht auf das genaueste mit der lateinischen Elle messen, sondern die etwa groben Näthe mit dem Bügeleisen ihrer vernünftigen Bescheidenheit niederdrücken." Das alte teutsche Tuch belangend, gestehe ich auch ganz frei, daß darinnen nach meinem Vorsatze, rein unvermengt teutsch zu schreiben, mir selbst nicht habe genug thun können; inmaßen des ausländischen Einschlags, der ganz gebräuchlich, und, wie man sagt, teutsch Stadtrecht erlangt hat, unvermerkt so viel mit unterläuft, daß die Frucht des babylonischen Thurmes handgreiflich darinn zu spüren. Muß derowegen bis daran, daß von der hochlöblichen

fruchtbringenden Gesellschaft, was für fremde Worte obangeregtes teutsches Bürgerrecht erlangt haben oder nicht, belehrt sei, es auch dieses Orts bei dem Versuche bewenden lassen".

In so männlich ernster und doch schneiderhaft-komischer Weise, mit solchem Vertrauen auf die Wirksamkeit unseres Bundes, kündet der viel genannte Kriegsmann dem Leser sein Buch „Von Catilinarischer Rottirung und Jugurthischem Kriege" an, welches i. J. 1629 in stattlicher Form in Bremen erschien, und auf dem Titelblatt den ehrlichen Stelzfuß, der selbst angekettet ist, den Degen ihm zur Seite am Nagel hangend, in damaliger Soldatentracht mit Portraitähnlichkeit zeigt, wie eben der Römer ihm das Buch hinreicht. *) Das Werk selbst, dessen vorliegendes Exemplar der Verfasser am 20sten April 1629 aus Bremen mit handschriftlichen Begleitworten dem Markgrafen Sigismund von Brandenburg, damals Statthalter der Mark, zufertigte, ist in einer Sprache geschrieben, welche die Reinlichkeit und Kraft der Prosa unseres Schlesiers verräth, und nur steif klingt, weil das Original nicht anders lautet. Besser als der Kriegsmann i. J. 1629 schrieb kein Deutscher anderthalb Jahrhunderte später; die Uebertragungen des Sallust bis nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts lauten kaum so gelungen, wie z. B. der Anfang unseres Buches: „Menschen, die wie billig gern den Vorzug für andern Thieren wollen haben, sollen höchstes Fleißes, daß ihr Leben nicht mit Stillschweigen, wie eines thummen Viehes, welches die Natur underwärts gerichtet und nur dem Bauche zugeeignet, für übergehe, sich angelegen sein lassen". Gelenker ist die Sprache in dem Discours, theils frommen, theils politischen Inhalts; der Soldat versucht sich auch, freilich mit eigener Metrik, in der Uebertragung horazischer Oden, z. B. Od. I, XXXV. Eheu cicatricum et sceleris pudet.

Ach wie schäm ich mich,
Wan ich thu erwegen

---

*) Der Stich, wie das Buch in 4. ist äußerst sauber und das Portrait gewiß leibhaftig.

Die Laster, die sich
In inheimischem Krieg
Bei Unglück und Sieg
Allzeit thun regen."

Seine Abhandlung von „Kriegsübung und Waffen" ist für die Kriegsgeschichte besonders lehrreich. —

Ein Mann, der solche Früchte zeitigte, durfte dem Palmenorden nicht fremd bleiben, und schon i. J. 1629 erblicken wir ihn ehrenvoll als „den Festen im Stande mit Brasilienholz" in die Gesellschaft aufgenommen. Freilich in Person konnte der Wackere, damals Oberst der Stadt Bremen, im Ordenssaale zu Köthen sich nicht einstellen, um mit dem „Oelberger" begrüßt zu werden; erst später trug er seinen Namen, Wappen und seinen Sinnspruch auf dem ihm bestimmten Blatte des Stammbuchs ein; aber in jeder Beziehung gehörte er dem Mittelpunkte so würdiger Bestrebungen. Bald darauf zu wechselvollem Kriegsgetümmel aufgerufen, fand er, nach Veröffentlichung „etlicher meßlicher Sachen" (geometrischer Aufgaben) dennoch Muße, dem „Nährenden" auch in schöner Prosa nachzueifern. Fürst Ludwig hatte einige Tractätlein des Virgilio Malvezzi aus dem Italienischen verdeutscht, vielleicht „den Tyrannen im Bilde des Romulus und Tarquin", oder die „Betrachtungen über das Leben des Alcibiades und Coriolan"; der Feste machte sich an ein viel gelesenes Buch desselben Verfassers, die „Politische Geschichte vom verfolgten David", ein Werk, welches politische, religiöse und philosophische Reflexionen an die Schicksale des Sohnes Jesai im Zeitgeschmack anlehnt, und verdeutschte dasselbe nach des bewährten Sprachrichters Urtheil „wohl und recht". *) — Bald nach dem Festen trat auch Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg als der „Herrliche" mit Betonienkraut, und dessen Hofmarschall und Verbannungsgefährte, Moritz von der Mar-

*) Schottelii Teutsche Haupt-Sprache S. 1174. Kalchums Werk ist bis auf eine Abschrift verschollen; nur eine lateinische Version des Verfolgten David (Lugduni B. 1660. 16.) lag vor.

witz, als der „Wiederbringende" mit Lavendel ein. *) Wie sprach-ernst aber diese Mitglieder aus dem fernen Mecklenburg ihre Gesellschaftspflicht erkannten, lehren zwei Brieflein des „Festen im Stande" und des Herrlichen. Jener langte unter dem 3ten Octob. 1629 aus Bremen den Herzog mit einem „Besuchbrieflein" an, schickte ihm, weil er erfreulich vernommen, daß er unlängst nach ihm in die fruchtbringende Gesellschaft sich begeben, einen Abdruck seines deutsch veröffentlichten Buches, **) und zog in keinen Zweifel, es bleibe der Herrliche in fürstherrlichen Gnaden dem Festen beigethan. „Der Herrliche" antwortete aus Lübeck 22sten Dezemb. 1629; in einem reindeutschen Schreiben getröstete sich der „Herrliche" der festen beständigen Hoffnung besserer Zeiten, dankte für jene „herrliche Frucht der löblichen Gesellschaft" und versicherte den Festen der beständigen Wohlgewogenheit des Herrlichen. — Hans Ludwig zu Nassau-Hadamar, ein Heinrich von Reuß, drei Herzöge von Sachsen, auch jener spät argbezüchtigte Franz Albrecht von Lauenburg ***), der junge Graf Otto von Holstein-Schaumburg, Ludwigs Mündel, trugen wohl nur zum äußern Glanze des Bundes bei. So fehlte im Hochsommer des schwülen Jahres 1629 nur noch einer zum zweiten Hundert, dessen Abschluß glänzend bezeichnet werden sollte. — Ueber die Thätigkeit der Gesellschaft in Sprachforschung und Schriftstellerei mag manches Handschriftliche mit dem ersten „Erzschrein" verloren gegangen sein; so ein Werk des Wohlgenannten über die Sternkunst, unseres Landgrafen Moritz, welcher unter beklagenswerther Zerrüttung seiner Familie und des Landes am $\frac{1}{2}\frac{7}{7}$ März 1627 die

*) Stammb. Nr. 175. 176.

**) Lischs Jahrb. II, S. 209. „Das von meßlichen Sachen, welche durch die Rechenkunst allein erforscht werden können", ward verheißen.

***) Er wurde des Meuchelmords an Gustav Adolf beschuldigt. Als Mitglied hieß er der „Weiße trotz den Rosen" mit der Narcisse Nr. 194. Das Reimgedicht spricht leisen Tadel aus. — Ein Eberhard Manteuffel, genannt Söge, „der Sauerliche", Nr. 191, beginnt die Reihe der Pommern. —

Last der Regierung in die Hand seines Sohnes Wilhelm gelegt hatte, und mit den italienischen Dichtern und der Alchymie beschäftigt, unter den Triumphzügen Gustav Adolfs den 15ten März 1632 starb. —

Zwischen Martin Opitz und Anhalt schien die Verbindung abgebrochen, während der Dichter in der großen Welt sich tummelte, gleichwohl unter den diplomatischen Geschäften seines Gönners, des Burggrafen, der Muse nicht vergaß. Seine Erzeugnisse, wie das Lob des Kriegsgottes, verriethen einen mehr weltlichen Charakter; in Dresden ward sein Name auch den Fürsten bekannter, indem er zur Hochzeit des Landgrafen George von Hessen=Darmstadt und der Prinzessin Sophia Eleonora ein Hirtendrama (Daphne) dichtete, welches nach den Sangweisen Heinrich Schütze's aufgeführt wurde (April 1627). Doch fand Opitz auch wieder Ermunterung zur frommen Poesie, wie zu seinem Jonas, zum hohen Liede Salomons, und zum ernstabhandelnden Lehrgedichte, wie dem „Vielguet", auch zu phantastischer Spielerei, wie zu der „anmuthigen Schäferei von der Nymfe Hercynia", halb Prosa, halb Vers, welche dem unglücklichen Gebieter des Riesengebirges, Hans Ulrich Schaffgotsch, d. h. R. R. Semperfreien auf Kynast, gewidmet ward. Alles Neue vereint erschien i. J. 1629 in der zweiten zierlicheren Ausgabe „Deutscher Poematum" zu Breslau, mit der früheren Zuschrift an Ludwig und einer Widmung an seine neuesten Gönner. Nur Herr Dietrich von dem Werder ward bei Uebersendung des Sermons vom Leiden Christi mit einer besonderen Zuschrift „als der Ritter Blum und Zier, von dessen Wissenschaft man weiß an allen Enden" bedacht.*) — Reisesehnsucht zehrte noch immer fast krankhaft an dem Dichter,**) den eine neue Gnade des Kaisers, der Adelsbrief, welchen ihm Ferdinand als „Martin Opitz von Boberfeld" im Herbst 1627 verlie=

*) Poemat. Ausgab. 1629. II, S. 301.

**) S. Hercynie in der Ausgab. v. 1690. II, S. 256.

hen, nicht ganz befriedigte, weil er ein „Edelmann ohne Roß und ein Junker ohne Bauern" geworden. *) —

Von Tob. Hübner hatte Buchner i. J. 1627 nur Grüße durch andere empfangen, was er mit den Drangsalen des Kriegs entschuldigte. Im Juli 1629 that ein Brief an Opitz empfindlich und spöttisch der Anhalter Erwähnung; der Professor schien aber nur in den Ton seines Freundes einzugehen, dem diejenigen schmeichelhafte Ehren erwiesen, „welche die neuen Romuli und Pompilii der Musen zu sein wähnten." **) Hübner schwieg hartnäckig und ließ nur, wie Werder und der Fürst selbst, von Zeit zu Zeit Grüße melden; für solche Vernachlässigung rächte sich der Wittenberger, indem er über das poetische Io Hymen! spöttelte, welches die Gesellschafter bei der feierlichen Hochzeit ihres Genossen, „des Langsamen" pflichtmäßig anstimmten. Aber gleich darauf, durch nachdrückliche Verwendung des Vielgekörnten, ward dem Schlesier, den ganz Deutschland als Vater der Dichtkunst begrüßte, dem kaiserlichen gekrönten Poeten, dem erkohrenen Edelmanne, die längst schuldige Ehre zu Theil. Als der Zweihundertste schloß der „Gekrönte mit diesen" (den breiten Blättern des Lorbeerbaums) die Reihe der Gesellschafter in der Blütheperiode und, wir dürfen sagen, das Bestehen derselben im edelsten ursprünglichen Sinne. Schien doch diese Stelle, so verhängnißvoll, wenn wir auf die nahe Zukunft blicken, dem Dichter aufbewahrt. Das Bild im Stammbuche stellt eine offene Halle dar; ein Tisch zeigt auf untergebreitetem Kissen einen dichten Lorbeerkranz; ein Lorbeerbaum ragt über das Gebäude hinweg. Das Reimgesetz des Nährenden sollte Geschehenes gut machen:

---

*) Lindner I, 253. aus Briefen, in denen er sich M. O. de Boberfeld (sum enim Caesare ita volente eques ἄνιππος, et nobilis sine rusticis) unterschreibt.

**) Buchn. Epist. I, IV. vom 15ten Juli 1629 etwas dunkel: De Anhaltinis quae scribis, suo illo ingenuo sale mirum in modum placuerunt. Profecto ita est, multum tibi blandiuntur illi homines, adeoque videntur novi Romuli ac Pompilii musarum.

„Ein' Art des Lorbeerbaums die Blätter giebet breit,
Sie sind glatt, schön und grün, die Blüthe läßt sich riechen
Von weitem, man davon den grünen Kranz bereit
Hat der Poetenschar. Als nun die Zeit verstrichen,
Ich selbsten krönte mich, durch alle Länder weit
Mit meiner heil'gen Wuth, drin gerne mir gewichen
Mein' eigne Landesleut', als ich die Feder führt,
Und reimend' unser Sprach' ob andern mehrt und ziert."

Aber der verletzte Dichter blieb kalt; zu spät war ihm Gerechtigkeit geworden. Darum fehlt seine eigenhändige Unterschrift im Stammbuche; nur sein Wappen ist eingemalt; ein roth und Silber getheilter Schild, mit zwei silbernen Sternen und einem grünen Baume auf einem Hügel; als Helmkleinod zwei rothe Adlerflügel mit zwei silbernen Sternen. Im Septemb. 1629 schrieb ihm sein Freund aus Wittenberg, der noch zwölf Jahre warten mußte: „Ich beglückwünsche Dich über die Stelle, welche die Anhalter Dir in ihrer Gesellschaft angewiesen, und halte dafür, daß sie bei weitem mehr ihre als Deine Ehre berathen haben. Denn von Deinem Namen allein haben sie sich mehr Glanz erwirkt, als wenn alles jene Gepränge der höchsten und beneidetsten Titel in ihr Stammbuch eingezogen wäre. Dir solche Ehre zu übertragen hatte Werder schon früher gemahnt." *)

Martin Opitz ist wohl nie nach Köthen gekommen, hat sein Ordensgemälde nie getragen, nie in späteren Schriften dem Gebrauch nach den akademischen Namen geführt. Nur einmal, in der Vorrede zu seiner Uebersetzung der Psalmen (Danzig 1637) gedenkt er der hochlöblichen Gesellschaft und besonders des edlen Mitglieds Herrn Dietrichs von dem Werder, „unter den vornehmen Leuten, denen er diese geistliche Poesie schuldig sei." Der Vielgekörnte allein blieb ihm ein Gegenstand der Vereh-

*) Epist. I, I. Das falsche Datum ad d. Septemb. 1622 hat alle Literarhistoriker bisher irre geführt, so Lindner, Bouterweck und die Nachfolger. Das Stammbuch d. F. G. mit der Nr. 200, der bisher erzählte Zusammenhang und der Inhalt des Briefes, welcher sich auf Nr. IV. noch bezieht, beweisen den Irrthum unzweifelhaft.

rung. — Und dennoch dürfen wir nicht leugnen, daß Anhalts Bestrebungen des Dichters Begeisterung steigerten, und der rege Wetteifer mit jenen Männern das gemeinsame Werk mächtig förderte. — Als unter den Vorboten des schwedischen Kriegs im Frühling 1630 der Burggraf von Dohna nach Danzig reiste, um wo möglich durch Unterhandlungen mit dem Kanzler Orenstjerna den Angriff Gustav Adolfs abzuwenden, schickte der Minister seinen unruhigen Vertrauten als Kundschafter nach Paris. M. Opitz ging über Dresden, wo er seinen Freund Seussius, über Leipzig, wo er seinen Studiengenossen K. Barth begrüßte, über Gotha und Frankfurt, wo er mit Goldast über Politik verkehrte, über Straßburg, wo alte Verehrer ihn empfingen, auf Dohnas Geheiß eilig nach Frankreichs Hauptstadt. Dort langte er schon im Mai 1630 an, gewann unter dunklen diplomatischen Geschäften das Vertrauen eines Hugo Grotius und anderer literarischer Berühmtheiten, überzeugte sich, daß „Ronsard und Bartas", die Vorbilder der Deutschen, längst vergessen wären,*) und kehrte im Herbst unmittelbar nach Breslau zurück, ohne Anhalt zu berühren. Darum schrieb Buchner im Juli 1631 an Opitz: „Die Anhalter würden gegen ihn einen schweren Proceß anstrengen, weil er, ohne sie zu begrüßen, auf der Heimreise aus Frankreich, vorübergegangen sei."**) — Köthen konnte dem Dichter jetzt keinen Triumph mehr bereiten. —

14. Erster Verfall der fruchtbringenden Gesellschaft im schwedischen Kriege bis 1639.

Unter so schöner Befriedigtheit der Anhalter, welche nicht allein löblichen Dingen die Bahn gebrochen und mit anderen strebsamen Geistern gleichen Schritt gehalten hatten, sondern endlich auch fremdes Verdienst anerkannten und zu dem Ihrigen zu machen verstanden, erschien Gustav Adolf auf dem Reichs-

*) Brief an Seussius.
**) Epistol. I, IX.

boden, und drohete der Palmbaum in Folge eines für achtzehn Jahre erneueten Kriegssturmes an Wurzeln, Stamm, Zweigen und Früchten zu verdorren. Die bisherigen Drangsale von 1626 bis 1628 hatten den Muth und die Hoffnung der Gesellschaft, Würdiges und Großes zu erreichen, nicht unterdrücken können; mancherlei Früchte prangten bewunderungswürdig, und ein ernster Sinn für die Muttersprache war, als Beförderer verwandter vaterländischer Bestrebungen, auch in größeren, ferneren Kreisen angeregt. Daß, seines spätern Ansatzes zum Wachsen und Blühen ungeachtet, der Baum erstarb, verschuldete nicht die Nachlässigkeit seiner Pfleger, sondern das unsägliche Elend, welches für Staat, Leben, Sitte, Gemüth und Sprache der Deutschen hereinbrach. —

Gewitzigt durch trübe Erfahrungen naher Sippen, in politischer Abspannung und Verzichtleistung, die ihnen nicht schwer fiel, da das Restitutionsedikt das altlutherische Land weniger berührte, hatten die Glieder des Hauses Anhalt sich den geheimen nordischen Umtrieben entzogen. Fürst Christian I, der Vielgeprüfte, war am 17ten April 1630 friedlich in Bernburg gestorben, und seine Söhne, Christian II und Ernst, lernten unter schwülen Verhältnissen ihre Kampflust für die Parteisache so zügeln, daß jener mit Waldstein vertraulich verkehrte (1629), vom Kaiser ein Jahrgehalt bezog, nach der Erbvergleichung mit den jüngeren Geschwistern auf dem Reichstage zu Regensburg (Sommer 1630) dem Reichsoberhaupte aufwartete, und nur durch den Krieg von Magdeburg heimgerufen wurde; Ernst sogar, nachdem er dem Friedländer bis nach Pommern gefolgt war, als kaiserlicher Obrist den dreijährigen Zug nach Mantua mitmachte (bis Ostern 1631). Als jedoch Kurfürst Johann George sich an die Spitze der Protestanten stellte, mußte Fürst August von Plötzkau, als zur Zeit der Stammälteste, das Gesammthaus auf dem Convente zu Leipzig vertreten, und jene erfolglosen Leipziger Schlüsse mit unterzeichnen (18ten März 1631). *) Inzwischen

*) Beckmann V. 451.

waren die verwandten Fürsten, Wilhelm und Bernhard von Weimar, die Mecklenburger, der Landgraf von Hessen, mit dem schwedischen Löwen in Bund getreten; auch der „Feste im Stande", seiner Verstümmelung ungeachtet, als schwedischer Oberst für Mecklenburgs Eroberung mit Erfolg thätig, manche muthige Edelleute aus Anhalt, Gesellschafter, wie die Aus dem Winkel, fochten schon unter schwedischen Fahnen. Nur die Musenfreunde von Köthen, so nahe dem Gräuel von Magdeburg, daß die Bernburger mit bester Habe flüchten mußten, ließen sich noch nicht stören. Der Nutzbare feilte an einer neuen Ausgabe seines Bartas; der „Vielgekörnte" verkehrte traulich mit dem Wittenberger und theilte ihm vor dem Druck sein Gedicht über die Person Christi mit (Ende Juni 1631)*); Magdeburg war eben gefallen, auf dessen Geschick der „Gekrönte", zu Breslau in der Erinnerung der vielartigen Genüsse der Hauptstadt Frankreichs schwelgend, ein Epigramm dichtete, welches mehr seinem Witz, als seinem protestantischen Mitgefühle zur Ehre gereicht. In keiner Sammlung seiner Werke bisher aufgeführt, lautet dasselbe:

Die stets alleine schlief, die alte, keusche Magd,
Von Tausenden gehofft und Tausenden versagt,
Die Karl zuvor, und jetzt der Markgraf hat begehret,
Und jenem nie, und dem nicht lange ward gewähret,
Weil jener ehlich war, und dieser Bischof ist,
Und keine Jungfrau nicht ein fremdes Bett erkiest:
Kriegt Tilly. Also kommt jetzt keusch und keusche Flammen,
Und Jungfrau und Gesell, und alt und alt zusammen. **) —

Die scheinbare Theilnahmslosigkeit der Köthener endete jedoch bald; Fürst Ernst, aus Italien heimgekehrt, beurlaubte sich beim

---

*) Buchn. Epist. I. IX. Buchner erzählt an M. Opitz ein Traumgesicht Gustav Adolfs zu Burg, das er, Ende Juli 1631, aus dem Munde eines königl. Kämmerers erfahren. Ein Traum fordert in der Nacht vom 22sten Juni den König auf, vorwärts zu ziehen. Am Morgen fand er sein Schwerdt, welches er in der Scheide aufgehängt, gezückt an seinem Bette.

**) Latein. und deutsch nur bei Neumeister a. a. O. S. 76. zu finden.

Kaiser, um nicht gegen die Glaubensgenossen fechten zu müssen; der Kurfürst von Sachsen warf sich in die Arme Gustav Adolfs, und nach dem Siege bei Breitenfeld, $\frac{7}{17}$ Septemb. 1631 gab es für Anhalt keine Wahl mehr. Unter der Einnahme von Halle, am $\frac{14}{24}$ Septemb., finden wir Christian von Bernburg und Ludwig in jener Stadt beim Sieger; das Gesammthaus empfahl sich folgenden Tags dem Schutze des Königs, verpflichtete sich zur Kriegssteuer, öffnete ihm die Pässe des Landes.*) Ja, der bange „Nährende" mußte, um durch seinen Vortheil unauflöslicher an den Eroberer geknüpft zu werden, am 17ten Septemb. gegen Zusicherung erklecklicher Einkünfte das Königl. Statthalteramt in den Stiftern Magdeburg und Halberstadt übernehmen, „aus besonderer Liebe um die Wohlfahrt des evangelischen Wesens"**); eine Stelle, die dem Inhaber jedoch nur Dornen brachte. Auch Dietrich von dem Werder war aus friedlicher Muße mit seinem Fürsten nach Halle gekommen, und hatte „sonderbare Gnade beim Könige gefunden." Gustav Adolf, bemüht, für seine Sache die hervorragendsten Geister der Deutschen zu gewinnen, unterhielt sich mit dem gefeierten Dichter und weiland namhaften Kriegsmanne, und trug ihm ein Regiment zu Fuß an. Vergeblich sträubte sich der ritterliche Ghibelline; erst als Johann Banér nochmals an ihn abgeschickt wurde, fügte er sich***), und ward in ehrenvollen Diensten als Obrist und diplomatischer Vermittler vier Jahre festgehalten, ehe er, ihm zum Ruhme, aber zum Anstoß bei der Krone Schweden, zu seiner Muse zurückkehrte.

So war denn die Gesellschaft sich selbst entfremdet, der dichtende Mund verstummt und eine Reihe von Jahren hindurch bietet das Stammbuch mit zahlreichen Namen nur den Com-

---

*) B. Ph. Chemnitz, Schwed. in Teutschl. geführter Krieg. I. Alt-Stettin 1648. S. 216.

**) Beckmann V, 488.

***) Königs S. Adelshistorie I, S. 1028. Werders Namen kommt überwiegend in militärischen Sendungen vor.

mentar zu den persönlichen Leiden der Fürsten und den Drangsalen ihres Ländchens. Die J. 1630 und 1631 zählen nur vier unbedeutende Einzeichnungen; mit dem J. 1632 beginnen die Kriegsgäste. Pfalzgraf Christian von Birkenfeld, ein tapferer Reitergeneral „als der Schnabelnde"; Markgraf Friedrich von Baden; Kaspar Kolonna, Herr von Fels, ein geachteter Böhme. Sein Verwandter, Leonhard, der evangelischen Stände Feldherr, war vor dem Blutgerichte fechtend gestorben. Er selbst schwang sich unter den Schweden zum Obristen der Reiterei empor und ging, bei Nördlingen gefangen, bald darauf am Fieber mit dem Tode ab; nach Chemnitz „ein aufrichtiger, gottesfürchtiger und verständiger Cavalier *)". Die schwedischen Obristen, Johann Stalmann, schwedischer Kanzler in Magdeburg, der „Abgezogene"**), und Johann Schneidewind, Kriegsbefehlshaber in jener Feste als der „Wegräumende." Was konnten deutsche Sprache und schöne Redekunst durch so rauhe Gesellschafter gewinnen? Aber sie waren nicht abzuweisen; ihr Wappenschild glänzte eben so schön im Ordenssaal. Der Eintritt hoher schwedischer Kronbeamte und Kriegsräthe verräth frühzeitig, daß Mißtraun und Verdacht sich regte: es möchten die Männer in ihren stillen Versammlungen in Köthen heimliche Politik berathen, weshalb auch die ersten Feldherren, die nicht einmal Deutsch verstanden, aus Argwohn oder Neugier die Aufnahme begehrten.***) Besonders gab das J. 1635 dazu Anlaß. — Gustav Adolfs Thaten und Heldentod bei Lützen schienen der verarmten epischen Muse der Deutschen einen überreichen Stoff in einer Zeit bieten zu müssen, als der Gedanke Vaterland den Seelen sich entfremdet hatte, und die Bekenntnißgemeinschaft die nationale Zusammengehörigkeit in den Hintergrund drängte. Dagegen erweckte die trunkene kirchlich-politische Vergötterung, der ein großer Theil der gebildetesten Deutschen sich bei der Betrachtung

*) Chemnitz a. a. O. II, S. 534.
**) Weshalb der unglückliche Kanzler diesen Namen erhielt, s. unten.
***) G. Neumark a. a. O. S. 166 sagt solches ausdrücklich.

des Retters des Protestantismus hingab, dennoch im dichterischen Gemüthe nicht schöpferische Kraft, indem leise verneinend der vaterländische Sinn widerstrebte. Zu den vorhandenen Gustav-Adolfs-Liedern hat die anhaltische Genossenschaft der Opitz, Werder und anderer keinen Beitrag geliefert. Rodolf Weckherlins pomphaftes „Ebenbild des großen Gustav Adolf" will den Leser, bei allem erhabenen Schwunge nicht recht erwärmen *); der Verfasser ist ein treuer, standhafter Diener des unglücklichen Pfälzers, der seine Herstellung umsonst vom Ueberwinder der Liga erwartet hatte. Auch des jungen Paul Flemmings, des begeisterten Nachahmers Opitz' Gedicht „auf Ihrer Königl. Majestät in Schweden Christseeligster Gedächtniß Todesfall" kränkelt am falschen Pathos der neuen Kunstpoesie. **) Das neuerdings aufgefundene Gustav-Adolfs-Lied von 1633 trägt zwar den Charakter trefflicher historischer Lieder des XVI Jahrhunderts an sich, „durchweht von frommen, biederen kräftigen Sinne", eignete sich aber, abgesehen von der höchst unvollkommenen rauhen Form, schon deshalb nicht für den Mund der Zeitgenossen, da ein großer, ehrenhafter Theil von ihnen, die Sachsen, der Verspottung absichtlich preisgegeben wird. ***) Von den Sachsen, den Vätern des Protestantismus, heißt es:

„Den Saxen war nicht gheuwre,
Auffz'warten diesem Spiel,
Meynten auf Abentheuwre,
Zu rennen nach dem Ziel, †)
Der Rauch von grossen Stucken,
Sie bisse sehr ins G'sicht,
Fingen gar bald an rucken,
Hatten genug an dem Grücht.

*) Nach der seltenen Ausgabe Amsterd. 1648 abgedruckt in Rühs' Erinnerungen an G. A. Halle 1806. 8.

**) Geist- und Weltliche Poemata P. Flemmings. Jena 1666. 8. S. 138.

***) Das Gustav-Adolph-Lied von 1633. Herausg. von W. von Maltzahn. Berl. 1846. 8.

†) Als Mantenadoren und Aventurer beim Ringelrennen; ein ächter Zug aus dem Leben.

Viel ringer war den Frauwen
Aufffz'warten in dem Gmach,
Sie zu führen auff den Auwen,
Höfflich und allgemach;
Dann auff den Platz zu kommen,
Da Mars ernstlich regiert,
Und das Geschütz thut brommen,
Manchem den Kopf hinführt.

Die Spielleuth waren unhöfflich
Auffs Tillys Seiten all,
Sie spielten gar zu gröblich,
Mit der Karthonen Knall:
Da mußten die Sachsen lassen
Von dem ungewohnten Platz,
Und suchen andre Straffen,
Als weren sie im Hatz."

Solchen Ton landsmännischer Verspottung entschuldigte wohl in Max I Tagen der Haß zwischen den schwäbischen Landsknechten und den Kühbauern der Schwytz; aber unter Protestanten gegen Glaubens- und Bundesgenossen verletzte er, und Selbstgefühl der Sachsen mochte das Lied des schwedischen Parteigängers der Vergessenheit übergeben. —

Auch ein edles Blut von Anhalt, Ernsts des „Wohlbewahrten", floß bei Lützen, und ward im Klinggedicht eines unbekannten Gesellschafters gepriesen. *)

Das Jahr 1633 hindurch hielt Axel Oxenstjerna, der Schöpfer des mißgefügten Bundes von Heilbronn, gegen Kursachsens Selbstständigkeitspolitik die Anhalter noch fest bei der schwedischen Sache; in schwülen Tagen traten nur unheimliche Kriegsgäste in die Gesellschaft. Dazu rechnen wir nicht den wackeren Lehnsmann Anhalts, Hans Georg aus dem Winkel, welcher durch die berühmte Vertheidigung Augsburgs nach der Schlacht von Nördlingen wohl verdiente, daß Ludwig „dem Rettenden" mit dem Kraute Heil aller Welt ein Ehrendenkmal setzte; wohl aber Sigmund Heusner, „der Räumende", einer der Haupt-

*) Beckmann V, 341.

agenten des Kanzlers, und der spätere Feldmarschall Johann Banér, der Strafengel für die schwankende Politik deutscher Fürsten. Für den gewaltigen Mann fand der „Nährende" das einzig passende Gewächs seiner Gärten, den spanischen „Rohrstock" des Regimentshalters:

„Vom Rohr' aus India den Kriegsstab brauchet man,
Das Regiment im Feld' auf Kriegesart zu führen,
Wie es mitbringt die Zeit. Drum haltend ich nahm an
Den Namen im Beruf, indem ich thu regieren*)."

Dem Falkenauge des Feldherrn entging die leise Wendung in Obersachsen nicht, und sein Rohrstock ward bald zur Zuchtruthe für Fürst und Volk; ihn unterstützte der Schotte Jacob King, „der Verbleibende", der wohl wenig zur Reinigung der deutschen Sprache beitragen mochte. Den Namen „des Offenen" erhielt gleichzeitig der Pommer, Johann Mitzloff, „ein verschmitzter und verschwatzter Mann", welcher dem herrischen Kanzler und dessen Feldmarschällen den ersten schweren Stand an der Donau bereitete. Ein Trost war dagegen für den neuen Statthalter von Magdeburg, daß der „Feste im Stande", der Generalmajor von Lohausen, im Sommer 1633 den Kriegsbefehl in Magdeburg mit der Aufsicht über den Elbstrom bis ins Anhaltische erhielt; unter dem Drucke der Sorgen konnten beide doch über ihren Liebling Virgilio Malvezzi und den Zuschnitt des „altteutschen Mutzen" sich vereinbaren. — Aber die angstvolleren Jahre waren erst im Anzuge. Kurfürst Johann George, längst der schwedischen Politik müde, haderte schon im Februar 1634 mit dem schwedischen Kanzler über die Quartierberechtigung im Anhaltischen, und entließ den Obristen Dietrich von dem Werder, so unverrichteter Dinge,**) wie vierzehn Jahre früher zu Mühlhausen. Bald sollte Anhalt ins Gedränge beider Parteien gerathen. —

*) Stammb. No. 222.
**) Chemnitz a. a. O. III, S. 294.

Ein schönes, kräftiges Reiß pflanzte die Gesellschaft sich ein an August dem Jüngeren, Stifter des neuen Hauses Braunschweig, welcher eben nach dem Tode Friedrich Ulrichs, „des Dauerhaften", das ruhmvolle Erbe überkommen hatte, und als Schwiegersohn des verstorbenen Fürsten Rudolf von Zerbst zur Familie gehörte. August, der „Befreyende vom Schlage" mit Gamanderle, ehrte die deutsche Sprache, wie später seine Söhne, Rudolf August und Anton Ulrich, mit welchem letzteren die F. G. i. J. 1704 ausstarb. — Der Vetter „des Befreyenden" Georg, der Stammvater des neueren Hauses Lüneburg (Hannover) war für das Gedeihen friedlicher Künste weniger geeignet; mit seinem Beinamen, „der Fangende mit Hanf, allerlei Garn, Fisch und Vogelnetze", mochte Ludwig die lauernde, berechnungsvolle untreue Staatsklugheit des Guelfen bezeichnen wollen. Im J. 1634 ließ auch der schwedische Reichskanzler und Legat der Krone in Deutschland, Axel Oxenstjerna, sich herab, sein Wappenschild auf dem Ordenssaale anzuschlagen. In banger Thätigkeit zwischen Sachsen, Franken und Schwaben umhergetrieben, empfing er den Namen „des Gewünschten in Aengsten", mit der Zimmetrinde, „deren Balsamwasser auch der Ohnmacht merklich wehrt *)". Gleich hinter dem Schweden findet sich Dietrich Kracht, der kühne Obrist des Kurfürsten von Brandenburg; nicht unpassend als der „Beissende mit Meerrettig"; dann Franz Heinrich von Sachsen-Lauenburg, ein General des Kurfürsten Johann George. Was sollte der Britte, Robert Amstrutter, Karls I Legat in Deutschland, bei dem Bunde? Wohl eben das, was Christoph Ludwig Rasche, ein schwedischer Agent, den wir schon i. J. 1626 auf geheimer Sendung in Pommern finden. Denn jetzt hieß es die Augen überall haben. — Einen durchaus von den vorgenannten verschiedenen, deutsch-harmlosen Gesellschafter, brachte noch dasselbe Jahr in Verbindung mit den Anhaltern. Johann Georg II von Mansfeld, der lutherischen Linie, geb. i. J. 1593, hatte in Helmstädt, Tübingen,

*) Stammb. No. 232.

Straßburg und Poitiers studirt, auf der Ueberfahrt von Seeland nach England einmal Schiffbruch gelitten *) (1624), und unter der kaiserlichen Fahne in Ungarn und gegen die Dänen gefochten, in deren Gefangenschaft er 1627 gerieth. Ungeachtet er bei Kaiser Ferdinand II persönliche Gnade hoffen durfte, war er i. J. 1631 den Leipziger Schlüssen beigetreten, ohne sich zu tief darin einzulassen. Darauf heirathete er eine Wittwe von Stollberg (1633) und trat als „Der Auserlesene" mit der Geißraute („in Fiebern") in die Gesellschaft, deren Zwecken gemäß er sich reiner Sprache in Prosa und Versen befliß, doch nichts dem Drucke übergab. Eigenthümlich waren seine masoretischen Studien, indem er die Bibel fleißig las, und, mit wunderlicher Liebe für das Wort Dennoch, zählte, wie oft es in Luthers Uebersetzung vorkäme! Auch in seinem selbstgewählten Leichentexte Psalm LXXIII v. 23 durfte es nicht fehlen, („Dennoch bleibe ich stets an Dir"), so wenig als auf seinem Begräbnißthaler. Ueber seinem Grabe (st. 1647) in der Stadtkirche zu Mansfeld liest man unter seinem verschlungenen Namenszuge mit der Grafenkrone gleichfalls: Dennoch. Dennoch hat der „Nährende" unterlassen, das Lieblingswort des auserlesenen Sylbenzählers im Reimgesetz (No. 243) aufzunehmen.

Schon auf dem gemeinschaftlichen Zuge der Kurfürsten mit dem neuen Feldmarschall Johann Banér nach Schlesien und Böhmen (1634) bald nach dem Trauerspiele zu Eger, von dessen Mitspielern nur Franz Albrecht von Lauenburg im Bunde war, hatte Johann Georg dem Hause Oesterreich sich genähert und Unterhandlungen zu Pirna und Leitmeritz angeknüpft. In bedenklichen diplomatischen Sendungen des Herbstes 1634, zur Zeit der Schlacht von Nördlingen, stoßen wir unerwartet auf Martin Opitz. Der im Genusse vornehmer Welt fast berauschte Dichter war aber durch gehäufte Unfälle auf das Trockene ge-

*) L. F. Niemann Gesch. der Grafen von Mansfeld. Aschersleben 1834. 8. S. 168. Ob nicht eine Verwechslung mit Pet. Ernsts v. M. Erlebniß desselben Jahres?

rathen, und mußte sich helfen wie es eben ging, ohne sein Parteigefühl zu fragen. Im April 1633 starb sein Mäcen, der katholische Burggraf K. H. zu Dohna; worauf er sich wieder an die Piasten anschloß und den Herzog Johann Christian von Brieg sein gelehrtes Gedicht, „Vesuvius, poema germanicum“, widmete. Aber Waldsteins Siege in Niederschlesien während des Herbstes 1633 nöthigten die Brüder von Liegnitz und Brieg nach Polnisch-Preußen zu fliehen, eben als der Herr von Boberfeld sich mit Nüßler auf einer Gesandtschaftsreise zum Kanzler Oxenstjerna befand. Durch die Umstände, nach langer Entfremdung, der protestantischen Partei angenähert, gewann der feine Weltmann das politische Vertrauen des schwedischen Legaten, als Ersatz für seinen jüngsten Gönner, Herzog Ulrich von Holstein, Erben zu Norwegen, Sohn Christians IV von Dänemark, der als kursächsischer General unter Friedlands tückischem Waffenstillstande meuchlings erschossen war.*) Wiederum herren- und berufslos trat Opitz in Oxenstjernas Dienst, und unterhandelte im August und September 1634 zwischen Dresden und dem Feldlager Joh. Banérs. Ein anderer schlesischer Dichterfreund, der Reichs-Semperfreie von Schaffgotsch, erwartete, als Mitverschworener Waldsteins, ein schmachvolles Ende. — Am verstörten Hoflager Johann Georgs konnte Opitz, obenein in schwedischen Geschäften, wenig Trost finden; sein Freund Joh. Seussius war vor dem Beginn des Elends 1631 gestorben; die kurfürstliche Kapelle darbte und hungerte; selbst Heinrich Schütze, „der Hohepriester der Musika“ in Dresden, dem der Schlesier in häuslichem Leide Muth eingesprochen, irrte im Norden umher.**) Aber auch unter der fremdartigsten Beschäftigung blieb unser Dichter seiner Muse treu. Als der „Gekrönte“ im Sep-

---

*) Im August 1633. Der dänische Prinz, dem Opitz sein älteres Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Kriegs gewidmet, ehrte den dankbaren Dichter mit der persönlichsten Zuneigung. S. Lindner I, 251 und Nüßlers Brief an Buchner III. XXXIII.

**) Müller, Forschungen I, 175 ff.

tember 1634 im Lager des „Haltenden“ zu Leitmeritz weilte, als Abgeordneter des „Gewünschten“, war von Gesellschaftssachen wohl nicht die Rede; wohl aber übersandte er von dort am 14ten Herbstmonats die Probe seiner Geistlichen Oden in trefflicher Nachahmung des „heiligen Königs“, an den „Vielgekörnten“,*) den schwere Sorge umlagerte. Des Psalmisten Stimmung bezeichnet der Eingang der Widmung:

Das schöne Buch, das Richtscheit guter Sitten,
Die starke Kraft den Himmel zu erbitten,
Des Lebens Trost, der Muth zum Sterben giebt,
Was der Held sang, den Gott grundaus geliebt,
Wird durch den Saal der ganzen Welt gesungen,
Und reget sich in aller Christen Zungen. —

Wir finden den umhergestoßenen Dichter erst i. J. 1635 im fernen Polnisch-Preußen wieder.

Rasch, aber verhängnißvoll, wandten sich in Folge der Schlacht von Nördlingen (Septemb. 1634) die Dinge in Obersachsen. Johann George schloß im November 1634 einen Waffenstillstand zu Pirna und bahnte den Prager Frieden an; schon im Januar 1635 führte er zu Sandersleben, im Gebiete Anhalts, die trotzigste Sprache gegen den eingeschüchterten Banér. Der Bund von Heilbronn zerstiebte; Oxenstjerna flüchtete vom Rhein über Paris nach Niedersachsen, und am $\frac{20}{30}$sten Mai 1635 ward der Friede zu Prag bekannt gemacht. Wiederum blieb für die Schwächeren keine Wahl, so nahe sie der Waffenbegegnung der erzürnten Mächte lagen. Schon am $\frac{12}{22}$sten Februar 1635 kündigte Fürst Ludwig sein undankbares Statthalteramt in Magdeburg dem Legaten bittweise auf**), zum Verdrusse Oxenstjerna's und Banérs. Ludwig hatte in vier mühevollen Jahren als Frucht des anstößigen Amts nur 16,000 Thaler bezogen und viel Unmuth ausgestanden, indem man ihn der Begünstigung seiner Glaubensgenossen beschuldigte, seinen Kanzler

*) Ausgabe v. 1690. III, 151.
**) Beckmann V, 488. Chemnitz II, 680.

Joh. Stalmann zur Entsagung nöthigte, und den Unglücklichen, als einer Verschwörung gegen Banér verdächtig, in Fesseln schmiedete (Mai 1635).*) Der Beitritt der Fürsten von Anhalt zum Pirnaer Frieden (Februar 1635) und zum Prager ($\frac{27 \text{ Juni}}{7 \text{ Juli}}$) (1635)**) verschuldete dann die Zuchtruthe Banérs, die zuerst auf der Mittelelbe lastete.

Inzwischen hatten die kaiserlichen Abberufungsschreiben aus dem schwedischen Dienste ihre Wirkung nicht verfehlt. Neuerwachtes, patriotisches Gefühl, Sorge für ihre Lehngüter, auch um ihren ausstehenden Sold, riefen die drohendsten Auftritte zwischen den ersten deutschen Obristen der Krone Schweden, dem herrischen Feldmarschall und dem Kanzler in Magdeburg hervor.***) Merkwürdig waren es grade die damaligen und späteren Mitglieder der F. G., Lohausen, Dietrich von dem Werder, Hans Georg aus dem Winkel, Krockow, Mitzloff, welche entweder stürmisch Abschied und Befriedigung begehrten, oder geräuschlos der neuen Ansicht der Dinge sich fügten. Der „Feste im Stande", Kriegsbefehlshaber in Magdeburg, obschon unzufrieden, hielt am längsten aus und forderte erst im April d. J. 1636, als man seine Ehre antastete und ihm Aufpasser setzte, seine Entlassung †). Die andern schon im Sommer 1635, weil sie nicht gegen Sachsen, den glaubensverwandten Fürsten, fechten wollten. Unser Dietrich von dem Werder schied im Juni 1635 glimpflich aus dem lästigen Verhältnisse und half in trauriger Zeit durch seine Verwendung bei Banér das härteste Mißgeschick von Anhalt abwenden.

Wie die Lerche im frostigen Hornung ihr Lied anstimmt, so bald der erste warme Strahl durch die Wolken dringt, so sehen wir in bangen Tagen schon im Juli 1635 die Musenfreunde in Bernburg und Dessau beim lieben, alten Spiel. Hübner,

*) Chemnitz II, 730. 817.

**) Chemnitz II, 719.

***) S. darüber des Verf. Großen deutschen Krieg. Stuttgart 1842. I. S. 297 ff.

†) Chemnitz II, 995.

der Nutzbare, darniederliegend an Hand- und Fußgicht, vergaß seiner Schmerzen, indem er die Judith von Opitz und die neuen deutschen Psalmen las, und schickte an Buchner sein letztes deutsches Gedicht, das er vor drei Jahren unter Körperleiden auf seinem Tusculum verfaßt hatte, und eben, ohne sein Wissen, gefällige Freunde aufathmend dem Druck übergeben.*) Er überlieferte zu Bernburg die dem Fürsten und dem Obristen D. v. d. Werder bestimmten Exemplare der Gaben Buchners und übermachte ihren Dank; aber der teutsche Ovidius starb schon am 5ten Mai 1636, seit langem vergessen, aber gewiß des Andenkens werth, da auch sein Streben den Wetteifer befähigterer Naturen belebte. Dem Freunde rief der Vielgekörnte nach:

> Dem Anhalt viel zu eng, und den die Welt vermochte
> Zu fassen nicht, wenn er auf seine Tugend pochte,
> Dem ist zu enge doch nicht dieser enge Sarck,
> Im Sarge sich verschleußt der Hübner Kern und Marck,
> Des Abels Gottesfurcht, des Abrams Glaub und Treue,
> Des Jacobs Lieb und Huld, des Daniels heiße Reue,
> Des heilgen Jobs Geduld, des Noah Frömmigkeit,
> Des Moses Wachsamkeit u. s. w.

So erwachten die Freunde zu neuem Leben, aber keiner mit schöpferischer Ungeduld als der Vielgekörnte.**) War es ihm mit dem romantischen Epos Tassos gelungen, so scheute er jetzt nicht Meister Ariosts Rasenden Roland. „Die Historie vom rasenden Roland, wie solche von dem hochberühmten Poeten Ludoviko Ariosto in welscher Sprache — stattlich beschrieben, in teutsche Poesie übergesetzt," erschien schon i. J. 1636 zu Leipzig in drei Abtheilungen, deren zweite seltsamer Weise die Zahl

*) Buchner Epist. III, XXXIX. d. Dessau 31sten Juli 1635.

**) Aus dieser Periode stammen wohl die hundert Klinggedichte vom Krieg und Sieg Christi, deren jede Reimzeile die Wörter Krieg und Sieg enthält; die sieben Bußpsalmen, der Ursprung des Weihrauchs und der Sonnenblume, nebst 37 Trostliedern auf die Kunde des Todes, und die Freudengesänge. S. Schottelius T. Hauptsprache S. 1174. Sämmtlich ohne des Dichters Namen.

1634 führt. *) Aber der Blick in die Gegenwart trübte sich bald so bejammernswerth, daß die Gesellschaft ihrem neuen Charakter als krönende Akademie nicht gleichmäßig treu bleiben konnte, und den geistvollsten, phantasiereichsten und liebenswürdigsten Nacheiferer des Schlesiers ohne Anerkennung vorübergehen ließ.

Paul Flemming, geboren i. J. 1609 im sächsischen Voigtlande, humanistisch gebildet zu Meißen und Leipzig, früh Magister der freien Künste und eifriger Jünger der Medizin, war von allen Zeitgenossen der enthusiastischste Verehrer des „Schwans vom Bober," den er schon i. J. 1630 auf der Reise nach Paris in Leipzig kennen gelernt hatte. **) Im Drange seines tiefbewegten Gemüths befleißigte er sich schon früh der Dichtkunst, klagte über den Verfall derselben durch geistlose Nachahmer, über die lüderliche Regelscheu, welche andere Dichterlinge zu Gegnern Opitz's machte, und übersandte schon i. Mai 1632 durch Buchner dem schlesischen Geschmacksrichter furchtsam eine Todtenklage, die ihm die Trauer über einen Studiengenossen, Georg Gloger aus Schlesien, ausgepreßt hatte. So gelangte Flemmings Streben zeitig auch zur Kenntniß Hübners, Werders, ***) Seussius, deren Ruhm er verherrlichte; in einem verloren gegangenen Gedichte pries er „Die hochfürstliche Ordnung der Fruchtbringenden Gesellschaft in Deutschland", die sich aber dem Jüngling noch verschloß. Ehe er sein volles poetisches Leben entfalten konnte, vertrieb der Kriegsjammer ihn aus der Heimath, damit er unter fremdem Himmel, unter ungastlichen Völkern, der ängstlichen Nachahmung seines Vorbildes entsagend, frei und unbewußt Köstlicheres leiste, als die Schule des Schlesiers hervorzubringen vermochte. Deutsche Schmach und

*) S. die bekannten Bibliographen. Dasselbe Räthsel der Typographie hat auch das Exemplar auf der Bibliothek in Köthen.

**) Buchner Epist. III. XXX. XXXI.

***) So in einem Sonnett auf D. v. d. Werder. S. 594 der Ausgabe. Jena 1666. 8.

feige Selbstentäußerung entlockte dem heißen Vaterlandsfreunde eben die herbsten Klagen, „auf die Männer ohne Mann, die Starken auf den Schein, die Namens-Deutschen nur", „er sagt's sich's selbst zum Hohn" *); als der Anfall des „wüthenden Heers" unter Henrik Holk auf Sachsen im August 1633 den Jünger der Wissenschaft aus Leipzig verjagte, und der Abenteuerlustige in Schleswig das Glück fand, sich nebst Adam Olearius aus Aschersleben der berühmten ersten Gesandtschaft Herzog Friedrichs nach Moskau anzuschließen (October 1633). Aus der vorläufigen Kundschaftsreise um Ostern 1635 nach Gottorf heimgekehrt, fanden P. Flemming und Olearius das Vaterland so wenig beruhigt, daß sie sich, der zweite als Gesandtschaftsrath, der erstere nebst dem meissenischen Edelmanne Johann Christoph von Uechteritz als Hofjunker und Truchseß, in die zweite prunkvolle Reisegesellschaft nach der Czarenstadt und dem fernen Persien begaben (Octob. 1635). Unter vielfacher Gefahr und Noth durchzog P. Flemming das weite Moskovitien, Kasan und Astrachan, bis in die Residenz des Sophi, sättigte sich an den Wundern der Fremde, und dichtete, als der erste Deutsche, an den Ufern der Wolga, unter den barbarischen Scythen, an dem Gestade des kaspischen Meeres, Lieder voll inniger Gottergebenheit, Gluth der Empfindung, voll romantischer Naturgemälde oder kranker Sehnsucht nach dem unglücklichen Vaterlande. So unermeßliche Strecken zwischen ihm und seiner „sanften Mulde" lagen, so bunt und ergötzlich das Leben um ihn sich gestaltete, **) weilte sein Sinn bei dem Jammer der Heimath und dem ungewissen Loose seiner poetischen Freunde. So schreckte ihn, zu früh, schon i. Juni 1638, zu Astrachan die falsche Kunde vom Tode Martin Opitz's, „des Herzogs seiner Lust" ***); er

*) Ebend. S. 558.

**) A. Olearius erwähnt in seiner bekannten Neuen Orientalischen Reise des lieben Reisegefährten oftmals und streuet Gedichte desselben an vielen Orten ein.

***) P. Flemming Poemata. S. 190.

bangte für Werder, beklagte schon im August 1636 zu Kasan das Ableben Tobias Hübners. *) Lockte ihn gleich die Begier, den Euphrat und das biblische Morgenland zu sehen, so folgte er, durch ein süßes Band gefesselt, doch den Heimkehrenden, verlobte sich zu Reval, wo merkwürdig genug die neuen deutschen Musenkünste sich regten, mit einer schönen Tochter des vornehmen Handelsstandes, und sah den deutschen Boden im hohen Sommer 1639 wieder. Im Begriff, als creirter Doctor der Medizin in Hamburg sich niederzulassen und die Geliebte heimzuführen, starb P. Flemming am 31sten März 1640, nachdem er drei Tage vorher, im stolzesten Bewußtsein seines Dichterwerthes, die eigene Grabschrift verfaßt hatte. **) — Kaum aber war die Zeit geeignet, den Dichter zu würdigen, der an Tiefe des Gefühls, an Reichthum der Phantasie und Mannigfaltigkeit der poetischen Gattungen, in denen er, sogar dem Episch=romantischen nicht fern ***), sich versuchte, den Gekrönten unleugbar übertraf. Die F. G., welche zwei Reisefährten desselben, Olearius und Uechteritz, in ihre Mitte später aufnahm, lernte erst durch den Prodromus, den Olearius bald nach Flemmings Tode zu Hamburg 1641 ans Licht stellte ****), den hochbegabten Landsmann schätzen, dessen handschriftlich vorbereitete Sammlung, von seinem Schwiegervater i. J. 1666 vollständig veröffentlicht, das dritte Buch der Sonnette Herrn Dietrich von dem Werder zueignete.

Aber hätte der Vielgekörnte den jüngeren Freund auch schon i. Sommer des J. 1635, nach der ersten Heimkehr, dem Oberhaupte empfohlen, in wie wunderlich=fremder Gesellschaft wäre der bescheidene, sinnige Magister gerathen! Kein seltsameres Glied hat das ganze Stammbuch unter nahe 800 Namen auf-

---

*) Ebend. S. 189. 671.

**) Ebend. Schlußblatt.

***) Die Schnee=grafschaft (1636) verräth am nächsten den episch=romantischen Charakter. S. Poemata S. 163.

****) Neumeister a. a. O. S. 34.

zuweisen, als Torsten Stålhandske (Stalhantsch, Stahlhandschuh). Auf welche Weise jener rauhe Bauernsohn Smålands oder Uplands, der durch seine tapfere Faust vom Reuterbuben bis zum General-Major der Kavallerie, zum Magister Equitum Banérs, des schwedischen Dictators, sich emporschwang, den Weg zum Ordenssaale gefunden, ob als unheimlicher Kriegsgast, dessen gute Laune der Wirth erkaufen wollte, oder als Abgeordneter des „Haltenden", dem man gleiche Ehre nicht weigern durfte, ist dunkel; sein Name steht, ergötzlich und beziehungsreich, zwischen dem sächsischen Obrist Starschedel, den die „fruchtbar Edle-Schaar zu sich berufen", und dem gefürchteten Feldmarschall Hans George von Arnim. So tapfer der Kriegsmann war, so achteten ihn doch vornehmgeborne Generale, dem Junkerthum nicht abhold, gering. Als i. J. 1640 die Rede war, wer dem kranken Banér im Feldherrnamte folgen könne, bezeichnete Gustav Wrangel den Stålhandske als „einen alten, abgetragenen Kerl", „einen Vollsäufer" *). Der letzteren Eigenschaft machte der Schwede, der das Deutsche nur radebrechte, gewiß Ehre, als er mit dem „Oelberger" begrüßt wurde; sie und das ganze Wesen des Nordländers gab dem Nährenden, als er sich vergeblich in Gärten und Feld nach einem passenden Kräutlein für den fremdartigen alten Gesellen umgeblickt, Anlaß zum witzigsten Gedanken. Ein schwedisches Sprüchwort lautet: „der Teufel mag streiten gegen die, welche Holz essen" **). Ludwig widmete darum dem zechlustigen, alten Knaben als Gemälde die Spitzen von der Fichte, nannte ihn „den Verjüngernden was alt ist im Leibe", und erklärte beides also:

Die Spitzen von der Ficht' erjüngern was im Leib'
Am Schleime sammlet sich das Jahr, hinweg sie nehmen,
Wenn man sie käut und schlingt im Frühling: Ich drumb bleib
Genannt Verjüngernd auch: Zu brauchen sie nicht schämen
Sich meine Landesleut': Auf daß es also treib'
Im Leibe, was drin wollt die vollen Kräfte hemmen:

---

*) Geijer schwed. Gesch. III, 321.

**) Faner mo strida mot dem, som äta trä.

Alsdann verjüngert sich gewiß ein frommer Christ,
Wenn er durch Gottes Geist nun neu geboren ist. *) —

Der gestrenge Feldmarschall Hans Georg von Arnim, unser Ukermärker, jung im Dienste und Vertrauen Gustav Adolfs, dann unter Friedlands Fahnen, dann kursächsisch, jetzt noch nicht einverstanden mit dem Prager Frieden, trat gleich darauf als der „Gepriesene gegen Gift" ein; ihm folgte Joachim Ernst von Krockow aus Pommern, „der Wichtige", der trotzigste Herausforderer der Krone Schweden. So vereinigte die F. G. in ihrem Schooße alle die wackeren Männer, welche eine starke, dritte, nationale Partei zwischen dem Kaiser und den fremden Kronen als einziges Rettungsmittel Deutschlands erkannten.

Die Hoffnung, die Fremden in kurzer Frist über das baltische Meer zu jagen, scheiterte jedoch schmählich; die Anhalter, im August 1635 zur Gesammthand vom Kaiser belehnt, sahen den grollenden Feldmarschall Banér schon i. Januar 1636 in ihrem Lande, das Schloß zu Bernburg erstürmt und verwüstet; Christians II Gemahlin, vor Verunglimpfung kaum durch heroische Gebehrdung gerettet, flüchtete nach Holstein; ihr Gemahl nach Regensburg an den kaiserlichen Hof. Unsäglich litt das Gebiet zwischen Bode, Saale, Mulde und Elbe; denn die Fürsten galten als Bundesgenossen des meineidigen Sachsen; erst mit dem Maimonat räumte Banér die Gegend der Mittelelbe und zog niederwärts. Wie im glücklichen Ländchen schon seit 1622 die männliche Bürgerlust des Vogelschießens aufgehört hatte, erstarb unter wiederholten Drangsalen auch jenes idyllische Naturleben im Schwabengau, und überließ, an Gott verzweifelnd, das Geschlecht sich dem düstersten Aberglauben, verschwor sich dem Teufel, verbrannte die „Unholden". Die furchtbare Niederlage des vereinigten kaiserlichen, kursächsischen und brandenburgischen Heeres bei Wittstock (24sten Septemb. 1636) führte den Sieger wieder mitten nach Deutschland; Meißen und Anhalt vergaßen über den Gräueln, die sie erlitten, sogar das

*) Stammbuch Nr. 254.

Andenken an die Hussiten. Ward auch Banér im Juli 1637 aus Torgau bis hinter die Oder getrieben; so brachte doch die Glückswendung d. J. 1638 den „Haltenden" mit seiner Zuchtruthe im ersten Frühjahr wieder über Obersachsen, um aus Böhmen und Meißen immer durch die Heerstraße des norddeutschen Kriegsschauplatzes, über die Niederungen der Saale und Mulde, sich zurückzuwenden. Erst mit dem Herbst d. J. 1639, als Frankreich die Erbschaft Bernhards von Weimar, dessen Heer und Eroberungen, durch Verräther erkauft hatte, und in Köln am Rhein durch Vermittler, und mit dem verdrossenen Feldmarschall Banér im Herzen Böhmens Friedensunterhandlungen angeknüpft waren, zitterte der Gedanke an Erlösung durch die Seelen.

Bis dahin zählt das Stammbuch der F. G. siebenzig neue Glieder, Fürsten, Kriegsleute und Adlige aus allen Gauen Deutschlands, auch Pommern, wie die Lancken, Holsteiner, wie die Ranzau, selbst Dänen. Aber kaum knüpft sich die leiseste, literarische Beziehung an die dunklen Namen; die fleißige Dichtkunst war verstummt. Nur Brandenburgs entschlossenere Annäherung an den Kaiser wegen des Reichslehns Pommern führte Waffenträger und Geheimräthe Georg Wilhelms dem Bunde zu, welcher gewiß nicht selten politische Thätigkeit verdeckte. So, doch nicht als Feind der Schweden, den verdienten Minister, Gerhard Romelian Kalchum, genannt Leuchtmar, Bruder des Johann Friedrich Kalchum, des Erziehers des Kurprinzen, beide Vettern Wilhelms von Lohausen, der als Befehlshaber in Rostock und im Dienste Mecklenburgs auf das Verderben der herrischen Schweden sann. So die Rochow, endlich unter dem glücklichen Kampfe gegen Banér auch den Kurfürsten Georg Wilhelm selbst i. J. 1637 als „den Aufrichtenden was fast zergangen" mit grünen Zirbelnüssen *). Gleich hinter ihm steht Lohausens Gönner, Markgraf Sigismund, der jüngste Sohn Johann Georgs, Statthalter der Mark, genannt der „Treffliche

*) Stammb. Nr. 307.

mit wildem Galgan." Der Nachwuchs des Hauses Anhalt, ziemlich zahlreich, durfte dem Orden nicht fehlen, dessen modischer Ruf alle Herzoge von Sachsen, die Holsteiner, Grafen von Nassau, von Waldeck, von Wied und viele andere anlockte. Als berühmter Kriegsmann, doch auf sächsischer Seite, galt Dom Vitzthum von Eckstedt, „der Abhelfende"; Johann Ludwig Geiso aus Niederhessen, aus der Kriegsschule des großen Oraniers, Gustav Adolfs in Polen, des Mansfelders; dann Obrist des früh verhängnißvoll endenden Landgrafen Wilhelm von Hessen (st. 1637), „des Kitzlichen", der während seiner kurzen, sorgenvollen Herrschaft des Franzosen Du Boscq Büchlein, „die tugendsame Frau", wohl nur handschriftlich verdeutscht hatte.*) In die Reihe der Hessen gehört auch Christoph Deichmann, „der Lautere", früher Professor in Marburg und in politischen Geschäften gebraucht, damals Kanzler in Güstrow. Von so vielen Zuerkohrenen bis zum Herbst 1639 zeigte nur Karl Gustav von Hille aus dem Braunschweigischen, wo Herzog August auch unter Trübsalen die Wissenschaften förderte, einigen Muth zu literarischer Beschäftigung, und ihm ward deshalb der Ehrenname des Unverdrossenen.

15. Tod M. Opitz's. Die pommerische Sibylle. Die Friedenssehnsucht. Friedens-Declamatorium Paris' v. d. Werder. 1640.

Inzwischen war in einem ruhigen Winkel ferner, halbdeutscher Erde Martin Opitz gestorben. Als die Herrschaft der Schweden und die Amtsgewalt Oxenstjerna's sich zum Ende zu neigen schienen (Herbst 1635), war unser dichtender Diplomat zu den Piasten nach Thorn gegangen und hatte sich darauf mit Vergünstigung derselben nach einer Stadt zurückgezogen, welche als Zufluchtstätte Bedrängter jedes Mittel eines friedlichen, den

---

*) G. Neumark S. 450. Ueber Landgraf Hermann, „den Fütternden", Nr. 374, und seine wissenschaftliche Thätigkeit vergl. Rommel N. G. von Hessen I, II, 343.

Musen gewidmeten Daseins bot. Das alte Danzig, ein Haupt der Hanse, politisch fast frei, obgleich unter polnischer Oberhoheit, ein nordisches Venedig, umfaßte hinter seinen unbezwinglichen Wällen den Sitz des reichsten Handels, die Liebe zu allen Künsten, welche Rathhaus, Kirchen, Hallen und Gassen wunderbar schmückten, patrizische Hochachtung gegen die Wissenschaft, die fast durchgängig noch das lateinische Gewand trug, religiöse Duldung, indem neben dem herrschenden Lutherthum die Pracht der römischen Kirche sich entfaltete, die Kalviner ihren nüchternen Kultus übten, und Socinianer unverfolgt ihren Speculationen nachhingen. Familien aus allen Landen, Schotten, Engländer, Franzosen und Niederländer, verpflanzten ihre Sitte und Lebensweise dorthin; aber der innerste Kern und das Gepräge des Lebens blieb ächt reichsbürgerlich deutsch, mit strenger Ehrbarkeit und jener fast bäurischen Einfalt in Genüssen. Rathsherren, Pfarrer und Schulbeamte redeten ihr zierliches Latein, sammelten auf Reisen ins Ausland köstliche Gemälde, begünstigten den heimischen Buchhandel; in Danzig liefen die politischen Zeitungen aller Welt zusammen. Die Frauen, schön und züchtig, kunstreich mit der Nadel, der Musika hold, beharrten zwar bei der verhüllenden, entstellenden, reichen Kleidertracht der Großmutterzeit, aber duldeten doch auch nachsichtig an fremden Damen die ausländische Mode der Höfe von St. James und St. Germain, welche die Blöße liebten. Die Krone der Danzigerinnen war damals Constanzia Czirenberg, des Bürgermeisters Tochter, „die baltische Sirene", so bezaubernd am Spinett und als Sängerin nach italienischer Weise, daß Fremde sie in langen lateinischen Oden besangen, und die berühmtesten Maestri Mailands ihr die Flores praestantissimorum virorum (nämlich in der Tonkunst) schmeichelhaft widmeten. Viele Häuser, zum Theil mit prächtiger Bildnerei und allegorischen Emblemen auswendig geschmückt, die anmuthigen Villen der Patrizier vor den Thoren, boten dem Beschauer köstliche Gemälde, Kunstwerke, Bücher aller Art, die mannigfachste Unterhaltung, und die bequemste Opulenz der Gastlichkeit bei

biedern heimisch-artigen Sitten. So schildert Charles Ogier, ein verwöhnter pariser Parlamentsadvocat, das Leben in Danzig, wie er als Gesandtschaftssecretair den Claude de Mesmes, Grafen von Avaux, i. J. 1635 zum schwedisch-polnischen Vermittlungscongresse geleitete.*) An solchem Orte mußte es unserm bisher unstätten Dichter gefallen; ein neuer Gönner, Graf Gerhard von Dänhof, General und Hofmarschall des Königs Wladislaw IV von Polen, erwirkte dem Schlesier die besondere Gnade seines Herren, der ihm den Titel eines Historiographen und Secretairs mit einem Ehrensolde von 1000 Thalern verlieh. Dankbar gegen seine Beschützer, im Briefwechsel mit bedeutenden Männern aller Welt, mit Hugo Grotius, dem schwedischen Residenten in Paris, mit dem Kanzler Oxenstjerna in Stockholm, mit Buchner und Werder, in diplomatischen Geschäften, verlebte Martin Opitz von Boberfeld in Danzig seine glücklichsten Jahre, und dachte der vierzigjährige Hagestolz sogar daran, sich zu vermählen.**) Er übersetzte das Meisterstück der griechischen Tragödie, die Antigone (1636), dichtete die Lobschrift auf den friedreichen König Wladislaw (1636), vollendete die gepriesene Uebertragung der Psalmen zu Ehren Dietrichs von dem Werder (1637) und erwarb sich durch die Erklärung des Lobliedes auf den h. Anno***) ein Verdienst um die altdeutsche Sprache, das um so größer ist, weil leider das Original nicht durch ihn in die Rehdigeriana nach Breslau zurückkehrte.

Den unermeßlichen Einfluß, welchen der „Vater der deutschen Poeterei" auf die Zeitgenossen ausübte, und die innige

*) Caroli Ogerii Ephemerides, s. iter Danicum, Suecicum, Polonicum, Paris 1656. 8. gehört zu den allerseltensten Büchern. Einen Auszug, Danzig betreffend, giebt G. Löschin in den Beiträgen zur Geschichte Danzigs. Daselbst 1837. II, S. 17 ff.

**) Ueber O. Leben in Danzig s. Coler u. Lindner. A. a. O. I, 150 steht ein Brief Oxenstjerns v. J. 1637 mit Hinweisung auf Banér. — Buchn. Epist. III, XLII.

***) Zugeeignet in Juli 1639 dem Bürgermeister Czirenberg, dem Vater „der baltischen Sirene".

Verbindung, welche alle poetischen Bestrebungen mit der Person des Dichters verknüpfte, lehrt das Beispiel der einzigen Dichterin, die es über sich vermochte, die Klänge ihrer jungfräulich-scheuen „Leier" zu den Ohren des Meisters zu bringen. Der wildeste Krieg zwischen den Schweden und dem „kaiserlichen Reichsheere" trennte die Weichsel von der Peene; da legte ein vertriebener schwäbischer Magister in Danzig dem poetischen Orakel die Versuche der „eilften Sibylle der Deutschen" vor. Aus einem alten Rathsgeschlechte, die dritte Tochter des Bürgermeisters und herzoglich pommerischen Landraths,*) Christian Schwarz, welcher auf einer Sendung nach Stockholm i. J. 1633 den Muth gehabt hatte, dem Reichsrath „fein platt zu erklären", der Bundesvertrag Gustav Adolphs mit Bogislaw XIV bände die Stände nicht; sie würden im Falle des Aussterbens ihres Fürstengeschlechts Kur-Brandenburg huldigen **), hatte Sibylla Schwarz, geb. zu Greifswald i. J. 1621, mitten unter den Drangsalen des Krieges, welche ihre Vaterstadt und die Universität verödeten, durch den fremden Magister eine gelehrtere Erziehung genossen, als es, wie es scheint, bei Mädchen der Brauch war. Sie hatte Latein und besonders Mythologie gelernt, war durch ihren Bruder Christian (später unter dem Namen von Schwartzern geadelt) mit den holländischen Dichtern, zumal mit Kats, bekannt geworden, und offenbarte schon im vierzehnten Jahre den Drang, ihren harmlosen Jugendgefühlen nach Opitz's Weise Worte zu leihen. Ohne glühende Phantasie, mit mäßiger Erwärmung für die Liebe, — wie es scheint — ***) desto zärtlicher in der Freundschaft, hatte

*) Das Amt eines Landraths war damals etwas ganz anderes in Pommern als jetzt. Die Landräthe bildeten einen stehenden ständischen Ausschuß des Adels und der Städte, zur wirklichen Berathung des Fürsten.

**) Chemnitz II. S. 243. 250.

***) Doch schrieb sie ein Sonnett:

Ist Lieb ein Feur und kann das Eisen schmiegen,
Bin ich voll Feur und voller Liebes Pein,

das junge Mädchen, oft getadelt von ihren Gespielinnen und Neidern, eine Reihe kunstloser, zum Theil sprachwidriger Gedichte verfaßt, die sich um festliche Anlässe des Lebens, auch um patriotischen Schmerz, um fromme Entsagung, besonders unerschöpflich aber um die Fröhlichkeit ihres väterlichen Meierhofes Fretow, der flachen Küste von Rügen gegenüber, dreheten. Ihre idyllischen Schilderungen einer ziemlich reizlosen, aber fruchtbaren Landschaft belebte sie natürlich mit der gesammten heidnischen Götterlehre, der classischen Fabel und der Schäferei in d'Urfés Geschmack, so daß diese Gedichte sich ganz artig lesen lassen. Schmerzvollen Ausdruck bekamen diese Spielereien, als die Wuth des Krieges i. J. 1638 auch ihr liebes Fretow nicht verschonte, obgleich der Trauer die fremdartige mythologische Einkleidung Eintrag thut. Nicht ohne Witz und Schalkhaftigkeit, die sich zumal gegen den kriegsunlustigen und doch cavaliermäßig prahlenden Adel ausspricht, war Sibylle durch das Lesen des alten Testaments und Ovids mit Vorstellungen zeitig vertraut, und altklug geworden, wie man einem sechzehnjährigen Jüngferchen heut zu Tage nimmer gut heißen möchte. In aller ehrbaren Naivetät sah sie in Fretows Wässern „Najaden mit den Schwanen sich baden", dichtete wohl ein Sonnet auf ihrer Freundin Elisabeth von Steffens Hochzeit mit dem Anagrammatismus „Ohe, last uns ins Bette", obenein fruchtbar Leben wünschend; und verfaßte, nach Opitz's Vorgange, ein bibli-

Wovon mag doch der Liebsten Hertze sein?
Wenn's eisern wäre, so würd es mir erliegen,
Wenn's gülden wär, so wird ichs können biegen,
Durch meine Gluht. Solls aber fleischern sein
So schliess ich fort: es ist ein fleischern Stein;
Doch kann mich nicht ein Stein, wie sie, betriegen.
Ists dann wie Frost, wie kalter Schnee und Eis,
Wie preßt sie dann aus mir den Liebesschweiß?
Mich deucht, Ihr Herz ist wie die Lorbeerblätter,
Die nicht berührt ein starker Donnerkeil,
Sie, sie verlacht, Cupido, Deine Pfeil,
Und ist befreyt für Deinem Donnerwetter.

sches Drama, die Geschichte der Susanna, mit redseligen Gesprächen der verliebten Richter, und den herzbrechenden Klagen der keuschen Badenden. Daß die siebzehnjährige diese gereimte Historie ihrem lieben Bruder, mit Hinweisung „auf die hiesiger Oerter betrübene Laster" zueignete, spricht hinlänglich für die sittliche Unbefangenheit der jungen Pommerin. Magist. Samuel Gerlach, ihr, wie wir sehen werden, keineswegs galanter Lehrer, war inzwischen nach Danzig verschlagen; ihm nun sandte Sibylla schon i. Frühjahr 1637 und i. J. 1638 die schüchternen Töne „ihrer Leyer", um sie vor dem Drucke zu prüfen, „die ungepfefferten Gedichte", dergleichen „Ungeziefer" sie noch mehr habe, voll Klage über den Neid, aber doch getröstet, solche Beschäftigung sei besser, „als der Jugend in den Labyrinthen der Kälber Liebe (?) einen Flecken anhängen". Ihr drittes und letztes Brieflein vom 18ten März 1638 begleitete eine neue Sendung, in Bezug auf ein Gedicht auf M. Opitzens Ankunft, und überließ die Auswahl dem Herrn Magister, „nur möge er alle Namen verdecken." So mochten denn die Lieder der pommerischen Sappho auch zur Kunde des Meisters gelangen, der unter den Gebildeten Danzigs, wie gleichzeitig Flemming in Reval, Nacheiferer und Musenfreunde um sich versammelte.

Noch in demselben Jahre starb das liebenswürdige, sinnige Kind, und zwar merkwürdig unter der Rüstung zur Hochzeit ihrer älteren Schwester Emerentia. Ob irgend ein Kummer ihr Gemüth gedrückt, wagen wir nicht zu entscheiden; auffallend ist ihr Motto: „Laß dir nur nichts zu sehr belieben, so wird dich nichts zu sehr betrüben", und der wiederholte Gedanke: „Lieber sterben als lieben *)."

---

*) Sapphisch auffallend sind Stellen:

„Nim mich doch in Deinen Rachen,
O Du bitter-süßer Todt!
Fretow soll mein Grab mir machen,
Denn so endet sich die Noth. —
Was zu Fretow war geschworen,
Wehre das ins Werk gesetzt,

Magister Gerlach ließ nun erst den Krieg austoben, und gab dann als Pfarrer bei Danzig und Freund „des Suchenden" (Schottels) in unveränderter Gestalt jene Gedichte aus der Handschrift i. J. 1650 heraus.*) Zwei von J. Sandrart wohlgestochene Bildnisse der früh verstorbenen Dichterin, welche gewiß die F. G. mit der Aufnahme geehrt haben würde, als sie einmal anfing, Frauen der Beinamen zu würdigen, zieren diese Ausgabe; das eine als der „deutschen Sibylle" in aufgelösten Locken und reicher Kleidung; das andere in mehr häuslicher Tracht und mit aufgewundenem Haare; auf beiden ein breites, kräftiges, nicht schönes Gesicht, mit etwas abstehenden Augen, wie wir sie häufig auf deutschen Frauenportraits des XVI. Jahrh. finden. Doch brauchte der Pfarrer nicht grade den ersten Vers darunter zu setzen:

Was mir der Himmel hat an Schönheit nicht gegeben,
Das hat ersetzt Verstand und Tugend in meim Leben.
Ich stellt ein'n guhten Brief, schrieb eine schöne Hand,
Macht einen reinen Vers; Haushalten war bekannt
Mihr auf das allerbäst. —

Aber auch Opitz sollte der Seuche, welche i. J. 1638 und 39 Deutschland von den Alpen bis an die Ostsee verheerte, als Opfer fallen. Er starb am 20sten August 1639 nach kurzer Krankheit, in deutschen und lateinischen Versen von allen gebildeten Danzigern **) und seinen zahllosen Verehrern tief beklagt. Wer durch die nördliche Seitenhalle der Pfarrkirche zu Danzig

---

So wer ich jetzt nicht verloren,
Sondern ewiglich ergetzt.
Doch es bleibt nicht ungerochen,
Daß ein solcher Eid gebrochen."

*) Sibyllen Schwarzin vohn Greiffswald aus Pommern Deutsche Poetische Gedichte. Danzig 1650. 2 Th. 4. Von späteren Zeitgenossen erwähnt ihrer mit Ruhm D. G. Morhof (1682) in seinem Unterrichte von der T. Sprache und Poesie. Lübeck und Frankf. 1702. S. 400. — Franz Horn hat auf die Dichterin bekanntlich wieder aufmerksam gemacht, dessen Buch uns aber nicht vorliegt.

**) S. die Todtenklagen bei Lindner II, S. 88 ff.

wandelt, tritt, nicht fern von dem berühmten „jüngsten Gericht", über den schmucklosen Grabstein des Dichters, dessen wohlgetroffenes Bild in halber Figur auf der Stadtbibliothek bewahrt wird.

Den befreundeten Gesellschaftern des Gekrönten verlieh eben eine flüchtige Gunst des Schicksals die Muße, ihr Trauerlied dem Hingeschiedenen anzustimmen. Keiner glaubte es überschwänglicher zu thun als der Vielgekörnte. Leider ist Dietrichs von dem Werder Klingreim für uns ungenießbar, weil er, um die „Kronenwürdigkeit des Gekrönten" zu preisen, so geschmacklos die pomphaften Wörter, Kron, Gekrönter, krönen ansteigend über einander thürmt, bis er den Vers heraus hat: „Gott, der Kronen krönet, Giebt dir der Kronen Kron — Daß mit drei Kronen du wie ein gekrönter Sohn" Dein schön gekröntes Haupt jetzt schön gekrönet, schönet. — Scheint es doch, als hätten die Mühsale den Geist des Landschaftdirectors von Anhalt, der sein Gewicht bei den schwedischen Kriegscommissarien geschwunden sah, zeitweis ganz niedergedrückt. —

In der That war nach zwanzig Kriegsjahren die deutsche Poesie nur noch eines weiblichen Ausdrucks mächtig, nämlich herzzerreißender Elegie über den Jammer des einst so prangenden Vaterlandes und weicher, sehnsuchtsvoller Klage nach dem Frieden; alle starken, männlichen Gesinnungen verstummten. Der Spätherbst d. J. 1639 verhieß trügerisch eine gnadenreiche Wandlung der erbitterten Könige. In Lübeck, Hamburg und Köln hatten wohlwollende Vermittler Friedensversammlungen ausgeschrieben; Banér, in Böhmen gelagert und verdrossen über den schleppenden Feldzug, lieh sein Ohr gütlicher Unterhandlung; die Kurfürsten, um das Heilmittel durch eigene Weisheit zu finden, gedachten einen Tag zu Nürnberg zu eröffnen; der junge Kaiser Ferdinand III schien versöhnlicher, und einige kräftige Seelen unter den Machthabern ließen auch nach Bernhards verhängnißvollem Tode die Hoffnung auf eine dritte Partei nicht sinken. Unter so tröstlichen Aussichten spielten die Anhalter, zu unbedeutend zum Einschreiten, auf ihren Schlössern anmuthige Friedensdeclamatorien. — Außer dem Hôtel de Rambouillet in

Paris, wo die geistvolle Marquise, Catherine de Vivonne, nach dem Muster der römischen Heimath ihrer Vorfahren, eine Akademie der beaux-esprits der Hauptstadt und der schönsten witzigsten Damen um sich zu vereinigen pflegte, und die Musen mannigfacher Art die Gespräche belebten, gab es wohl keinen Ort diesseits der Alpen, wo die Humanität nach edleren Formen rang, als die Residenzen zu Köthen, Bernburg und Dessau. Zwar trat hier kein Corneille auf, welcher dem lautlosen Kreise hoher und berühmter Personen „im blauen Prachtzimmer der Arthenice" seine neuste Tragödie vorlas; kein Voiture sprudelte Verse oder erzählte neue Mähre aus dem Stegegreif; kein Balzac, kein ernster Chapelain machte durch seinen Eintritt die munteren Scherze der Cavaliere und Damen verstummen, und keine „Löwin", wie Mademoiselle Paulet, rief durch ihr Erscheinen galanten Muthwillen hervor. Auch schimmerten nicht die herrlichen Gebäude der Stadt der Mode, wie im Hôtel der Marquise, durch liebliche Gärten in die hohen Fenster. Aber dennoch muß es gar schön gewesen sein, wenn in jenen hellen Sälen der askanischen Schlösser, unter heiterer Decoration aus der Geschmacksperiode Ferdinands von Medici und der Bianca Capello, mit dem Blick auf wohlgepflegte Ziergärten, die bethürmte Stadt und die grüne Landschaft, der Nährende und der Durchdringende, nun schon fast Greise, der Unveränderliche, — jetzt aufrichtig friedlich, seitdem er die Gewaltthat der Soldatesca im eigenen fürstlichen Heiligthume erfahren, und wie jüngst geplündert den Merodebrüdern entronnen war, — mit den klugen Fürstinnen und der Schaar von Prinzen und Prinzessinnen zusammensaßen, und Dietrich von dem Werder sein neustes Gedicht vorlas, oder der „Unverdrossene" literarischen Bericht aus Wolfenbüttel zu vernehmen gab, die Gesellschaft Sprachrichtigkeit erörterte, oder gar dem trefflichen Just. Georg Schottelius, der sich durch den Harz gewagt, „über sein Hauptwerk teutscher Heldensprache" zuhörte. Auch der Reiz merkwürdiger Frauen fehlte nicht, wie jener Tochter des Hofmarschalls von Krosigk, welche den fürstlichen Stolz der Askanier endlich bekehrt hatte

und, als Gattin Georg Ariberts seit 1637 anerkannt, im nahen Wörlitz wohnte. *) Sie trug die neuen Moden von St. Germain, wallende gelockte Haare, den zierlichen Ueberschlagekragen über den entblößteren Hals und die kleidsame Tracht des lang sich anschmiegenden Korsets, welche die Radkragen, die wulstige Frisur, die Bauschärmel, die fast bucklig-kurze Taille der steifen zugenestelten Prachtrobe aus den Glanztagen der Kurfürstin Elisabeth und Marias von Medici verdrängt hatten. Auch die jungen Herren erschienen, der Kriegsnoth ungeachtet, modisch stattlich; nur alte Ritterslеute, wie Werder, Hans Georg aus dem Winkel, liebten noch den bizarren Schnitt aus Moritz's von Oranien und des Mansfelders Lager; die Hofjunker kräuselten schon das wellige Haar, trugen Spitzen am Kragen und kantenartige Manchetten an den gefältelten Stiefeln; kurze Wämser bunter Farben mit aufgeschlitzten Aermeln, weite bordirte Hosen, welche bis ans Knie kurz herabfielen, und schwenkten den breitkrämpigen Hut mit niedrigem Kopfe und Schmuckfedern graziös in der Hand. Ein ganz heiteres Schauspiel, wenn man nicht auf die sorgengefurchten Gesichter der Fürsten und Räthe, nicht auf die Brandstätten der Dörfer blickte, wenn nicht der Hufschlag feindlicher Trompeter und Fouriere vom Schloßhofe dröhnte, oder Kroaten heransprengten. — So angstvoll war es aber nicht an jenem Tage, als der schöne Paris von dem Werder zum ersten male in Köthen seine „Friedensrede" declamirte. Sein Vater, Herr Dietrich, hatte den einzigen Sohn seiner ersten Ehe auf der Schule zu Halle durch den berühmten Christian Gueintzius trefflich erziehen lassen, und dann den funfzehnjährigen schönen Knaben der Sorgfalt Ludwigs als Pagen übergeben. Wohl unter der Leitung des Vaters hatte der Fähige eine Rede im Namen des Friedensgottes verfaßt, und

*) Wir schlagen deutschen Romanschreibern und Dramatikern die romantischen Stoffe, welche die F. G., die Académie des vrais amants, die Liebe Georg Ariberts und des Hoffräuleins bieten, als neue Gegenstände der Bearbeitung vor. —

nach kunstmäßiger Schauspielerweise eingeübt. Kaum mochte der beglückte Vater daheim sein, sondern in Geschäften Herzog Wilhelms von Weimar, der, viel getäuscht, dem Prager Frieden beigetreten, noch beim Kaiser in Prag weilen (Septemb. 1639), um die Erlaubniß des Antritts der Erbschaft Bernhard's zu erwirken *), als Paris im Schlosse zu Köthen seine Kunst darlegte. Der prächtigste Saal war dazu auserwählt und bühnenmäßig geschmückt. Eine herrliche Musika ertönte; viele Fürsten, Fürstinnen und Fräulein, eine große Zahl adliger und gelehrter Männer, Frauen und Jungfrauen waren versammelt. Im Vordergrunde erhob sich eine Estrade, mit Teppichen belegt und mit Blumen bestreut; über einer schönen bedeckten kleinen Tafel zur Rechten wölbte sich ein Laubenhimmel von grünen Maien. Da trat Paris, in zierlicher Kleidung, eine güldene Kette um den Hals, hervor, und verkündete, daß er auf Geheiß seines lieben Vaters, als der Jüngste und Unwissendste in dieser erlauchten, adligen, tapfern, gelehrten, heiligen und tugendhaften Gesellschaft, in teutscher majestätischer Sprache, eine Rede in der Person des gekrönten Friedens halten werde. Nach Anleitung des tiefsten Verehrers des gelobten Frauenzimmers, ihres höchsten Gebieters (Ludwigs) bat er, Frauen und Fräulein möchten ihn mit holdseligen Augen anblicken, damit seine heisere Stimme einen hellen Klang gäbe und seine Sitten und Gebehrden anmuthig erschienen. Darauf, indem ein dichter Kranz von vergüldeten Lorbeerblättern durch den Maienhimmel auf Paris Haupt herabsank, redete er im Namen des Friedensgottes, voll Wehklage und Seufzen **). — Wir theilen zum Beweise der politischen Gesinnung der F. G., und wie schöne,

---

*) Röse a. a. O. II. 335.

**) S. Friedensrede — fürgebracht und abgelegt durch Paris von dem Werder, einen wohlgestalteten fünfzehen Jährigen Edlen Knaben. Luc. XIX. V. 40. Gedruckt zu Friedland, bei Johann Jacob Friedlieb. Im Jahr des großen Friede-Fürsten Jesu Christi 1640. 4. Titel und Umschlag enthält das ausführliche Programm, aus welchem unsere Schilderung genommen ist.

patriotische Früchte der Palmbaum auch damals noch trug, den Gang und einige Stellen aus diesem wahrhaft rührenden und ergreifenden Werke des älteren Werder mit; er war wohl nicht allein der Verfasser, sondern auch der Regisseur des Vortrags, wo natürlich Thränen und das Wischtuch auch ihre Rolle spielten. „Der Frieden, als Brunquell aller Glückseligkeit, kann den unsinnigen Teutschen nicht zürnen, nur für sie weinen, die, obgleich vernunftbegabt, vom Viehe, von den Kranichen, den Störchen, von der Bienen und Ameisen einträchtiger Polizei beschämt werden. Auch die Bäume, sonst fühllos, lieben den Frieden; die Ulme umfängt der Weinstock; selbst die Steine, wie der Magnet, fügen sich dem Gesetze der Freundschaft, ja auch die höllischen Geister schützen einander durch ihr starkes Bündniß. — Die Teutschen sind Christen; aber in Städten und Flecken, an Fürstenhöfen und auf Rathhäusern, in Kirchen und Schulen brauset Zank und Uneinigkeit. Der Frieden, nach einer Zufluchtsstätte umherirrend, findet bei den Fürsten nur heimliche Praktik und Verstellung; fliehet er zu den Gelehrten, so streitet Schule mit Schule; sie erhitzen sich erbost über etwas, das nicht eines Kohlblatts werth ist; die rittermäßigen Leute morden sich auch wohl in Friedenszeit und suchen Ruhm in mörderischem Zweikampf." Mit ausgebreiteten Armen, wie suchend, schreitet der Genius rechts und links auf der Bühne; da erblickt er die Diener des göttlichen Worts. „Sie gehen ehrbar und einträchtig gekleidet, treten sittsam einher, nennen sich Brüder, begegnen einander mit dem Gruße des Friedens, fangen die Predigt mit dem Frieden an, schließen sie mit ihm! Aber wo ist mehr Haders und Zanks, mehr Haß und Neid als bei den Geistlichen? Zugeschweigen der Glaubensmißhelligkeiten findet man selten auch nur in einer Stadt drei, vier Prediger, die nicht Schriften gegen einander ausgehen lassen, als führe ihnen der Satan die giftige Feder, und gebrauchten sie höllische Dinte. Statthalter Christi, Kardinäle, Erzbischöfe und Prälaten werden nun gar selbst Kriegsheere, und führen Schlachtordnungen zum Würgen auf. Christen nennen sich alle, vernehmen die

Predigt dessen, der da sagt, Friede sei mit euch; nahen dem Tische des Herrn (dabei wies der Redner auf das Täflein, als auf den Altar). Aber statt mit den Lastern zu kriegen, macht ihr mit ihnen und mit den Türken Friede und kämpfen Katholische mit Katholischen, Evangelische mit Evangelischen, Reformirte mit Reformirten. Nicht der unverständige Pöbel, nicht unerfahrene Jünglinge; der Same des Kriegs entsteht hauptsächlich durch die Regierer und Berather der Völker, um bloßen Titel, um Würde und Hoheit, aus Ländergier und teuflischen Anschlägen. Allen gottlosen Thaten wird der gottseligste Titel angeklebt; es heißt, es gälte der Fortpflanzung des Reichs Christi, die Religion handhaben. Eure Lehrer betrügen euch, ihr Fürsten, die euch predigen, Blut zu vergießen. Auch die Räthe und Schriftsteller, die Verfasser von Parteischriften, sind nicht Friedensstifter, sondern Lärmbläser. Ich frage nicht, ob ein Theil ein besser Recht habe, als der andere; ich frage, ob ein Theil Fug habe, ohne Befleckung seines Gewissens, den Krieg auf Kosten der Völker, der unschuldigen, so lange Jahre fortzusetzen? Keine Sache kann so gerecht sein, daß der Unschuldige über seinen Willen darüber leiden müsse. Die Armen sind es, nicht die Waffenleute, welche den Krieg mit ihrem Blute entgelten. Zwar führt ihr Fürsten eifrig im Munde, ihr begehrtet nichts lieber als den Frieden; aber jeder will ihn nur nach seiner Bequemlichkeit aussinnen, ihm selbst zur Ehre, Rache und zum Gewinn, dem Gegner zum Schimpf und zum Schaden. Nur Einer unter den Königen ist mein herzlicher, treuer Freund, der ohne Zagheit, ein Held und Triumphator, mit Gläubigen und Ungläubigen Frieden macht, um der Unschuldigen Blut nicht zu vergießen *). Ihm, eurem Verwandten, Vetter und Schwager ahmet nach! Aber es ist keinem von Herzen ernst; alle Parteien wollen in trüber Zeit in Deutschland fischen und gedenken im Reiche Meister zu werden, ein Stück Land zu erschnappen oder es wohl ganz unter die Füße zu treten."

*) Wladislaw IV, den kurz vorher auch M. Opitz gepriesen.

So eifert Herr Dietrich von dem Werder mit schonungslosem Freimuth durch des Knaben Mund gegen die Fürsten: „Was werdet ihr dem großen Richter einst antworten, weshalb ihr das Blut von Millionen vergossen und zehen mal mehr in das erbärmlichste Elend gestürzt habt? Eure Königliche Reputation, eurer Krone Hoheit, eures Hauses Nutzen werdet ihr verwenden! Deine kahle, vermaladeiete Würde, ein Fuß breit Landes und eine Hand voll Erde höher achten, als die Wohlfahrt deines anvertrauten Volks? Sind doch aller Welt irdische Güter zusammen nicht so hoch in meinen Augen, als eines einigen Menschen Heil und Leben, und du kommst mir mit deiner Ehre, mit deiner Hoheit, mit deiner Reputation aufgezogen? Pfui! mit deinem stinkenden Rauche, Pfui! mit deinem schmierichten Staube, Pfui! mit deinem unflätigen Kothe! Gott wird euch sagen, ihr Häupter, ihr Könige, ihr Fürsten der Christenheit, ihr seid schuldig, euer eignes Blut zu vergießen, der Christen Wohlfahrt damit zu befördern, Friede und Ruhe wieder unter sie zu pflanzen. Wer das unter euch thäte, der hätte einen wahrhaften, von mir, und von den Engeln und allen Menschen höchst gepriesenen Ruhm erlangt! Aber dafür wisset ihr, ihr großen Herren und eure Stubenräthe, euch wohl zu hüten, euer eigenes Blut wisset ihr wohl zu sparen und eure Leiber zu verzärteln.“ —

Nachdem der Knabe als Gott des Friedens den Verkehrten ihren einzigen Beruf ans Herz gelegt und, wenn sie ihn verstießen, von allen Flüchen, die der Herr Zebaoth in seinem Zeughause vorräthig habe, ihnen nur den einen genannt, daß ihre eignen Soldaten (wie jüngst in Breisach geschehen) einer den andern fressen und ihren Magen mit Christenfleische erfüllen würden, schließt er: „über euch Anwesende, meine Liebhaber und Liebhaberinnen, soll der Frieden kommen, unter allen Stürmen will ich über euren Häuptern schweben; Friede soll sein in euren Wohnungen, Friede an eurem Tische, Friede auf eurem Lager, Friede auf eurem Felde, Friede in eurem Walde, Friede soll sein in eurem Gemüthe, Friede in eurem Herzen, und der Gott

des Friedens wird euch mit dem ewigen Frieden befriedigen." — Darauf schwebte die güldene Krone vom Haupte des Jünglings wieder in den Maienhimmel hinauf; Paris, als stände er vor allen waffenführenden Königen, ließ sich auf das Knie nieder, entblößte seine Brust, als wollte er seinen Hals dem Streiche des Nachrichters hinstrecken, mit Freuden des Todes gewärtig, da er seinem Vaterlande kühn das Wort geredet, und dankte dann, sich erhebend, in Demuth, zumal den holdseligen Damen, für geneigtes Gehör.

Wir dürfen wohl bekennen, daß im Hôtel de Rambouillet, in den Prunksälen des Louvre, wo Mazarin (1647) unter dem verströmenden Herzblute Deutschlands die ersten italienischen Opern aufführen ließ, und Corneille durch die Unnatur seines Cinna (1639) dem Hof und Adel der Hauptstadt die Nerven tragisch durchfröstelte, nichts von so erschütternder Wahrheit und in so gebildeter Sprache, dabei mit so einfachen äußeren Mitteln, vernommen werden konnte, als die Friedensrede Dietrichs von dem Werder. — Der Knabe Paris ward, wie sich von selbst versteht, als der „Friedfertige mit einem Oelzweige voller Frucht" *), in die Gesellschaft aufgenommen, und reiste darauf mit seinem Vater an die benachbarten Höfe, im Frühjahr 1640 auch auf den Kurfürstentag nach Nürnberg, nicht um als Declamator Bewunderung zu erlangen, sondern die hadervollen Seelen durch sanfte Klage und Vorwurf zum Frieden zu stimmen. — Derselbe Herbst 1639 verlieh die Ehre der Mitgliedschaft auch Friedrich Hortleder, dem treuen Lehrer und Staatsdiener der Ernestiner, so unermüdlich thätig, durch gesammelte Flugschriften die Rechtmäßigkeit des deutschen Krieges zu erweisen, welcher sein liebes Fürstengeschlecht hart betroffen. Mehre Schriften des Bundes bezeugten den frischeren Muth und die Hoffnung. Ueberhaupt begann eine ernstere Richtung, welche rastlos die Nothdurft wissenschaftlicher Gründlichkeit im Auge behielt. Zeugniß dieses schönen Strebens, dessen Mittelpunkt

*) Stammb. No. 339.

der Nährende blieb, giebt der Erzschrein, welcher, als habe ihn früher ein unbekanntes Unheil betroffen, mit d. J. 1640 in vielen Briefschaften sich aufthut. Ludwig zog zu diesem Zwecke gelehrte Männer heran, welche, obgleich den Gliedern persönlich befreundet und förderlich, noch nicht in ihre Mitte aufgenommen waren. So vor andern August Buchner und Christian Gueintz. Der letztere, geboren in der Lausitz i. J. 1592, früh nach Weimar und Köthen zu Rattichii Didaktika berufen, seit 1627 Rector der Lateinischen Schule in Halle, genoß eines berühmten Namens und empfahl sich zur Berathung sprachwissenschaftlicher Aufgaben. Um dieses würdige Treiben Ludwigs während seiner letzten zehn Lebensjahre zu bezeichnen, und seinen unermüdeten Antheil unter den furchtbarsten Kriegsstürmen hervorzuheben, theilen wir im Anhange die vorgefundenen Briefwechsel mit und begnügen uns hier nur mit der Schilderung des allgemeinen Gangs. Eine deutsche Sprachlehre zu verfassen, und als unabweichliches Gesetz zunächst für die Gesellschafter hinzustellen, war ein längst gefühltes Bedürfniß. Den handschriftlichen Entwurf legte im Winter 16$\frac{1}{4}\frac{3}{0}$ der Fürst dem Professor zu Wittenberg vor, welcher dieselbe mit seinem Collegen Dr. Jacob Martini genau erwog, die Mängel herausstellte, aber ohne Wissen des unbekannten Autors, wahrscheinlich des Nährenden selbst, nichts daran ändern wollte *). Die deutsche Sprachlehre ging dann später, wo gedruckt? wissen wir nicht, aus, ward schon i. J. 1641 neuen Mitgliedern, wie Harsdörffern, um danach ihre Schriften zu „arten", zugefertigt. Sie ist indessen in ihrer Ursprünglichkeit verschollen, jedoch wahrscheinlich dem Hauptinhalte nach in Schottels erste Versuche übergegangen. So ward zunächst Gleichmäßigkeit in einem Gebiete befördert, in welchem bisher die maßloseste Willkür geherrscht hatte.

Gleichzeitig wandte sich der Eifer auf die Gesetze der Poetik. Im J. 1640 erschien in Köthen, unbekannt von wem, eine

*) Brief Buchners v. 22sten Januar 1640.

„Kurtze Anleitung zur Teutschen Poesie" mit verschiedenen Arten und Mustern *). Etwas später legte der „Unverdrossene" (L. G. von Hille) im Erzschreine einen Fund nieder, der da lehrt, daß Martin Opitz's wissenschaftliche Liebe für die Schätze der altdeutschen Sprache auch in Köthen getheilt wurde. Es ist ein Loblied auf Anthyre, den Wendenkönig und Stammvater der Herzoge von Mecklenburg, „welches der Lehrmeister der Prinzen von kaiserlichen Soldaten überkommen habe, die es im Kloster Doberan in einem vermauerten Schranke auffanden", und enthält 28 Strophen. Die Sprache mischt seltsam alte und neue Formen, gothische Geschichtsvorstellungen und die unentwirrbare Gelehrsamkeit des XVI Jahrh. in einander, als Nicolaus Mareschalkus Thurius seine wunderbaren vandalisch-wendischen, herulisch-scythischen Genealogien ergrübelte, so daß es schwer ist, ein kritisches Urtheil darüber zu fällen **). —

Aber die rührenden Friedenshoffnungen d. J. 1639 vereitelte schmerzlich das neue Jahr. Der Kurfürstentag zu Nürnberg zerschlug sich fruchtlos; die Vermittler in Köln konnten die erhitzten Parteien nicht einmal über die Form der Geleitsbriefe einigen; die Häupter der dritten Partei starben hinweg. So Hans Georg von Arnim, welcher, auf seinem Schlosse Boitzenburg im März 1637 überfallen und in hartem Gewahrsam nach Stockholm geschleppt, zwar durch seinen Muth und seine Klugheit sich rettete (Novemb. 1638) und seinen Haß gegen die Schweden im Dienste Sachsens und Brandenburgs zu bethätigen strebte, aber unter den Zurüstungen im April 1641 zu Dresden starb. Daß der Vielgeschmähete ein eifriger Protestant war, und als der „Gepriesene" auch für die poetischen Zwecke der F.

---

*) Schottelius a. a. O. S. 1204. Einzelne Proben ohne Angabe des Verf. in Schottelii Teutscher Vers- oder Reimkunst. Frankf. 1656. S. 194.

**) Wir erinnern uns nicht, über diesen Anthyre etwas gelesen zu haben. Die Sprache scheint neuer als des Reimchronikanten Ernst's von Kirchberg. S. das Gedicht im „Teutschen Palmbaum" des Unverdrossenen. Nürnberg 1647, auch bei G. Neumark a. a. O. S. 120.

G. sich eignete, lehrt sein Nachlaß in Versen und in Prosa *). Auch der „Feste im Stande", Lohausen, endete sein bewegtes Leben im Anfang d. J. 1640 zu Rostock **), politisch thätig, ein Gönner der Universität, und mit den ersten Gelehrten Europas in Briefwechsel. Als der junge Kurfürst von Brandenburg die Neutralität dem Kriege gegen Schweden vorzog, blieben die Unternehmungen Huwalds, Joachim Ernsts von Krockow, „des Wichtigen", und Mitzloffs, „des Offenen", ohne Erfolg.

So konnte denn der Segenswunsch des Friedensredners sich nicht erfüllen; zwar i. J. 1640 schreckten nur einzelne Durchzüge das anhaltische Land, indem Banér den Kriegsschauplatz aus Böhmen über Thüringen, Hessen nach Niedersachsen nach sich zog; aber das Stammbuch des Jahres 1641 und 1642 offenbart die herbe Noth der Fürsten und des Volks. Banér und Guebriant an der Spitze der Weimarer, waren im tiefsten Winter, nach wüsten Zechgelagen, in denen Ludwigs Mündel, Otto VI von Schaumburg, der letzte seines Stammes, den Tod gefunden, aus Niedersachsen aufgebrochen und hatten den Kaiser und die Stände auf dem Reichstage zu Regensburg durch den Donner ihres Geschützes zwar verhöhnt, aber nicht geschreckt (Januar 1641). Sie wichen eben unter schweren Verlusten durch die Oberpfalz und Böhmen, vor Piccolomini, dem neuen Fürsten von Amalfi, nach Obersachsen (April). Bereits im Mai sah Stadt und Schloß Bernburg, wie ganz Anhalt, wiederum die verheerenden schwedischen Gäste; aber auf ihrer Ferse folgte das kaiserliche Heer und ließ dem todtkranken Feldmarschall Banér keine ruhige Sterbestätte an der Saale. Am $\frac{7}{17}$ Mai 1641 vertrieben Piccolomini und Kaspar von Mercy die letzten Schweden aus der Stadt Bernburg; am 18ten empfingen die Fürsten von Anhalt die kaiserlichen Feldherren mit einem Gastmahle auf dem Schlosse, während die Kugeln der Schweden aus dem nahen Gehölz durch die Fenster in die Gemächer schlugen. Als

*) Försters Briefe Wallensteins III, Anhang S. 113.
**) Theatr. Europ. IV. 401.

die Kaiserlichen am 21sten Mai die Feinde verfolgten, war die Angst unter Bernburgs Bürgern noch so groß, daß sie Nachts einmal unter Sturmläuten auf jenes Gehölz schossen, weil die Wächter brennende Lunten gesehen haben wollten. Tags darauf erwies es sich, daß es Johanniswürmer gewesen, welche um diese Jahreszeit zu leuchten pflegen. Am 21sten Mai verschied Banér in Halberstadt, und in wilder Auflösung und Empörung flüchtete das hauptlose Heer ins Braunschweigische. Wir haben diese Händel ausführlicher erzählt *), um die Umstände zu schildern, unter welchen Octavio Piccolomini de Aragonia, Herzog zu Amalfi, als der „Zwingende mit der kleinen Mohnraute", ein Mitglied der Gesellschaft wurde. Die Anhalter empfingen den Italiener, den Katholiken als Befreier, und Fürst Ludwig dichtete anspielungsvoll auf ihn:

„Die kleine Mohnraut ist in wundersamem Preis',
Indem sie manchem Hengst die Eisen rab gerissen,
Der Zwingend ich daher und zu entwaffnen heiß,
Hab jeder Zeit den Feind zu zwingen mich beflissen,
Und zu entwaffnen ihn" **).

Der Lothringer, Franz Rouyer, „der Herbe mit Pfefferkraut", war sicher der Kriegscommissarius des Italieners, ein gewichtiger Mann, dem, die Ehre der Mitgliedschaft nicht zu versagen, Klugheit gebot, so wenig er und sein Gebieter die teutsche Heldensprache verstehen mochten.

16. Erfrischtes Leben der F. G. Eifer für die deutsche Sprachwissenschaft. Der Ordnende. Der Suchende. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Wechselnde Zustände bis auf den Tod des Nährenden. 1641—1650.

Wie um den störenden Eindruck jener fremdartigen Genossenschaft zu mindern, ward noch desselben Jahres unter zehen

*) S. des Verf. Geschichte des großen deutschen Kriegs II, S. 313 ff. und Beckmann V. 366.

**) Stammbuch Nr. 356.

Aufgenommenen auch Christian Gueintzius, jener Rector in Halle und Lehrer des „Friedfertigen", gewürdigt, als „der Ordnende", ein Name, dem er durch seine Mühen um die „Deutsche Rechtschreibung" vollkommen entsprach. Eine gleichmäßige Rechtschreibung einzuführen, war inzwischen als die dritte theoretische Aufgabe des Nährenden durch persönlichsten Antheil erstrebt worden. Ungeachtet mehrer Vorarbeiten hatte die damalige Welt deutscher Schriftsteller entweder gedankenlos jedes Wort geschrieben, wie es ihnen in die Feder kam, oder sich willkürlich beliebige Regeln gestellt, von denen sie auch wohl auf derselben Blattseite gleichgültig abwichen. Voll Unmuth über so häßliche Ungebundenheit ging nach langen Vorbereitungen der Nährende mit dem „Ordnenden" und andern Befähigten zu Werke, und verhandelte, da inzwischen auch das herrlichste Sprachforschertalent der Gesellschaft zu eigen geworden, in emsigen persönlichen Berathungen v. J. 1643 – 1644 über einen so wichtigen Gegenstand. Seiner Ansicht, nur diejenigen Buchstaben zu gebrauchen, welche ausgesprochen würden, stellte Gueintzius mancherlei pedantische Bedenken entgegen (s. d. Brief vom 29sten Januar 1644 i. Anhange). Endlich näherte man sich i. J. 1645, auf einer Germanisten-Versammlung, welche im Mai zu Köthen Statt fand, der Vereinbarung; das gemeinschaftlich verfaßte Werk, handschriftlich mit den zahlreichen Zusätzen und Verbesserungen des Nährenden noch vorhanden, ging allein unter Gueintzius Namen i. J. 1645 zu Halle in den Druck aus und erschien auch nach dem Tode des Ordnenden (1650) i. J. 1666 in einer vermehrten Ausgabe. Die Glieder der Gesellschaft wurden auf diese Rechtschreibung gleichsam verpflichtet, und wenn sie in sich selbst auch nicht immer folgerecht war, so erwarb sie sich doch das Verdienst, eine angemessene Schreibart allmählig zu verbreiten. — Wie viel selbst heut zu Tage in diesem Gebiete noch zu thun sei, lehren die schwankenden Bestimmungen, die wir oft in demselben Buche vorfinden.

Der Aufnahme des Rectors in Halle schloß sich, lang genug geprüft, unser Professor in Wittenberg und Freund des

Gekrönten an, August Buchner, der „Genossene je länger je lieber mit dem Kraute Musa“. Dicht hinter dem Gelehrten folgte Moritz August Herr von Rochow, „der Behende“, jener trotzige Befehlshaber von Spandau, welcher, dem Kaiser allein sich eidverpflichtet erachtend, die Feste in die Luft zu sprengen drohete (Mai 1641) *), und darauf, bei einer Jagd mit List gefangen, in den Dienst des Kaisers flüchtete.

Unterdessen tobte der Krieg in Niedersachsen, zumal im Braunschweigischen, fort, und bestätigte grauenvoll die Wahrheit „der elendesten Todesklage“, welche „die nunmehr hinsterbende Nympfe Germania“ angestimmt hatte. Wie jeder Laut, welcher seit zehen Jahren und länger aus einer deutschen Dichterbrust sich preßte, einer Elegie auf das Unglück des Vaterlandes gleich kam, hatte Just. Georg Schottel **), in der Periode des hinschmachtenden Palmbaumes der hervorragendste an Gemüth, hohem deutschen Sinn und Gelehrsamkeit, i. J. 1640 zu Braunschweig diesen Erstling seiner trauernden Muse veröffentlicht. Geboren i. J. 1612 zu Eimbeck im Hannöverschen, der Sohn eines Predigers, unterrichtet auf dem Gymnasium zu Hildesheim, dann in Hamburg, hatte Schottel auf niederländischen Universitäten, in Leipzig und Wittenberg humanistisches Wissen, namentlich Sprachen, und dabei tief gründlich die Rechte studirt, und war von Herzog August von Braunschweig, dem „Befreienden“, als Lehrer seiner Söhne berufen worden. Seit den Tagen Heinrich Julius' und August's zeigte das Ländchen Wolfenbüttel auch unter seinen Edelleuten ein rühriges Bestreben für wissenschaftliche Bildung; wer sollte es jetzt glauben, daß der Junker auf Remlingen, unweit dem Bergwalde Elm, auf seinem italienisch erbauten Landsitze mit großen Kosten eine

---

*) J. M. L. Cosmars Untersuchung über den Grafen A. Schwarzenberg. Berl. 1828. S. 329. Stammb. Nr. 363.

**) So nennen wir ihn, gegen Bouterwecks Behauptung. Schottel ist niedersächsisch Schüssel; den latinisirten Namen brauchte Schottel freilich als Gelehrter allein.

vollständige Druckerei, mit Kupferstechern und Holzschnittmeistern versehen, eingerichtet hatte, um seit 1622 in groß Regalfolio die Aulico-Politiam teutsch drucken zu lassen, insonderheit „ein Werk über alles, was einem Cavaliere zu wissen nöthig, von Turnieren und Ritterspielen, Pferdekenntniß und dergleichen," alles mit schönen Figuren geziert. Aber Georg Engelhard Löhneis', Stallmeisters und Hauptmanns der Harzbergwerke, Kunstanstalt ward durch den Krieg gänzlich zerstört. *) Schon früh war Schottel, der glühendste Verehrer deutschen Wesens, mit Köthen bekannt geworden; denn ehe er noch als der „Suchende" Aufnahme fand (1642), berichtet er, daß sein Gnädiger Herr Fürst Ludwig ihn unterschiedlichemale der Unterredung über teutsche Sprache gewürdigt habe **). In seinem ganzen Bildungsgange, in Politik und Dichtung, in allen seinen späteren Werken, die wir noch andeuten werden, verrieth der junge Niedersachse den Einfluß, welchen auch unter den furchtbarsten Kriegen die Akademie in Köthen auf fähige Zeitgenossen ausübte. Seine Todesklage Germaniens athmet den strafenden Geist der Friedensrede, ist fast die Antwort darauf:

„Ich bin elendiglich verstümmelt und entgliedet,
Es ist mein eigen Volk, das böse Waffen schmiedet,
Zu tödten mich durch sich; man nimmt mir Mark und Blut,
Und meint gleichwohl, es sei mir zur Gesundheit gut.
Von Rom, von Lissabon, von Paris und von Lunden,
Von Krakau, von Stockholm will man zu meinen Wunden
Mir holen Arzenei; man sendet aber Gift,
Mit Lieb und Haß beschönt, das mich noch tödtlich trifft —
— Ich bin es ja, die euch geboren und gesäugt,
Die Ehre, Lust und Lob euch überflüssig zeigt!
Doch müßt nach Welschland ihr, nach Spanien, Frankreich laufen,
Und für eur liebes Geld nur grobe Laster kaufen.

---

*) Schottelius T. Haubt-Sprache S. 1189.

**) Ebend. S. 1001. S. den Brief des Nährenden v. 7ten Christmonats 1642 und Schottels lateinisches Schreiben an den Fürsten vom 7ten März 1643 im Anhange.

Für den gesunden Leib und Herzensredlichkeit
Bringt ihr ein faules Fleisch und leichtes Narrenkleid. —
— Ein Unstern böser Art muß haben dir geleuchtet:
Ein giftigreicher Thau hat durch und durch befeuchtet
Dich, liebstes Vaterland? Bist du nun so veracht,
Erbettelst Recht und Schutz vom Glück und fremder Macht!"

Gleich stark und stolz, voll schmerzlichen Hohns, wie der junge Opitz und Philander von Sittewald, singt Schottel:

„Seht eure schönste Sprach', ein Zeichen der Freiheiten,
Voll Pracht, voll Süßigkeit, voll der Glückseligkeiten,
Die jemals eine Sprach gehabt hat in der Welt,
Wird so geschändet und von euch hintangestellt. —
Wer Fremdes kann mit halber Zunge lallen,
Der muß sein hochgeehrt. Es kitzelt euch vor allen,
Wenn ihr aus Unverstand die teutsche Zier beschmiert,
Aufsuchend fremden Koth, und euch bei euch verliert.
Die schönste Reinlichkeit der Sprache wird beflecket

— — — —

Mit fremdem Bettelwerk; der redet deutsch nicht recht,
Der den Allmodenmann nicht in dem Busen trägt.
Die Sprache, die da kann die Kron Europens nehmen,
Die will man henkergleich zerstückeln und verlähmen. —
Ach schämet ihr euch nicht, ihr kindergleichen Affen,
Die ihr wollt gieriglich nach fremden Sünden gaffen,
Und gerne unteutsch sein, eu'r Vaterland veracht,
Und habt in Teutschland ein unteutsches Land gebracht?
Die Kleider, Speis und Trank, die Sprache und die Sitten,
Treu und Beständigkeit, wofür wie Löwen stritten,
Die Alten, sind meist weg; das Alte hasset ihr,
Und seid im Fremden neu, neugierig eure Zier."

Dieselbe Schmach erscholl in Reim und Prosa aus dem Munde aller Männer, die noch ein warmes Herz für Deutschland im Busen trugen; so klagten Opitz, Flemming, Werder, Schottel und Jesaias von Löwenhalt im Elsaß *); aber der Erfüllung des Schicksals unseres Vaterlands konnten auch Engelszungen nicht vorbeugen. —

*) S. über diesen uns unbekannt gebliebenen Dichter Bouterweck Th. X, 222 mit den dort angeführten kräftigen Stellen über dasselbe Thema.

Als der treffliche Wolfenbüttler die Zierde der Gesellschaft wurde, prangte wiederum eine Menge fremdartiger Schilde im Ordenssaal zu Köthen. Während Torstensson, der neue Feldherr Schwedens, den Weg in die kaiserlichen Erbstaaten durch Schlesien erspähete (April 1642), standen die ritterlichen Brüder, François und Kaspar von Mercy, geborne Lothringer, mit dem Heere auf der Hut an der unteren Saale, und wurden bei solcher Muße in die Gesellschaft, der ältere als der „Anzeigende das Leiden" mit der Passionsblume, der jüngere als der „Heere" mit der weißen Narcisse, aufgenommen. Gleiche Höflichkeit erfuhr Kurt Lips von Spiegel zum Desenberge, ein Obrist, und nothwendig auch Johann Bartholomäus Schäfer, der gestrenge General-Commissarius im baierischen Heere, uns aus Johanns von Werth Abfall vom Kurfürsten Maximilian als Beamter voll Geistesgegenwart bekannt. Jene tapferen Lothringer starben früh den Heldentod; Kaspar in den Schanzen vor Freiburg im Breisgau (August 1644) und François, der fähigste Strategiker, im Siegeswahne bei Allerheim (3ten August 1645), wo ein Stein mit den Worten: sta viator, heroem calcas! die Stätte bezeichnet. Ein Franzose erzählt, der General habe vor der Schlacht einige vierzig Gläser Wein getrunken; darum mögen wir ihn uns wacker beim Oelberger vorstellen.*) Sonst scheinen für Anhalt die Jahre 1643 und 44 zwar voll fürstlicher Kriegsgäste, doch ziemlich ruhig gewesen zu sein. — Denn wir finden nicht weniger als neun Fürsten und Reichsgrafen aufgeführt, Guelfen, Hessen, Nassauer, Anhalter und Oberländer. So Friedrich von Schleswig-Holstein, den „Hochgeachteten" mit der Pracht der persischen Tulpe, die gleichwohl nicht seine Gesandten aus Persien zuerst heimbrachten, da schon neunzig Jahre früher Auger Gislen, Baron von Busbeke, Ferdinands I berühmter Gesandter in Konstantinopel, diese Zier türkischer Gärten nach Wien verpflanzte.**) Hans Christoph

*) Geschichte des großen d. Krieges II, 524.

**) Busbequii Opp. Lugd. Batav. 1633. p. 47.

von Uechteritz, Flemming's Freund auf der morgenländischen Reise, erhielt als der „Giftige" gleichfalls einen Ehrenplatz.

Unter den Fürsten heben wir billig hervor: unseren Friedrich Wilhelm, den großen Kurfürsten, mit dem das handschriftliche Stammbuch v. J. 1643 beginnt, aber Ludwigs gedrucktes aufhört. Wahrscheinlich hatte der Nährende bis zu einem Besuche i. J. 1644 dem hohen Gaste das erste Blatt offen gelassen. Dasselbe enthält auf der linken ersten Blattseite das große kurfürstliche Wappen sauber in heraldischen Farben, darüber von des jungen Kurfürsten Hand den charakteristischen ächt hohenzollernschen Reim:

Große H E (Herren) thun Wohl, sich zu befleißen,
Den Armen, als den Reichen, Recht zu leisten.

Darunter steht in bekannten, kräftigen Zügen: Friedrich Wilhelm Kurfürst zu Brandenburg.

Wohl schon vorher hatte der Nährende dem durchlauchtigsten Gesellschafter folgendes Reimgesetz auf der Blattseite rechts gewidmet:

Mirabolanen Frucht, voll Kraft und Tugend ist,
Sie hält untadelich ganz rein Mark und Geblüte;
Der Nahm Untadelich ward mir daher erkiest,
Weil ohne Tadel nur soll sein Sinn und Gemüthe.
Und wer sein hohes Amt wohl ab in Demuth mißt,
Befleißt darneben sich des Rechtes und der Güte,
Derselbe bringt gewiß untadeliche Frucht,
Und findt der Tugend Kraft also wie er gesucht*).
1643.

---

*) Die erwählte Frucht des Kurfürsten macht dem Erklärer zu schaffen. War die den Alten bekannte Behen-nuß darunter verstanden, so muß es nicht Mirabolanen, sondern Myrobalanos heißen (S. Flora classica von J. Billerbeck. Leipzig 1824. 8. S. 110.) Nach Anleitung des Reimgesetzes „Mirabolanen Frucht" sollten wir jedoch eher auf eine Obstart, als auf ein Oel und Balsam gebendes Gewächs schließen, und bietet sich eine süßliche Pflaumengattung, welche in alten Obstzuchtbüchern als Mirabolanen bezeichnet und erst um die Mitte des XVII Jahrh. in Deutschland heimisch genannt wird. Aus Mirabolanen ist das gebräuchliche Mirabelle, italienisch-klingend, entstanden. Friedrich Wilhelm liebte Kunstgärtnerei, wie die Anlage des Lustgartens beim Schlosse in Berlin bezeugt.

Der „Untadlige kräftiger Tugend" mit Mirabolanen*), dachte mitten unter den Drangsalen seines verödeten Landes an die Erhebung desselben durch die Wissenschaften und Künste, sammelte Bücher, wie sich denn unter anderen Dietrichs von dem Werder befreites Jerusalem in schönem Exemplar mit seiner Namensschiffer noch erhalten hat. — Dicht hinter dem Kurfürsten steht August, erwählter Erzbischof zu Magdeburg, der Sohn Johann Georges, unter dessen späterem Regimente als des „Wohlgerathenen" der funfzigjährige Palmbaum leider verdorren sollte. Uebergehen dürfen wir auch nicht des Kurfürsten hartbescholtenen Günstling, Kurt von Burgsdorf, der als der „Einfältige hat viel in sich" mit dem Kraut Einblatt prangt; seine Feinde sagten ihm nach, er habe oft 18 Maaß Wein bei einer Tafel getrunken, mehr als fürstliche Pracht und noch Häßlicheres getrieben. Dabei aber war er ein tüchtiger Soldat, Tänzer und Serenadenbringer bei den Damen. **)

Neben so vornehmen Herren zierten auch ausbündige Gelehrte und Dichter den Jahreskranz. Georg Philipp Harsdörffer, altpatrizischen Geschlechts aus Nürnberg, geboren i. J. 1607, früh auf Universitäten und Reisen im Auslande gebildet, seit 1631 in hohen Ehrenstellen seiner Vaterstadt, im Besitze einer ausgebreiteten Belesenheit, ein Verehrer der witzigen italienischen Dichter seiner Zeit, unermüdet thätig und schreibselig, bahnte durch sein Vorbild und Ansehn eine neue Geschmacksperiode in Deutschland an, und gehört schon wegen seines löblichen, jedoch prahlsüchtigen Strebens für die Bereicherung der deutschen Sprache in unsere Reihe. Auf die Einsendung seines ersten Theiles der Gesprächspiele aufgenommen, stattete der Geehrte seinen Dank ab, und blieb mit der Gesellschaft im traulichsten Verkehr, wie die Briefe im Anhange beweisen. Zwei Jahre nach seinem Eintritt gründete er, weil man häufig seine Vorschläge ablehnte, in allgemeiner Nachahmung unseres Bundes, den „Löb-

*) G. Neumarks Palmbaum No. 401.
**) Cosmar a. a. O. Beilage IX.

lichen Hirten- und Blumen-Orden an der Pegnitz" oder die „Gesellschaft der Pegnitzschäfer" (1644), in welcher der Ernst, den Köthens patriotischer Verein selbst bei müßiger Spielerei zu bewahren wußte, leider in läppische Tändeleien mit Blumen und in kindische Schäferei ausartete. *) Der „Nährende" nannte den Patrizier schon vor der Stiftung der Pegnitzschäferei, deren Wirksamkeit wir hier nicht verfolgen können, den „Spielenden"; die Nachahmung eines männlich-ernsten, vielfach anregenden Strebens durch die Nürnberger trug später nicht wenig dazu bei, das gesammte Gesellschaftswesen bei den Zeitgenossen lächerlich zu machen.

Vor so unverdienter Schmach konnte das Werk Ludwigs schon allein ein Mann bewahren, der, von Natur reich begabt, die Richtung seiner geistigen Kraft der persönlichen Anregung verdankte, die unser Fürst ihr gewährte. Schottel übernahm mit heiligem Eifer die Verfolgung der wissenschaftlichen Pläne des Bundes, als der Nährende den jungen Verfasser der „teutschen Sprachkunst", die ihm schon in der Handschrift vorlag, gewissermaßen zu seinem Berufe eingeweiht hatte. Der „Suchende die reinen Dünste" hieß Schottel von der Gemsenwurzel der Jäger,

> Die dem Thier in Bergen hoch nachsteigen,
> Die reinen Dünst' ich such' und mache sie bekannt,
> Die unsrer deutschen Sprach' in ihrer Art sind eigen.
> Recht auf dem Grunde gehn und drin bleib unverwandt,
> Heiß suchend, auch will fort, was ich drin finde, zeigen,
> Zu bringen Frucht, die wohl dem Vaterlande nutzt,
> Und mit der deutschen Zung' all' andern fremden trutzt. **)

Die verschiedenen Gebiete der deutschen Sprachwissenschaft, welche die früheren Gesellschafter theoretisch mehr als Liebhaber als in strenger Forschung berührt hatten, sollten — so leuchtet ein — jetzt gründliche und vollständige Bearbeitung erfahren. Wie

*) Ueber Harsdörffer und Klajus s. die Einleitung zu W. Müllers Bibliothek des siebzehnten Jahrhunderts, Th. IX. Leipzig 1827, wo auch die Pegnesische Literatur verzeichnet ist.

**) Stammb. No. 397.

Gueintzius, der Rector, die Orthographie übernommen, so unterwand sich Schottel, voll Begeisterung, dem Größeren, einem erschöpfenden Werke über die deutsche Sprachkunst. Systematisch anschreitend, nach vorläufiger Vereinbarung mit dem Oberhaupte, hatte Schottel i. J. 1643 die „Kurtze Einleitung zu richtiger Gewißheit und grundmäßigem Vermögen der Teutschen Hauptsprache" verfaßt, und sie, wie billig, dem Oberhaupte gewidmet. „Die teutsche Sprache hat ihren rechten Ehrentritt zu grundfestem völligem Stande erst damals gethan, als E. F. G. dieser hochherrlichen, allerreichsten und vollkommenen Hauptsprache hiezu die güldenen Staffeln fürstlich und hochrühmlich zuerst gesetzt, und den Teutschen gezeigt, wie sie diese ihre Muttersprache in angeborene reinlichste Zier und Pracht einkleiden, sie vom fremden drückenden Joche dienstlos machen sollen." — Dem Fürsten gebühre der Dank aller teutschliebenden Gemüther als Schutzherrn, Pflanzer und Erheber des weitgerühmten Kunstgewächses der teutschen Sprache, nemlich der F. G. Was er nun zuerst darbringe, als Gliedmaß derselben gewürdigt, sei, seinem zugeordneten Namen gemäß, Gesuch, Geschürf und Gespür in der Fundgrube teutscher Sprache.*) Die „Einleitende Rede" ist in Reimen, und verkündet den ganzen Umfang des Strebens unseres deutschen „Varro". Spricht sich überall bei Schottel ein maßloser, prunkhafter Stolz auf die Herrlichkeit der Muttersprache, und, fast zur Beleidigung anderer Völker, prahlerische Hinweisung auf die frühere geschichtliche Größe unseres Volks aus; wer mag es dem glühenden Patrioten übel deuten, wenn er den Mund etwas voll nahm, da das Vaterland politisch eben der Spielball höhnender Fremden geworden? Was blieb dem Deutschen damals übrig, welcher Trost als seine Vergangenheit und das Eigenthum seines Geistes? — Im J. 1644 folgte die Teutsche Vers- oder Reimkunst, „darin unsere teutsche Muttersprache, so viel dero süßeste

*) Kurze Einleitung, abgedruckt in der Ausführlichen Arbeit vom J. 1663.

Poesis betrifft, in eine richtige Form der Kunst zum ersten mahle gebracht wird," *) ein Lehrbuch der Metrik, welches zumal in der „Wortzeit" (Zeitmessung) die Fortschritte seit Opitz's Poeterei augenscheinlich macht, und die Fähigkeit unserer Sprache auch zu unzähligen Reim- und Versverbindungen nachweist. Freilich rechnet der Treffliche, welcher den possirlichen Spielereien seiner Zeitgenossen sich nicht entheben konnte, dazu, außer dem beliebten Anagramme oder „Letterwechsel", auch die Bilderreime, deren Zeilen im Druck ein Ei, eine Thurmsäule, ein Kreuz oder gar einen daktylischen Pokal bildeten! Das Büchlein war der Gemahlin des Befreyenden, Sophia Elisabeth von Mecklenburg, einer selbstthätigen Gönnerin der Poesies, gewidmet, und vom Unverdrossenen, vom Spielenden, von Johann Rist, dem späteren Stifter des Schwanenordens an der Elbe, so wie vom fernen Philander von Sittewald mit Klinggedichten begrüßt. Unter den zermalmenden Tritten des grauenvollsten Krieges verknüpfte ein ideales Band die edelsten Männer aller Gauen des Vaterlandes. — So aufgemuntert gürtete sich der Suchende zu seinem größten Werke, zu einer Mission, als deren Priester er vor allen Zeitgenossen auserkohren war, zu seiner „Teutschen Sprachkunst". Ein deutsches Wörterbuch trug er schon i. J. 1645 in der Seele, wie der lehrreiche Briefwechsel zwischen ihm und dem Nährenden vom October jenes Jahres bezeugt. (S. Anhang.) Reicht das Erscheinen der Sprachkunst in der zweiten **) Auflage von 1651 und der „Ausführlichen Arbeit" von 1663 gleich über die Regierung des Nährenden hinaus, so müssen wir Zusammengehöriges doch hier schon erwähnen, da unstreitbar dieses die herrlichste Frucht des Palmbaums in der Zeitfolge nach den Uebersetzungen des „Vielgekörnten" ist, und sie den Nährenden als ihren Pfleger preist.

---

*) Ausgabe Frankf. a. M. 1656. 8.

**) Ein Exemplar der „Teutschen Sprachkunst", auf welche Schottel, als vor „zwanzig Jahren" herausgegeben, in der Einleitung zur Ausführlichen Arbeit, sich bezieht, hat sich nirgend auffinden lassen. Harsdörffer rühmt das Büchlein schon im Sommer 1642.

Wir dürfen uns hier nicht auf eine Würdigung Schottels als Vaters der deutschen Grammatik einlassen; jedoch müssen wir, wir möchten sagen, das Sittliche dieses Unternehmens hervorheben, weil in ihm der innerste Geist ihres Anregers und seiner Gesellschaft sich ausspricht. „Schon in der ersten Ausgabe (1644?) war es behäglich, auch der Fruchtbringenden Gesellschaft halber Verbindlichkeit, Alles mit deutschen, jedoch genugsam deutlichen Worten zu geben." Diesen Grundsatz nun beobachtete Schottel unverbrüchlich und war so glücklich, Bezeichnungen zu erfinden, welche bis auf diesen Tag im Gebrauch der Sprachschule sich erhalten haben. Das unübersehbar fleißige Werk umfaßt auf anderthalbtausend enggedruckten Quartseiten in fünf Büchern eine Mannigfaltigkeit des Inhalts, welche die bisherigen schwunghaften, großrednerischen, oft hohlen Phrasen von der Herrlichkeit der Muttersprache zur Thatsache, zur Wahrheit erhob. Die zehn vorangehenden Lobreden, nachdrücklicher gemacht durch lateinische Gelahrtheit, die auch der Purist auskramen mußte, beurkunden in jeder Zeile seine tiefe geschichtliche Kenntniß des Gegenstandes und die wissenschaftliche Ueberzeugtheit des Forschers. Ihm steht der ganze bisherige Sprachschatz zu Gebote; er hat alles gelesen und geprüft, weiß großsinnig alles für seinen Zweck zu verwenden: den Stolz seiner Deutschen auf ihr geistigstes Besitzthum zum Gipfel zu steigern. Daß er zumal in der Etymologie, oder Erforschung der Urbildungsperiode der Sprache und ihrer Stammverwandtschaft, sich irrte, hält dem mühseligen Arbeiter vor 200 Jahren jeder zu gute, der da weiß, wie langsam die neueste Zeit die Mittel der Sprachvergleichung aufbieten konnte, welche auf diesem Gebiete eine Befriedigung gewährt, die möglicher Weise das Lächeln eines späteren Jahrhunderts erregen mag. Die siebente Lobrede, in welcher der Forscher, „den anmuthigen Lustweg, da die Götter selbst der Sprache näher treten, der Schwester der Natur, der Poesie, wandelt," wird, der gelehrten Ueberladung ungeachtet, jeden sinnvollen Leser mit Behagen erfüllen. Zählte Lichtenbergs Witz alle Bezeichnungen des Deut-

schen für die Trunkenheit auf*), so giebt Schottel einen tiefsinnigeren Erweis der Fülle unseres Sprachgeistes, indem er ein Paar hundert Ausdrücke zusammenstellt, welche dem Dichter für Tod und Sterben zu Gebote stehen. In den eigentlich grammatischen Theilen des Werks überbietet sich nun vollends der Forscher im Schürfen, Zutagfördern und Zusammenstellen der reichsten Erzadern; seine Stärke ist, mit feiner Combinationsgabe, ohne alle Vorarbeit, das Gefundene zu ordnen, kabinetartig, sauber und vollständig das Paßliche aneinander zu reihen. In der Wortfügung leitet das klare Bewußtsein der Regel ihn auf die Unerschöpftheit neuer, kräftiger, oft freilich auch ungeheurer (monströser) Wörter, welche siebenzig Jahre früher Johann Fischarts trunkener Genius riesenlaunig und regellos herausgesprudelt hatte. Was in systematischer Fortbildung Schottel als nothwendig und sprachgerecht zum Vorschein bringt, das weist er denn auch immer als geschichtlich schon vorhanden nach, indem er in seine Sammlungen aus altdeutschen Dichtern und Schriftstellern, Sprichwörtern und Redensarten, in Rechtsquellen, die für das Leben längst versiegt sind, ja in die Reichstagsverhandlungen und die alten Kanzleien hineingreift. Aber ohne die unermeßliche Bibliothek alter Drucke und Handschriften, welche sein Gebieter, Herzog August, seit nahe 50 Jahren zusammengebracht, selbst geordnet und in seiner Residenz Wolfenbüttel s. 1644 aufgestellt hatte, blieb diese Arbeit unausführbar. So erklärt Schottel uns Ein Tausend deutscher Vor- und Eigennamen; gelangt er nun gar an die Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten, so schüttet er uns wohl ein Paar Tausend auf, und versteht die schwersten und verdunkeltsten, wie z. B. „Du bist der treue Eckard, Du warnest jedermann,“ oder „Es gehet zu wie in König Artus Hofe,“ oder „Er hat mit St. Gertrud einen Wettlauf gethan,“

*) Als Seitenstück zu Lichtenberg nennt Fischart nicht weniger als 560 verschiedene Karten-, Würfel-, Glücks- und Gesellschaftsspiele der Deutschen, mit denen sein junger Riese nach der Mahlzeit sich die Zeit verkürzte.

artig und sinnig aus dem Heldenbuche, der Bauernsage, ja aus dem Kindermärchen zu deuten. Die Hälfte dieser scharfgeprägten Verkehrsmünzen unserer Vorfahren, welche in Rede und Schrift Uneigentliches und Bildlichkeit liebten, ist uns, wie das lebendige Gedächtniß der germanischen Sage, im dreißigjährigen Kriege abhanden gekommen. Erwähnen wir nun noch, daß Schottel im vierten Tractat des fünften Buches „unvorgreiflich berichtet über alle bekannten Leute, welche von teutschen Dingen vormals und neulich teutsch geschrieben haben,“ er sein Zwiegespräch „über die Kunst, recht zu verteutschen“ mit der Erzählung des alten Kolbenrechts schließt, und daß er endlich, einige Jahre vor seinem Tode (1676), als „Fürstlich Braunschweig-Lüneburgischer Kammer-Hof-Consistorial-Rath und auch Hofgerichtsassessor“ das kurzweilig-gelehrteste Büchlein Von unterschiedlichen Rechten in Teutschland (Hagestolzenrecht, Baulebungs-Recht, Baar-Recht, Garten-Recht, Schillings-Recht, Rutschar-Recht) und noch einigen zwanzig anderen wundersamen Rechten herausgab *); so möchte uns wohl jeder beipflichten, wenn wir unseren trefflichsten Niedersachsen als den Jacob Grimm seiner Zeit, wie den trefflichen Hessen als den Schottel des neunzehnten Jahrhunderts begrüßen! Aber kaum daß die kritisch auswägende Dankbarkeit der neusten Zeit ihrem Meisterdeutschen so huldigen kann, als, im Rausche ihrer Bewunderung, jene einfacheren Genossen in Klinggedichten, Oden, Epigrammen, Aufschriften und Ehrenliedern einander zu überbieten wetteiferten. **) —

*) Ausgabe Frankf. u. Leipz. 8. mit einer Widmung an H. Anton Ulrich vom J. 1671.

**) Die Ausgabe d. A. A. von 1651 zu Braunschweig ist dem H. August gewidmet, und zählt voran 18 Carmina gratulatoria von vornehmen Gesellschaftern und Freunden auf, von denen wir den „Unglückseligen“ (s. unter No. 500), den Erwachsenen (No. 451), den Spielenden, den Rüstigen (No. 467), den Träumenden (Moscherosch), der es im „Lobe des Bergmanns“ am besten gemacht, den Ordnenden, Sigmund von Birken, unseren Freund der deutschen Sibylle, S. Gerlach hier nennen. Die letzte Ausgabe von 1663, mit einem ehrenvollen Privilegio Kaiser Leopolds, beschränkt sich auf lateinische Lobgedichte. —

So blickte denn der Nährende wohlgemuth auf vorhandene und werdende Früchte, als mit dem Schlusse d. J. 1644 das Unglück wiederum sich heranwälzte. Der Prager Frieden war für erloschen erklärt; der hamburger Präliminarvertrag zögernd vom Kaiser bestätigt; die Friedensversammlung zu Münster eröffnet; da lockte Gallas', des Heerverderbers, Ungeschick den überlegenen Torstensson aus Jütland an Magdeburg vorüber wieder ins Anhaltische (Spätherbst 1644). Gallas verließ zwar schonungsvoll das Residenzschloß Bernburg auf Bitten Christians II, aber die Schweden bemächtigten sich desselben, und dicht an einander gelagert verhängten beide Theile neue Drangsale über das Ländchen, bis Gallas über Magdeburg auf Umwegen durch die Mark kümmerlich Böhmen erreichte.*) Finden wir zwar nicht Linard Torstensson und Gallas als unheimliche Gäste im Stammbuche verzeichnet, so doch vier Ausländer hintereinander zu Ende des Jahres 1644. Kaspar Cornelius Mortaigne, schwedischen Generalmajor, aus Flandern gebürtig, der, Pflegevater unseres jungverwaisten V. L. von Seckendorff, als hessischer General i. J. 1647 vor Rheinfels verwundet wurde, und am 18ten Juli, von einem „weingrünen" Barbier verabsäumt, starb; Robert Duglas, einen alten Schotten aus Gustav Adolfs Schule, „den Lebhaften"; einen Jean de la Porte und Alexander Erskeine, „den Fürsichten". Letzter gehörte, wie Heusner zu Johann Banér, Rouyer zu Piccolomini, Schäffer zu Mercy, als Resident zum Heere Torstenssons. Glücklich in seiner Diplomatie, hatte Erskeine durch die „Gustavianische Schenkung" i. J. 1631 stattliche Domänen in Pommern als Eigenthum erlangt; doch war er nicht der Schlimmsten einer, und erwarb sich, humanen Sinnes, erst das Lob des Vielgekörnten, und einige Jahre darauf das Verdienst, einen darbenden Dichter, den frommen Kniegeigenspieler und letzten „Erzschreinhalter"**), mit frischem Lebensmuthe zu erfüllen. Unmittelbar ging in den

---

*) Beckmann III, 136. Theatr. Europ. V, 174.
**) Georg Neumark, s. u.

Zweck des Ordens ein Zacharias Prüschenk von Lindenhofen, der „Fördernde", welcher fromme Tractate aus dem Lateinischen und Französischen übersetzte. — Mit dem Frühling d. J. 1645 schien Torstenssons Sieg bei Jankau in Böhmen die Ausdauer und Beharrlichkeit Oesterreichs gänzlich zu Boden zu schlagen; doch erholte es sich mit wunderbarer Erneuerungskraft wieder, selbst als der hart geprüfte Kurfürst von Sachsen abtrat, und den Waffenstillstand zu Kötschenbroda unterzeichnete (6ten Septemb. 1645).

Die Entwaffnung Niederdeutschlands verlieh auch den Anhaltern kümmerliche Ruhe; bis Ende 1646 vermehrte sich die Gesellschaft wieder mit vierzig neuen Gliedern, worunter acht friedliche Fürsten und Reichsgrafen, viele stille Landedelleute und einige namhafte Schriftsteller. So Johann Michael Moscherosch, bekannter unter dem Namen Philander von Sittewald, zur Zeit Amtmann zu Beufelden im Elsaß, geboren i. J. 1600 in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Gehörte er gleich durch seinen Haß gegen das Fremdwesen zur patriotischen Richtung der Anhalter und war er deshalb früh mit ihnen befreundet, so durfte der Palmbaum „die hohen Sachen des Träumenden", welchen der „Nachtschatten" zum Seher machte, doch nur als etwas Fremdes sich aneignen. Wie wir aus einem anziehenden Briefe des schreibseligen Spielenden an das Oberhaupt vom 1sten Wintermonats 1645 erfahren (s. Anh.), befand der Träumende sich gerade auf einer Sendung nach Paris, als die ehrenvolle Zeitung seiner Einnahme einlief. Bekannt waren bereits Philanders von Sittewald Wunderliche und wahrhafte Gesichte, eine mehr als freie, eine schöpferische Nachahmung der satyrischen Visionen des Spaniers Quevedo de Villejas, sein rauher Strafeifer gegen die herrschenden Thorheiten und Laster, besonders seine Darstellung der Verwilderung des Soldatenthums, wozu seine unglückliche Heimath zunächst die Bilder lieh. Kümmerte Philander sich bei seiner „Fischartischen" Keckheit in Sprache und gigantischer Auffassung wenig um die neuen Regeln; so

war er doch ein Bewunderer der schlesischen Muse*), und entlehnte er von den Anhaltern jenes teutsche Erzheldenwesen, das er so trefflich zu verwenden versteht. Darum durfte der Träumende im Stammbuche nicht fehlen. — Ein Gewächs, dem norddeutschen Boden eigenthümlicher entsprossen und von Anhalt und Wolfenbüttel aus mühsam gepflegt, war die Muse Joachims von Glasenapp, eines Pommern, der spärliches Grün aus einem dürren Boden trieb, dort wo ein bekannter Landwirth fast zwei hundert Jahre nach ihm durch lombardische Künste das Unfruchtbare zur Ergiebigkeit zwang**). Mit merkwürdiger Vorahnung der Kulturfähigkeit seines Erbes unter dem Namen „der Erwachsende im feuchten Erdreich mit gemeiner Hirse" aufgeführt, am Hofe des frommen August in Wolfenbüttel gern gesehen, dichtete er i. J. 1647 einen „Evangelischen Weinberg", und eine „Neue Weinlese", Reime auf alle Evangelien und Episteln, welche letztere er dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm zuschrieb. Die Widmung verräth eben nicht die sorgfältige Schule seiner Vorbilder:

„Hoch erleuchte, treffentlich,
Edler Tugend Helden,
Wie ich dies Lied erst vernahm,
Muß ich euch vermelden."

Doch gab es wohl kaum einen bibelfesteren Edelmann in ganz Pommerland, und fand er so verbindliche Gönner, daß die Herzogin Sophia Elisabeth, Augusts Gemahlin und Tochter Johann Albrechts von Mecklenburg-Güstrow, „des Vollkommenen",

---

*) Sein verdorbener Doctor singt, Soldaten-Leben Th. II. der ächten Ausgabe von 1650, S. 655. Opitz's Lied: Ich empfinde fast ein Grauen. Moscheroschs lyrisches Talent bezeugt unter andern das fromme Soldatenlied II, 690: „Gott ist der Christen Hülf und Macht, Ein veste Citadelle."

**) J. v. Glasenapp lebte auf seinen Gütern Gramenz und Lübgust bei Neu-Stettin, wo der Freiherr Senfft von Pilsach großartige Ueberrieselungswerke anlegte. Glasenapp war der Berather der trefflichen Herzogin Hedwig von Braunschweig, der Wittwe des H. Franz von Pommern, und Stifterin des Gymnasii Hedwigiani in Neu-Stettin.

jene Hymnen in Musik setzte *). Diese poetisch gestimmte Dame errang, die erste ihres Geschlechts, die Auszeichnung, als Mitglied der F. G. sich nach dem Namen ihres Gatten die „Befreyende" schreiben zu dürfen. Der Befreyende selbst, der eifrigste Freund der Wissenschaft und der leidenschaftlichste Büchersammler, widmete in höheren Jahren seine Feder nur kirchlich-frommen Zwecken, seinen Bibelwerken, die ihm einen, unter allen Standesgenossen, wahrhaft einzigen Ruhm erwarben. Noch liebte er seinen älteren Gelehrtennamen Gustavus Silenus, und brachte i. J. 1646 auch einen merkwürdigen süddeutschen Zeitgenossen wenigstens in äußere Verbindung mit den Anhaltern. Johann Valentin Andreae, den wir früher als übermüthigen Verächter der Regel bezeichnen mußten, geboren i. J. 1586 in Schwaben als Sohn des aus der Concordienformelgeschichte berühmten Theologen Johann Andreä, hatte frühzeitig die seltensten Geistesgaben entwickelt, einen Tiefsinn, der sich fast in die Irrwege theosophischer Alchymie und Rosenkreuzerei verlor. Voll glühenden Bestrebens, etwas für die Glückseligkeit seiner Brüder zu thun, wirkte er lange als Pfarrer in kleinen Städten Wirtembergs, tröstend und helfend; sah nach der Schlacht von Nördlingen (1634) sein Haus mit kostbaren Kunstsammlungen verheert **), seine Gemeine nackt und verschmachtet, und ward dann Hofprediger in Stuttgart. Die Noth des Landes, welcher die Verschwendung des Hofes Hohn sprach, zehrte, bei seiner eigenen Armuth, an der Heiterkeit seines Geistes; doch setzte ihn die fürstliche Freundschaft Augusts von Wolfenbüttel in den Stand, sein Haus den Hülfsbedürftigen zu öffnen. Seit langen Jahren unterhielt Andreä einen lebhaften Briefverkehr mit dem edlen Guelfen und dessen fähigen Söhnen, Rudolf August und Anton Ulrich, half Gepräge und mystische Inschtiften der wunderlichen „Glockenthaler" ergrübeln, schickte Bücher und Kunstsachen, deren Lieb-

---

*) Stammb. No. 451. Schottel Haubt-Arbeit S. 1173 und Neumark S. 454.

**) Den Kriegsjammer schildern seine Threni Calvenses. Straßb. 1635.

haber er wie sein Freund Philipp Hainhofer war, und dankte dieser Verbindung und dem Ehrenmanne Schottel, daß sein Name als der „Mürbe bleibet dennoch frisch" im Stammbuche prangt *). Andreä's Schriften, ascetischen Inhalts, sind nur lateinisch, bis auf die „Chymische Hochzeit Christian Rosenkreutz" (1617) und die „Geistliche Kurzweil" (1619). Immer war es ein löbliches Zeugniß universeller Würdigung, daß Ludwig auch jenen seltenen Mann in die Genossenschaft aufnahm. —

Die verheißliche Aussicht, mit welcher das J. 1646 sich eröffnete, machte dem Oberhaupte Muth, das vollständige Stammbuch der Gesellschaft, deren Namen über ganz Deutschland verbreitet war, in würdiger Gestalt zu veröffentlichen. Die erste Hälfte bis No. 200 war schon im Jahre des Friedens von Lübeck (1629) erschienen; auch jetzt gewann er den berühmten Grabstichel Merians in Frankfurt, und ließ dort das oft angeführte Werk mit fürstlicher Ausstattung erscheinen. Jedes dem einzelnen Mitgliede gewidmete Blatt enthält das „Gemälde" desselben im saubersten Stiche, mit einem landschaftlichen oder architektonischen Hintergrunde, welcher eine artige, vierhundert Male veränderte, oft beziehungsreiche, Scenerei vorführt. Nur die Anfangsbuchstaben bezeichnen die Eigennamen; jedem Gesellschafter ist ein achtzeiliges Reimgesetz gewidmet, dessen Regel- und Sprachrichtigkeit wir zwar nicht loben wollen, dagegen den Gedankenreichthum bewundern müssen, welcher dem Verfasser zu Gebote stand, um 400 oft bizarre Namen mit dem gewählten Kraute und Sinnspruche in heitere, beziehungsvolle, nie verletzende Uebereinstimmung zu bringen. Leider ist die Fortsetzung des Stammbuchs, bis No. 527 mit Reimgedichten handschriftlich ausgefertigt und noch vorhanden, im Drucke unter-

*) Stammb. No. 464. Andreä's seltsamen Revers vom 16ten und sein Dankschreiben für die Ehre, lateinisch, datirt Stuttgart 17ten Dezemb. 1646 s. i. Anhang Bekanntlich hat Herder i. J. 1786 auf Andreä wieder aufmerksam gemacht. Es befremdet, daß Andreä in seinem Briefwechsel mit den Guelfen, Seleniana Augustalia. Ulm 1648. 16. wohl der Anhalter, aber nicht der F. G. erwähnt.

blieben *). — Auf Ludwigs Geheiß gab der „Unverdrossene" (C. G. v. Hille) im folgenden Jahre den „Teutschen Palmbaum" in lobrednerischer Sprache, welche das bescheidene Oberhaupt in seiner kurzen Einleitung gemieden hatte, heraus, und widmete sein Büchlein dem Untadlichen, unserem großen Kurfürsten. Schien es doch, als wenn Ludwig am Abende seines Lebens der Welt Rechenschaft ablegen wollte, was er unter den Stürmen des entsetzlichsten Krieges beharrlich hinausgeführt.

Die letzten drei Jahre des Nährenden, von 1647—1650, verrathen auch im Stammbuche die diplomatische Thätigkeit, welche die westfälische Friedensversammlung unabweislich forderte. Ein Friedrich Justus Lopes de Villanova (No. 462) war gewiß einer der kaiserlichen spanischen Räthe; neben zwölf Fürsten und vornehmen Grafen findet sich eine nicht geringe Zahl von angesehenen Staatsmännern, deren Gunst in Münster und Osnabrück wichtig war. So der Freiherr Rudolf von Dietrichstein und Erasmus Graf von Stahrenberg, und hintereinander eine Reihe kurbrandenburgischer Minister, wie Sigmund von Götzen und Otto von Schwerin der Aeltere, als der „Rechtschaffene in hitziger Noth", geboren zu Stettin i. J. 1616, seit 1645 Geheimer Rath, erster Minister des Kurfürsten und gewissenhafter Erzieher des Kurprinzen. Als solcher und als Freund der trefflichen Louise von Oranien verfaßte er Gebete und geistliche Lieder voll Innigkeit und Wärme, welche, noch im Gebrauche kirchlicher Andacht, zum Theil seiner frommen Gebieterin zugeschrieben werden, die gleichwohl des Deutschen nicht mächtig genug war **). Vor den Tönen dieser Zions-Harfe mußte freilich das rauhe, hölzerne Saitenspiel des „Erwachsenden" verstummen, und Otto von Schwerin auch ohne seine politische Bedeutnng eine Ehrenstelle in Köthen ansprechen dürfen. Bran-

*) Bei einer großen Zahl fehlen Wappen und Autographen.

**) Ueber O. v. S. und dessen geistliche Redekünste s. L. von Orlich Gesch. des Preußischen Staates im XVII Jahrh. u. s. w. Berl. 1838. I. S. 545 und III, 379.

denburger sind auch ein Alvensleben, Bernd von Arnim, Jost Gerhard von Hertefeld, dessen ohne Zweifel selbst gewählte Namen und Gemälde, „der Würgende, ein wachsender Steinfels (Pilz?), daran junge Bären sich zu Tode fressen", seltsam genug sich ausnehmen; ein Rochow, ein Ewald von Kleist, ein Marwitz, Knesebeck. Das Haus Anhalt, zumal Dessau, begann sich näher an Kurbrandenburg anzuschließen, um ein Geschlechtsalter hindurch wiederum martialisch zu glänzen, nachdem die Herrschaft über den entartenden Geschmack der schönen Redekünste sich ihm entwunden. Auch der gealterte Dichter, Dietrich von dem Werder, nahm i. J. 1646 die Würde eines Kurfürstl. Geheimen Raths, Obristen und Hauptmanns im Gebiete von Halberstadt an, als ihn das Geschäft der Vermählung des jungen Landgrafen Wilhelms von Hessen nach Berlin führte.

Die Verbindung mit den jüngeren Piasten in Liegnitz und Brieg, welche Johann Christians Erben erhielten, brachte, wiewohl spät, auch Friedrich von Logau, den Rath Ludwigs von Liegnitz, „des Heilsamen", in den Bund, obgleich die Tausende teutscher Sinngedichte Salomons von Golau schon seit 1638 bekannt waren. Der Beiname: Der Verkleinernde die geschwollene Milz mit Scolopendrium scheint nicht ohne Bezug auf die stachlichen Epigramme des Dichters zu sein **). — Gustav Adolf, Herzog von Mecklenburg-Güstrow, den „Gefälligen", reihen wir den Dichtern, nicht den Fürsten an, weil seine geistliche Muse leicht die fruchtbarste des Jahrhunderts blieb ***). Johann Rist, der „Rüstige wo man sein bedarf", geb. zu Pinneberg in Holstein i. J. 1607, Pfarrer zu Wedel, hatte solchen Eifer und solche Freude an den Früchten des Palmbaums bewiesen, und war wegen der Fülle poetischer Arbeiten seit zehen Jahren schon so

*) Beckmann VII, 287.

**) Friedr. von Logau Sinngedichte. Her. von Lessing. Leipz. 1759. 8. Vorrede S. VII ff.

***) Gustav Adolfs Geistliche Gedichte. Güstrow 1663. 1699. 4., dreihundert an der Zahl. Sie mögen dem Dichter mehr Erquickung bereitet haben, als dem Leser heut zu Tage.

geschätzt, daß ihm, dem Freunde Schottels, der Eintritt gegönnt werden konnte. Dreizehn Jahre darauf, als es mit der Herrlichkeit der F. G. niederging, stiftete er den Schwanenorden an der Elbe, dessen Bestand ihn kaum überlebte *). Ernst Christoph Homburg, geb. 1605 und Rechtsconsulent in Naumburg, obgleich er schon i. J. 1638 mit seiner Schimpf- und ernsthaften Klio und der Tragikomödie von der Schäferin Dulcimunda der Welt eine freiere poetische Beweglichkeit erwiesen, ward erst jetzt, wie durch einen letzten Akt der Gerechtigkeit, dem Verein als „der Keusche" beigezählt **). Ob Homburg's Nachbar im Stammbuche, Johann Wilhelm Freiherr von Stubenberg, als Anhänger der evangelischen Kirche in früher Kindheit mit seinen Eltern aus Steiermark ausgewandert und in Meißen aufgenommen, schon damals als Dichter sich anders hervorgethan, als durch gelegentliche Klinggedichte ***), oder ob des vornehmen Emigranten Glaubensmuth ihm den Gesellschaftsnamen des „Unglückseligen von früher Jugend" (mit Gerskohl!) erworben, entscheiden wir nicht. Wohl aber legte er sich bald mit Beifall auf die Uebersetzung moralischer Abhandlungen aus dem Französischen, Lateinischen und Italienischen, und krönte seinen Ruf, indem er in späterer Periode die bändereichen Romane des Fräuleins de Scudery, wie die Clelia in acht Theilen, übertrug †). Wahrscheinlich verstand der „Unglückselige" gründlicher das Französische, als jener Italiener, welcher gleichfalls die Clelia verdolmetschte und, unkundig der militärischen Bedeutung von montre (Monatssold), den König der Assyrer nach der Eroberung Babylons seinem Heere 800,000 Sackuhren! statt der Plün-

*) Ueber Rist s. Müllers Bibliothek. VIII. zu Anfang.

**) Ueber Homburg ebend. VII. S. XXI. und Neumeister. Stammb. No. 499. Nach dem Briefe Werders v. 3ten April 1648 (s. Anhang) scheint Harsdörffer ihn vorgeschlagen zu haben.

***) S. No. 1 unter den carminibus gratulat. auf die zweite Ausgabe der t. Sprachkunst.

†) Schottel Ausf. Arbeit. S. 1178. Stubenberg st. 1684 im 57sten Jahre.

derung schenken ließ! Solches erzählte das Fräulein ärgerlich ihrem Verehrer, Joh. Christoph Wagenseil, der dagegen den Herrn von Stubenberg als untadligen, liebreizenden Uebersetzer herausstreicht *).

Als den letzten unter den dichtenden Zeitgenossen ehrte der Nährende einen nahen Grenzunterthan, den frühreifen Schüler Gueintzius' und Buchners, Philipp Zesen, geb. in Priorau bei Bitterfeld i. J. 1619, der, bewundert von dem einen, verhöhnt von dem andern, mit Begeisterung für die Reinheit der Muttersprache focht, und erst in neuerer Zeit unparteiischere Beurtheilung erfahren hat. Schon damals durch seine Sprachketzerei berüchtigt, fügte er sich jedoch als der „Wohlsetzende" der Ordnung der Gesellschaft, trat mit besonnener Mäßigung auf, und genoß, wie die merkwürdigen Briefe im Anhange beweisen, eines ehrenvollen Vertrauens beim Oberhaupt **). — Sehen wir den Nährenden in seinem letzten Lebensjahre so löbliche Anerkennung spenden; so befremdet uns, daß gerade zwei namhaftere Dichter, die ihre Ausbildung der Universität Wittenberg und zunächst Buchner'n verdankten, übergangen wurden. Der eine ist Zacharias Lund, geb. 1608 in Schleswig ***), der andere David Schirmer aus Kursachsen, Gueintzius' und Buchners Schüler, der, ein Lobredner der Rechtschreibung des Rectors, schon i. J. 1646 in Wittenberg die Aufmerksamkeit des indolenten Kurfürsten Johann George erregt hatte, seit 1650 dem Hofe zu Dresden bei feierlichen Gelegenheiten mit seiner Muse aufwartete, und i. J. 1653 seine Bestallung als Hofpoet mit einem Gehalte von 218 Thalern erhielt †). Doch gehört Schirmer, der Dichter der „Singenden Rosen", schon mehr einer poetischen

*) Wagenseil a. a. O. S. 456.

**) S. Bibliothek von Müller XIII. S. XLVII ff. Zesens Lob des Vaterlandes (Priorau) steht in Beckmanns Accessiones p. 565. Stammb. No. 521.

***) S. Bouterweck X. S. 177.

†) Müller Forschungen I, 185. Müllers Bibliothek, fortges. von K. Förster. XIII. S. XXV.

Zeit, die ihren Weg unabhängig von dem Richterstuhle in Köthen verfolgte, und, wie er, in ihrer Lyrik als Begleitung der Ballette den Uebergang zum musikalischen und scenischen Prunke bildet.

Aber auch das letzte Blatt des Stammbuchs unter dem Nährenden sollte, wenn gleich durch glanzvolle Namen, den Zwang bezeugen, unter welchem die Gesellschaft sich bewegte. Karl Gustav, Pfalzgraf bei Rhein, der Vetter der Königin Christine, zum Generalissimus des Heeres bestimmt, jener verschmähte Bewerber, dem die königliche Jungfrau nach einigen Jahren die Krone abtrat, zog im September 1648 durch Obersachsen, um Königsmarks glücklichen Handstreich durch die Bezwingung der Hauptstadt Böhmens zu vollenden. Ehe er $\frac{5}{15}$ Septemb. durch Leipzig kam, berührte der junge Held das Gebiet von Anhalt bei Zerbst und Acken, und ward als der „Erhabene mit der hochsteigenden Sonnenblume" in den Verein aufgenommen *). In Leipzig warteten ihm die Studenten mit einer eilfertigen Abendmusik auf, und sangen ihm ein Lied, welches in gleichem Grade die Gesinnungslosigkeit der Deutschen, wie ihre erlangte Reimfertigkeit bezeugt. Drei Tage vorher hatten sie den schwedischen Gesandten, Grafen Magnus Gabriel de la Gardie, mit einem Gedichte begrüßt, dessen Lobpreiston schmählich nationale Selbstentäußerung auch bei der Jugend nachweist. Der Anfang lautete:

> Schweden muß von tapfern Leuten,
> Und von vielen Seeligkeiten
> Gleichsam angefüllet sein,
> Die sich zu uns her begeben,
> Wagen bald ihr Leib und Leben,
> Nehmen Städt' und Länder ein **).

So jubelte Deutschland denen Glückwünsche zu, die, unter der Aussicht zum nahen Frieden, mit dem heißen Entschlusse kamen, den dreißigjährigen Krieg in das vierte Jahrzehend hinein zu

*) Stammb. No. 513.

**) Annales von Leipzig v. J. J. Vogel. Leipz. 1714. f. S. 643.

ziehen. — Der Pfalzgraf langte damals zu spät an, um blutige Lorbeeren zu erringen. Der Frieden war zum Leidwesen der hohen Generalität am 24sten Octob. unterzeichnet worden; aber die Last des Kriegsheeres drückte noch zwei lange Jahre auf Deutschland, und führte noch vor Schluß des Friedensjahres den berüchtigtsten Parteigänger in Anhalts Nähe zu einer zweideutigen Ehrenbezeugung. Hans Christoph Graf von Königsmark, ein Brandenburger von Geburt, der seine erste Jugend träg am Hofe Friedrich Ulrichs, „des Dauerhaften", als Edelknabe verschlafen hatte, war unter schwedischen Fahnen das Schrecken Deutschlands geworden, und hatte bereits durch seine verwegenen Streifzüge und schonungslose Brandschatzungskunst große Reichthümer erworben, ehe ihm der lohnende Anschlag auf die kleine Seite von Prag glückte. Wer verstand es aber auch wie Königsmark, in Niedersachsen, wenn sonst in der Eile nichts zu nehmen war, die Wälder niederhauen zu lassen, um mit dem Erlös des Holzes von Hamburgs und Bremens Kaufleuten ein gutes Stück Geld rasch zusammen zu bringen? *) Mehrmals war er schon, „wenn er wie ein Raubvogel durch Deutschland spazierte", ins Anhaltische gekommen; da ihm aber um andere Atzung als mit einem kahlen Diplome der Fruchtbringenden Gesellschaft zu thun war, führte das Stammbuch seinen Namen noch nicht auf. Jetzt, nach dem Friedensschlusse, berührte Königsmark, überladen mit Schätzen **), welche die heroische Lüderlichkeit seiner Söhne und Enkel noch vor Ablauf des Jahrhunderts vergeudete, Obersachsen, und erhielt, in die Gesellschaft aufgenommen, vom schalkhaften Oberhaupte zwar eine ehrenvolle Bezeichnung als der „Streitende ein Besseres zu erlangen", aber als Gewächs treffend „das große Fünffingerkraut!" ***) — Besser mußte beim Nährenden Königsmarks

*) Spittlers Gesch. von Hannover II, 110.

**) Er hinterließ seiner Familie ein jährliches Einkommen von 130,000 Thalern. F. Cramer Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark. Leipz. 1836. 8. S. 4.

***) Stammb. No. 515.

Nachbar, Hans Christoph Graf von Buchheim, kaiserlicher General=Wachtmeister, angeschrieben sein, „der Zerbrechende den Stein ohne Verzug“. —

Die Reihe sämmtlicher Kriegsgebietiger schloß i. J. 1649 Karl Gustav von Wrangel, mit Recht „der Obsiegende entstandenem Ungemache“, mit dem Männlein der Siegeswurzel. Auch er, deutschen Geblüts, aus Livland, hatte, ungesättigt an Blut und Beute, den ersten Eilboten mit der Friedenszeitung am 6ten Novemb. zu Feuchtwangen mit Scheltworten von sich gewiesen; nach der Ankunft des zweiten und dritten warf er seinen Generalshut mit Ingrimm zu Boden und trat ihn mit Füßen. Leonhard Meyer, welcher als Glied des inneren Raths zu Nürnberg i. J. 1711 fast neunzigjährig starb, betheuert, solche That mit eigenen Augen gesehen zu haben *).

Unser Fürst Ludwig sollte die Erlösung des Vaterlandes durch das Nürnberger Friedensexecutionswerk nicht mehr erleben. Seit dem J. 1649 leidend, aber immer noch thätig und dem Bette sich entziehend, vollendete er am 31sten März 1649 seine gereimte erste Reisebeschreibung mit bewunderungswürdiger Frische des Gedächtnisses; an der Ausführung der zweiten verhinderte ihn zunehmende Leibesschwäche. Von dieser ganz artigen Reimerei, welche durch die Schilderung unvergeßlicher Genüsse in Italien gehoben wird, haben wir Proben mitgetheilt; wir nehmen es dem Greise, welcher so edle Zwecke sein Leben lang standhaft verfolgt hat, nicht übel, daß er selbst die Gesetze der gesellschaftsmäßigen Rechtschreibung, Sprachkunst und Poeterei nicht immer beobachtete, allenfalls, gegen die Sanction Opitz's und Schottels, das Wort Könige zweisylbig verkürzte, und Korn in zwei Sylben verlängerte, wenn es gerade nicht anders gehen wollte. Ueber siebenzig Jahr alt starb er in frommer Zuversicht zu Köthen am $\frac{7}{17}$ Januar 1650, mit Hinterlassung eines noch minderjährigen Sohnes, Wilhelm Ludwig. Zur

---

*) Chr. Fr. Jacobi Gesch. von Feuchtwangen. Nürnberg 1833. 8. z. J. 1648.

Bezeichnung des milden Sinnes und edler Selbstbeherrschung sagt sein Schwager George Rudolf von Liegnitz im Trauergedichte aus: sein ganzes Leben hindurch habe man aus seinem Munde kein hartes Schimpf- oder Scheltwort gehört. Von der Fülle der Klaglieder, welche des Oberhaupts Tod älteren und neueren Gesellschaftern auspreßte, hat sich nur eins erhalten, und zwar aus der Feder seines einzigen fünfundsiebenzigjährigen Bruders, des Alchymisten August, des Sieghaften, voll warmer Verehrung der Tugenden des Hingeschiedenen, und, wie es gesellschaftsfruchtmäßig sein mußte, voll Wortspiele auf den „Nährenden" *).

Sollten wir den Werth des Mannes und seiner Stiftung danach abmessen, was als thatsächliche Frucht sein Streben überlebte, so ist das Geständniß niederbeugend. Denn während Ludwig und seine Gesellschafter arbeiteten, die Maulwurfslöcher zu verstopfen, durch welche das Fremde sich den Eingang in das deutsche Heiligthum wühlte, fluthete dasselbe überall über die Krone des Dammes in das Gehege. Aber ist an und für sich in der Zeit allgemeiner Entartung, Schlaffheit und Gleichgültigkeit gegen edle Güter des Geistes eine ächt vaterländische Gesinnung schon eine That, welche ihr Lob bei der Nachwelt verdient; so müssen wir das ganze Gewicht der unglückseligsten, widerwärtigsten Zeitumstände als Hemmniß des Erfolgs in Rechnung bringen. Wir dürfen fragen, was würde Ludwigs reiner, standhafter Wille, die Kraft der geistigen Anregung, welche er unmittelbar und mittelbar auf die Zeitgenossen ausübte, gewirkt haben, wären seinem Unternehmen dreißig Friedensjahre zu Theil geworden? Wollen wir es schärfer fassen, so gebührt ihm und seinen Genossen der verneinende Ruhm, daß die deutsche Sprache bei der allgemeinen Zerflossenheit nicht in einen Zustand verschwamm, welcher es einem späteren, auch noch so energischen Streben unmöglich machte, sie wieder in ihrer Ursprünglichkeit herzustellen. Wir widmen dem Anhalter das Lob, daß er vaterländischen Ge-

*) Beckmann V. 492.

sinnungen und Kräften, welche sich vereinzelt verloren haben würden, einen Mittel- und Brennpunkt gewährte, von wo aus Wärme und Licht auch durch die nächste todte Geschlechtsschichte zu den Enkeln und Urenkeln ausstrahlen konnte. Gedanken eines stolzen geschichtlichen Selbstbewußtseins ersterben, wenn sie in einem Volke nicht von Zeit zu Zeit neu geschaffen und gepredigt werden; als eine stille, heimliche Erbschaft, vergraben in den Gemüthern weniger, harren sie auf den Tag seelengewinnender Verkündigung. Solch ein Schatzhüter und Sprachwart war der Stifter jener früh und spät vornehm belächelten Gesellschaft, den wir jedoch mit seinem, wenn auch häufig allein passiven Anregungsvermögen nicht aus seiner Zeit hinwegdenken können, ohne nur Falschheit, Geistesleere, Gemüthsverdüsterung, Barbarei und Blut vor uns zu erblicken. Wir werden am Schlusse der Abhandlung die leisen Fäden andeuten, welche die Kunstpoesie der ersten Hälfte des XVII Jahrh. und ihren deutschen Inhalt mit der Wiedererneuerung des deutschen Dichtergeistes hundert Jahre später verknüpfen; und brechen hier mit der Bemerkung ab, daß es für eine Sprache, die einmal weich und lässig sich wegwirft und das Bewußtsein eigener Bildungskraft eingebüßt, zu spät werden kann, um ihre Selbstständigkeit auch bei erwachtem Streben zu bewahren. Der Vogel, wenn er zu lange das fremde Lied nachpfeift, verlernt am Ende seinen eigenen Schnabel; der Baum, welcher zu lange die Schmarotzerpflanze auf sich duldet, erstirbt, während jene fort wuchert; ein Sprachleben, welches das Fremde gefällig auch nur als äußere Zuthat aufnimmt, verknöchert allmählig in seinen innersten Bildungstrieben. So erging es dem Angelsächsischen *) ein Paar Jahrhunderte nach der Unterjochung des Volkes durch die Normannen, das keine Göttergewalt wieder als ursprünglich herstellen konnte, als in den Tagen Edwards des schwarzen Prinzen normännisch-englische und nor-

*) Dasselbe sagte i. J. 1697 Leibnitz i. d. Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache. Deutsche Schriften. Her. von G. E. Guhrauer. Berl. 1838. Th. I. S. 456.

männisch-französische Volksthümlichkeit feindlich sich trennten, und Galfred Chaucer eine englische National-Literatur begann. Das Neuenglische ist sprachlich immer ein Zwitterding geblieben, kann neue Formen aus fremden nur umbeugen, nicht aus sich herausbilden. So hätte auch die deutsche Sprache gleich der deutschen Volksthümlichkeit sich freiwillig Fesseln geschmiedet, welche die Nation als unauflösbar nach sich schleppen mußte, wäre nicht zur guten Stunde der „getreue Eckard" erschienen. —

17. Friedens-Schauspiele in Nürnberg. Sigmund von Birken. 1650. Erste Fortpflanzung des Palmbaums durch den Schmackhaften, Herzog Wilhelm von Weimar 1651. Ausartung. Georg Neumark „der Sprossende", Erzschreinhalter der F. G. 1662.

Während das Haus Anhalt den Tod des Fürsten Ludwig nach Gebühr beklagte und die nächstgesessenen Gesellschafter ein Jahr hindurch vorschriftsmäßig die Trauerzeichen um den Nährenden trugen, war in Nürnberg das Werk des bang ersehnten, in seinen politischen Folgen doch so schmählichen, Friedens beendet worden. Die Freude der deutschen Welt über das wiedergewonnene Glück wollten nun neben den prunkvollen Friedensmahlzeiten, Feuerwerken, Erleuchtungen und anderem Gepränge auch die erneuten schönen deutschen Redekünste würdig bezeugen. Sie thaten es in einer Weise, welche die Veränderung des Geschmacks der Gebildeten und ihre Liebe zu den theatralischen Vorstellungen des Auslandes, wiewohl mit der Beimischung süßlicher, einheimischer Tändelei, eigenthümlich beurkundete. Die Seele der festlichen Anstalten in Nürnberg war Sigmund von Birken (Betulius vor seiner Erhebung in den Adel), geboren unweit Eger i. J. 1626 als Sohn eines Pfarrers, und früh wegen seines Glaubens und seiner Dürftigkeit umhergeworfen. Von Nürnberg aus, wo der Vater als Diakonus ein Unterkommen gefunden, besuchte der talentvolle und wissensdurstige Jüngling die Universität Jena, kehrte aber vor Vollendung

seiner humanistischen Studien nach Nürnberg zurück, wo Harsdörffer und Johann Klaj (Klajus), ein Meißner, sich eben um die Ausbreitung des Blumenordens bemüheten. Betulius trat unter die Pegnitzschäfer (1645), folgte jedoch gleich darauf einem Rufe als Prinzenlehrer nach Wolfenbüttel, unter unserem Schottel. Nachdem er in Nieder-Sachsen auch als Erzieher einer mecklenburgischen Prinzessin einige Jahre geweilt, führte ihn die Sehnsucht nach Nürnberg, der Heimath seiner Muse, zurück und wurde er, schon gerühmt als Lehrer der adligen Jugend und als Redner, vom „Zwingenden", dem Fürsten Ottavio Piccolomini, kaiserlichem Haupte des Friedenscongresses, als Ordner und Leiter der Festlichkeiten und Freudenmahle bestellt. „Floridan", in Verbindung mit Klaj und den übrigen Schäfern, feierte nun am $\frac{4}{14}$ Juli 1650 den Triumph des neuen Geschmacks in dem „Friedensschauspiele", welches auf allegorisch-reich ausgestattetem Lustplan, am Schießplatz bei St. Johann, vor der erlauchten Versammlung aufgeführt wurde, und dem Ehrgeizigen später den Adel, die kaiserliche Dichterkrone und die Würde eines kaiserlichen Pfalzgrafen verschaffte. Fast alle Elemente der früheren und späteren Geschmacksbildung des XVII Jahrh. durchdrangen sich in diesen mannigfaltigen, bunten Freudenspielen; der Prunk schallender Rhetorik, die steife pedantische Allegorie, das fade Schäferwesen mit wehmüthigem, patriotischen Anstriche, die Lyrik in gewundenen Versarten, alles scenisch verbunden durch opernartige Aufzüge, Musik und Ballette, in Nachahmung der neuen Herrlichkeit, welche Mazarin aus seinem Vaterlande kurz vorher nach Paris verpflanzt.*) Nichts

*) Ueber das Allgemeine s. Theat. Europ. VI. 1072 ff. Die Festprogramme mit Gedichten, Reden und Inschriften, so wie die „Margenis", ein Schauspiel, „das vergnügte, bekriegte und wieder befreite Deutschland", und Zahlreiches ähnlichen Gepräges wurden i. J. 1650 und später durch den Druck bekannt gemacht. S. Schottel a. a. O. 1176, Neumeister unter Klajus und Birken; M. Müllers Bibliothek, Th. IX zu Anfang. Auch J. Rist verfaßte ein Schauspiel, Das Friede jauchzende Deutschland, wie i. J. 1647 Das Friede wünschende Deutschland.

fehlte als jener patriotische, tiefe Schmerz, welchen die scenische Friedensrede Paris' von dem Werder athmet, die wir sonst auch als Vorbild der Nürnberger Kunstleistung betrachten müssen. Denselben Geschmack an poetischen Erzeugnissen, welche angenehm die Phantasie aufregten und statt ernster Gedanken sinnliche Vorstellungen erweckten, oder den Witz mühelos unterhielten, merken wir auch gleichzeitig an den Höfen zu München und zu Dresden, hier besonders unter dem Einflusse des Kurprinzen, Johann Georgs II. Zum letzten Male erblicken wir in Dresden gleich nach dem Frieden Ritterschauspiele noch im älteren romantischen Geschmacke, Manutenatoren, welche im Stile des sächsischen Erzhelden Wittekinds stolze Kartelle an die Abenteurer erlassen, und ihre Lustbarkeit zu einem chevalleresken Romane dramatisiren. Dem Charakter des Festes zu Nürnberg getreuer ist der Aufzug vom deutschen Frieden, mit zahlreichen allegorischen Personen, vielleicht das Werk David Schirmers. Bald aber verdrängte das kostbarere Opernwesen, für welches der gealterte Meister Heinrich Schütze Musiker aus Italien verschrieb und auch schon einen Kastraten nach Dresden übersiedelte, jene unschuldigere Mischung scenischer, ritterlicher und rhetorischer Genüsse, und bahnte sich das Zeitalter der „Saxe galante“ an. *) So wenig das jüngere Geschlecht der Anhalter dem väterlichen Vorbilde treu blieb, trat doch sittliche Entartung hier nicht schroff hervor. —

Die Siege der französischen Politik auf der Friedensversammlung begünstigten die schnelle Herrschaft der französischen Modekünste über das verrathene, sich selbst preisgebende Deutschland, so daß Neues fast mit einem Sprunge über den Rhein kam, während es funfzig Jahre früher erst nach Verlauf vieler Jahre in unserem Vaterlande festen Fuß fassen konnte. Diese Behauptung bewährt der neue Operngeschmack. Der Italiener,

*) S. über Dresden Müllers Forschungen. I, I. S. 128. 182 ff. Am 24sten Juni 1653 brachte Ernst Geller den Pastor fido von Guarini in Dresden zur scenischen Darstellung.

Giulio Mazarini hatte unter dem Jubel der Erfolge in Münster im Winter 1646 bis 47 die ersten italienischen Sänger und Maschinisten nach Paris kommen lassen und dem staunenden Hofe die erste Oper mit ungeheurer Pracht vorgeführt. Es war eine Signora Leonora und ein Signore Torelli, der Maschinist, welche mit ihrer Gesellschaft die Oper Orpheus spielten, deren Scenerei mit mancherlei Verwandlungen, den Bergen, welche Orpheus mit seiner Geige in Bewegung setzt, mehr als 400,000 Livr. kosteten. Das Stück dauerte sechs Stunden, und wurde zwei Monate hindurch wöchentlich dreimal gegeben; es unterhielt, wohl wegen seiner Pracht und seines Wechsels, der Länge ungeachtet, auch solche, die des Italienischen unkundig waren. *) Aber das Volk murrte über diese Vergeudung in so drückender Zeit, über einen Aufwand, der allein den Fremdlingen zu gute kam, und, außer der Beschaffung der theatralischen Zurüstung, für jede Darstellung etliche Tausend Thaler erforderte. Da faßte, wie ein deutscher Reisender erzählt, **) der Pfarrer von St. Eustache, welchem die Seelsorge des Hofes in Paris oblag, ein Herz, und hinterbrachte das Murren des Volkes der Königin Mutter. Anna leugnete verdrüßlich die hohe Summe und gab nur 200,000 Fr. an. Aber ungeachtet der Pfarrer auch diese zu hoch fand bei der Armuth des Volks, blieb es bei dem kostbaren Vergnügen. Einige Jahre darauf, als das erschöpfte Deutschland noch aus zahllosen Wunden blutete, um Fastnacht 1653, glaubte Kaiser Ferdinand III dem Reichstage zu Regensburg die Zeit nach italienischer Manier vertreiben zu müssen. „Das Theatrum, welches an sich selbst dunkel gemacht und mit sehr vielen Lichtern und Fackeln erleuchtet war, veränderte sich, ohne Vorziehung einiger Vorhänge, etliche male ganz geschwinde, durch schöne gemahlte Schieber, also daß bald wunderbare Paläste, bald Säle und Gärten, bald andere Figuren zu sehen wa-

*) Mémoires de Montglat. II, 224. ed. Amsterd. 1728. 12.

**) Ludolphs Schaubühne des XVII Jahrh., fortgesetzt von Chr. Juncker. Frankf. 1713. Fol. t. III, S. 302.

ren. Das Meer, auf welchem Schiffe mit Leuten ruderten und anlangten, bewegte sich stark mit seinen Wellen; es flogen Jungen wie Vögel durch die Luft und wieder herunter. Man sahe vortreffliche artige Tänze, und hörte anmuthige Stimmen der italienischen Sänger und Sängerinnen. Es währete das Werk bis 9 Uhr in die Nacht, mit großem Vergnügen etlicher hundert Menschen, die dergleichen nie gesehen hatten, wie denn auch dergleichen in Deutschland nie zuvor gesehen worden. Und machte dem Kaiser zur Bezahlung der Italiener und mehrentheils fremder Leute sammt den Gebäuden und allen Zurüstungen über die 46,000 Gulden gekostet haben." *) — Was der Gegenstand dieser ersten deutschen Oper gewesen sei, wird nicht berichtet, wohl aber ist erwiesen, daß die italienische Opera dem Staatshaushalte, dem Volksglücke, der fürstlichen Familieneinheit, der Sittlichkeit an den Höfen, endlich der Dichtkunst und Sprache im nächsten Jahrhunderte nicht zum Frommen gereichte. —

Als Gegenstück des Friedensjubels in Nürnberg müssen wir erzählen, was unmittelbar in diesen Tagen die Seelen Christians II und Dietrichs von dem Werder beim Abschiede des Krieges mit Grauen erfüllte. Die zahlreichen Heere beider Parteien sollten nach den Bestimmungen des Friedens entlassen werden, und die Krone Schweden hatte zu diesem Zwecke die Anweisung auf jene Millionen, welche den thörichten Deutschen obenein zu zahlen oblag. Bekanntlich bestand das Heer der Fremden überwiegend aus Deutschen, welche im Lager sich fortgepflanzt hatten und bisher kein Vaterland kannten, jenen Kindern, „welche ihren Vätern unter Kugelregen die Suppe in die Laufgräben trugen und in ihren Lagerschulen auf ihren Bänklein nicht von der Stelle wichen, wenn einschlagende Kanonenkugeln selbst drei oder vier aus ihrer Mitte niederstreckten." **) Zur Zeit der Friedensarbeit in Osnabrück und Münster war

*) Ludolphs Schaubühne. III, 302.

**) Schilderung eines französischen Diplomaten in den Motifs de la France pour la guerre d'Allemagne im Recueil de plusieurs pièces servans à l'histoire moderne. Cologne 1663. S. 468.

gleichwohl auch unter dieser gesinnungslosen Soldatesca innige Liebe zur Heimath erwacht, und die Sorge, des deutschen Heeres bei längerer Verweigerung des Friedens nicht sicher zu sein, hatte den Schweden die widerstrebende Hand bei der Unterzeichnung des Abschlusses geführt. Zufolge der Artikel des Nürnberger Friedenswerks sollten nun vom Juli 1650 ab die Regimenter abgelohnt und entlassen werden, namentlich sollte den Deutschen der Abschied frei stehen. Solche Maßregel suchte jedoch die nordische Krone zu vereiteln, theils in der Besorgniß, das ermattete Reich könne durch die kriegerische Erbschaft bald gefährlich erstarken, theils in der Voraussicht, bei neuen politischen Verwickelungen jener bewährten Söldner zu bedürfen; endlich auch, weil die vornehmen Generale und Obersten die Entschädigungssummen für sich behalten wollten. So erwachte denn bei den schwedischen Regimentern ein drohender Geist der Empörung, zumal als das Gerücht sich verbreitete, ein Theil derselben sei bestimmt, den Franzosen oder den Engländern verhandelt zu werden. Von den Schrecknissen, welche diese entschlossene Söldnerschaft in anderen Gegenden Deutschlands, zumal in Schlesien, verbreiteten, erzählen wir nur diejenigen, welche die Heimat der F. G. erleben mußte. Das Leibregiment des Pfalzgrafen Generalissimus zu Pferde, im Anhaltischen gelagert, verlangte von seinem Obrist-Lieutenant Israel Isaacsson, einem gebornen Schweden, statt nordwärts zu ungewisser Zukunft sich schleppen zu lassen, auf deutschem Boden bezahlt und verabschiedet zu werden. Auf die Ausrede und Weigerung des Anführers bemächtigten sich die Erhitzten des brutalen, gehaßten Mannes, marschirten dicht vor Köthen zurück $\frac{1}{2}\frac{1}{1}$ Juli, und zwangen ihn zum Geständniß: er habe Befehl, mit dem Regimente nach England, und nicht nach Pommern zur Abdankung, zu gehen. Obgleich er darauf den Deutschen den Abschied verhieß, dagegen die gebornen Schweden als unmittelbare Unterthanen der Krone ausnahm, wollten die Wackeren ihre Gefährten in guten und bösen Tagen nicht ausschließen, und ängstigten den Führer so lange, bis er allen Geld und Abschied zu erwirken

versprach, und unter dem Vorgeben, das Anliegen in Erfurt beim Pfalzgrafen in Person zu betreiben, so wie unter dem eidlichen Ehrenworte, das Erfahrene nicht zu rächen, nebst einigen alten Reitern als Abgeordneten am $\frac{19}{29}$ Juli dahin abreiste. Inzwischen harrten die Betrogenen bei Dohndorf unweit Köthen; mit ihnen die Zahl der Weiber und Kinder, welche auf vier Kompagnien bei 690 Mann 650 Weiber und 900 Kinder betrug. Aber am $\frac{23 \text{ Juli}}{2 \text{ August}}$ langten von Erfurt, geleitet durch Israel, 2500 Mann zu Pferde und zu Fuß an, gingen in der Stille über die Saale, und umstellten die Verrathenen, von denen alsbald die Schweden sich trennten, „um den armen deutschen Waffenbrüdern, die es so ehrlich mit ihnen gemeint, das Garaus machen zu helfen.“ Diese waren, bei Dohndorf im Felde, anfangs entschlossen, ihr Leben theuer zu verkaufen. Als sie sich aber, nur noch 450 Mann stark, umringt sahen und der schwedische Obristlieutenant den gutwillig sich Ergebenden Gnade verhieß, sank ihnen der Muth; sie streckten die Waffen, worauf sogleich 95 Rädelsführer angefallen und gefesselt, solche aber, welche zeitig sich aus dem Staube gemacht, verfolgt und mit Weibern und Kindern niedergeschossen wurden. Einer der Reuter, welcher den Schweden mit bescheidenen Worten an die Parole erinnerte, unter der er ihnen Straflosigkeit zugeschworen, als sie den Glattzüngigen freiwillig nach Erfurt entließen, ward von dem Beschämten niedergerannt, und folgenden Tags am Busche von Körmig bei Köthen, auf Grund und Boden des „Vielgekörnten“, die Hinrichtung vollzogen, nachdem der Barbar Weiber und Kinder in eine Scheune zu Dohndorf gesperrt hatte, um „ihres Geschreies und Anlaufs“ überhoben zu sein. Vergeblich fleheten Geistliche um Gnade; den Reformirten und Lutherischen gestattete der schwedische Henker die Todesbereitung in der nahen Dorfkirche; sieben Katholische wollten von keiner Beichte hören. Auf inständiges Bitten des Fürsten Christian II schenkte Israel zwar 62 das Leben, die übrigen, unter ihnen ein Kornet aus Mecklenburg, von Viereck, wurden aufgeknüpft oder erschossen. „Ihr lieben Brüder und Kameraden, traut kei-

nem mehr, Gott wird den Schweden wegen solcher Unbarmherzigkeit und Bruchs geschworener Zusage gewiß strafen", waren die letzten Worte Vieler. Einer der Gehenkten hatte der Dorfkirche 14 Dukaten für ein kirchliches Begräbniß vermacht; der Schwede behielt das Geld für sich. Die Frau eines altgedienten tapfern Unteroffiziers brachte schluchzend in ihrer Schürze 900 Thaler und bot sie für ihres Mannes Leben; der Mitleidlose wies sie ab: „ich will kein Geld, ich will Blut haben!" Aber gleich nach der Hinrichtung schickte er zu ihr, ließ ihr das Geld abnehmen, und als das arme Weib nur um einen Ducaten bat, damit sie nicht betteln dürfe, um zu den Ihren zu gelangen, ward sie mit Schlägen, wie auch viele andere, fortgejagt. So berichtet, erschüttert, Fürst Christian II diese Geschichte in seinem geheimen Tagebuche; Dietrich von dem Werder dagegen ließ, zum warnenden Exempel für Gesinnungslosigkeit deutscher Soldaten, an der offenen Arkade seines nahen Schlosses Reinsdorf das Ereigniß abmahlen.*) Wir erzählen solche Dinge in der Geschichte d. F. G. deshalb, weil wir auch hier wieder die deutsch-patriotische Gesinnung erkennen, welche die Genossenschaft in ihrem Spiele entwickelte. Der schwedische Obrist geberdete sich übrigens von „Tage zu Tage", heißt es in einem französischen Briefe, wahrscheinlich an Christian II, „plus effarouche, il a la mine à present comme un diable vif"; mit Genugthuung vernahm man später, er sei im polnischen Kriege in Stücken gehauen worden. Jene jammernden Kinder in der Scheune zu Dohndorf am 24sten Juli 1650 sind das Gegenspiel zu jenen tausend Knaben von Nürnberg, welche am 17ten Juli 1650, auf das Gerücht, der Herzog von Amalfi werde jedem einen Friedensgedächtnißpfennig schenken, auf Steckenpferden vor der Behausung des kaiserlichen Bevollmächtigten zusammenritten, worauf denn nach einigen Tagen der leutselige Herr eine Fülle viereckiger Silbermedaillen mit

*) Ausführlich bei Beckmann III, 422. 424. Theat. Europ. VI. 1087. Das Bild in Reinsdorf war noch i. J. 1710 vorhanden.

dem Namenszug Ferdinands III und der Jahreszahl des Friedens unter die glücklichen kleinen Reiter vertheilen ließ. *) —

Als das Trauerjahr um den Nährenden zu Ende war, versammelten sich vier und zwanzig der dem Erzschreine am nächsten gesessenen Gesellschafter, um dem Willen des Stifters gemäß ein neues fürstliches Oberhaupt zu bestellen. Zwar lebten noch aus der Stiftungszeit der Durchbringende, Johann Kasimir von Dessau, sein Oheim August von Plötzkau, und Christian II von Bernburg; auch war der Nachwuchs des Hauses zahlreich in der Gesellschaft vertreten; aber keiner unter ihnen mochte den Beruf zur Würde des Oberhaupts in sich fühlen, zumal der Nährende selbst den Schmackhaften, Herzog Wilhelm von Weimar, zum Nachfolger bestimmt hatte. Demgemäß beschlossen jene Vierundzwanzig am 8ten Januar 1651 die Wahl in feierlicher Weise, und fertigten die Urkunde zierlich auf Pergament aus, mit den gemahlten Geschlechtswappen jedes Unterzeichneten und dem großen Gesellschaftssiegel, in einer silbernen vergoldeten Kapsel, auf deren einer Seite das Gemälde des Palmbaums, auf der andern das Gemälde des neuen Oberhauptes köstlich mit Farben geschmelzt prangte; das Ganze war in sittiggrünem Atlas gefaßt. Unter jenen Nächstgesessenen nennen wir nur die sieben fürstlichen Mitglieder, den Vielgekörnten nebst seinem Sohne Paris und den „Weichenden", Obristlieutenant Christian Ernst Knochen, als auserwählt, den lieben „Erlangenden", den minderjährigen Prinzen Ludwigs, Wilhelm Ludwig, nach Weimar zu begleiten, um die Urkunde nebst dem Erzschreine, dem großen silbernen Siegel, den Registern und andern dazu gehörigen Sachen zu überreichen. Da jedoch der Weichende an so vornehmer Verrichtung durch Krankheit seiner Frau Liebsten verhindert ward, trat der „Gleichgefärbte", Wilhelm Heinrich von Freiberg, an dessen Stelle. Die Fortpflanzung des Palmbaums nahm aber, in Folge veränderter Auffassung, überwiegend einen steifen diplomatischen Charakter an, und hüllte sich

*) Wagenseil a. a. O. S. 148. Th. Europ. IV. S. 1078.

in eine Fülle tönender Phrasen und pedantischer Floskeln, wie man denn nicht unterlassen konnte, den weitläuftigen Hergang zu Nürnberg noch desselben Jahres in Druck zu geben.*) Nach umständlichen Vorbereitungen wanderte denn zu Anfang des Maimonats mit der Gesandtschaft die Fruchtbringende Gesellschaft aus Köthen, der Stätte ihrer schönen Jugend, aus; nur der sinnige Schmuck des Ordenssaales und die persönlichen Genossenschaftsacten blieben zurück. — Leider aber fragt man jetzt in Köthen vergeblich nach dem Ordenssaale, welcher sich in dem südlichen Flügel des Schlosses befunden haben muß. Wahrscheinlich nimmt im dritten Stockwerke ein im Geschmacke des Anfangs dieses Jahrhunderts prächtig ausgezierter großer Saal dessen Stelle ein. Laut Nachrichten vom J. 1824 befand sich vor d. J. 1780 zu Groß-Möhlau, unweit Gräfenhainichen, einem anhaltischen Rittergute, ein ähnlicher Saal mit den Wappen und Sinnbildern d. F. G., der jetzt aber auch verschwunden ist. Wohl thut es dem Wanderer, welcher auch den Schmuck der alten Gärten um Köthens stattliches Schloß vermißt, daß man ihm auf der nordwestlichen Seite, unweit des Grabens, eine uralte, kräftige Eiche zeigt, unter deren Schatten der Nährende die engeren Gesellschafter zu gemüthlicher Berathung versammelt haben soll.

Herzog Wilhelm von Weimar, damals 53 Jahr alt und mit seinem Bruder Ernst, dem Frommen, Gründer der Linie von Gotha, nur allein vom zahlreichen Geschlechte Johanns übrig, hatte harte Prüfungen und Vereitlungen seines Ehrgeizes erfahren müssen, und galt, wiewohl bei geringerer Thatkraft als Johann Ernst und Bernhard, als ein tapferer, wohlwollender, den Wissenschaften geneigter Herr, zumal als gnädiger Gebieter aller treuen Diener. Nach dem Maße seiner Kräfte hatte er sich um die Gesellschaft verdient gemacht und neben andern geistlichen Gedichten einen Friedensgesang verfaßt, „Gott der

*) G. Neumarks Neu-Sprossender Palmbaum giebt S. 295 die Acten ausführlicher.

Friede hat gegeben", welcher sich neben dem bekannteren: „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend", in den Gesangbüchern des Landes erhielt. In den tieferen Sinn des Bundes konnte er aber nicht eingehen; eitel und ehrsüchtig liebte er äußeren Pomp, und betrachtete sich wohlgefällig in seiner idealen Würde des Oberhaupts der Gesellschaft als Großmeister eines fürstlichen und adligen Ordens. Eben hatte Wilhelm den Grund gelegt zu seinem neuen Schlosse, der Wilhelmsburg, anstatt des Hornsteins, welcher i. J. 1618 ausgebrannt war, als die feierliche Gesandtschaft eintraf, 7ten Mai 1651. Am Himmelfahrtstage, nach geendigter Predigt, empfing er, in Gegenwart seiner Gemahlin, seiner Söhne und Töchter, des ganzen Hofstaats und seiner nächsten Gesellschafter, unter Trompeten und Pauken, die Ueberbringer des „Berufs" und des Erzschreins, und ließ nach der Anrede des Gleichgefärbten die Urkunde durch seinen Hofrath verlesen. Dieselbe berichtete, nach dem schwunghaften Eingange „Der teutschen Sprache zur Ausbreitung! Der Fruchtbringenden Gesellschaft zur Erhaltung! Dem Schmackhaften zu sondern Ehren!" erst den geschichtlichen Hergang, die Wahl des Schmackhaften, als des Aeltesten der Einnahme, des Vornehmsten dem Stande nach, und des „Vertrautesten Helfers des Nährenden", und sprach die Hoffnung aus, die löbliche Gesellschaft werde, in ihre Geburtsstätte zurückgeführt, ihre hohen Zwecke unter dem Schmackhaften erreichen, dem die Wahl, wie auch bei andern Orden, als z. B. nach dem Tode Karls des Kühnen von Burgund mit dem goldenen Fließe geschah, einmüthig zugefallen sei. Die vierundzwanzig Unterschriebenen hatten in Bezug auf ihre Gesellschaftsnamen und den des neuen Oberhaupts, jeder einen Reim neben ihr Wappen gesetzt. Auf nochmalige prunkvoll stilisirte Anrede des Gleichgefärbten, immer mit „gesellschaftsmäßigen" künstlichen Anspielungen, antwortete der Schmackhafte, in herkömmlicher Breite mit Reassumirung des Inhalts des Sendschreibens und des eben vernommenen Antrags, mit gebührender Bescheidenheit, voll Dank für das gehegte Vertrauen, und der Versicherung, nach dem Beispiele sei-

nes höchstrühmlichen Vorfahren sich zu bemühen, der reinen teutschen Muttersprache Ehre und Zierde den Nachkommen unverfälscht zu bewahren. Trompeten- und Paukenschall verkündete den Entschluß des neuen Oberhauptes, worauf man denn zur Tafel ging, bei welcher der Gleichgefärbte, seines Sträubens ungeachtet, als vornehmer Gesandter die Oberstelle einnehmen mußte. Zu Ehren der abwesenden Wähler brachte der Schmackhafte in wohlgesetzter Rede die Gesundheit derselben, jedoch acht und acht zusammenfassend, aus, indem er sich nur eines mäßigen, schön geschnittenen Glases bediente, aus Furcht, das Fest zu entheiligen und dem Anfange des löblichen Werks einen bösen Schein zuzuziehen, wenn alle 24 Gesundheiten nach einander hätten getrunken werden sollen. Nach der Nachmittagskirche nahm der Schmackhafte kraft tragenden Amtes neun seiner vornehmsten Hofleute in die Gesellschaft auf. Die Weise war, daß die Anwesenden erst über Namen und Wort jedes neuen Genossen sich verständigten, zwei ältere denselben vorführten, ihm die Gesellschaftssatzungen ans Herz gelegt wurden, worauf denn die unerläßliche Hänselung erfolgte. Obwohl der Schmackhafte rügte, daß dabei bisweilen etwas stark getrunken worden, und er die Ordnung einführte, daß der Oelberger nicht von allen Anwesenden geleert, so wie nicht von dem Neuaufgenommenen auf das Wohl des Oberhauptes und der einzelnen Anwesenden ausgetrunken werden sollte; so wurde diese Satzung dennoch nicht streng beobachtet, und die „ungeschliffene Nachrede etlicher böser Zungen" verstärkt, der hochlöbliche Palmorden sei nur eine „Saufgesellschaft". Doch kamen unter des Schmackhaften Regierung noch allerlei komische Förmlichkeiten bei der Aufnahme hinzu und trat dennoch die Gleichheit hinter die Etiquette oder den „Ehrengeprängstreit" zurück. Wenn der Schmackhafte beim Besuche fürstlicher oder vornehmer Herren verspürte, daß sie Belieben zum Palmenorden trügen, pflegte er, nach der Tafel, Mittags oder Abends, eine dahin lautende Anrede an den Gast zu richten. Nachdem dieser sein Verlangen dankbar eröffnet, wurde er von seinem Orte durch zwei Mitglieder auf

den sogenannten Drehstuhl, vor dem Oberhaupte, gesetzt, vernahm dort die Verlesung der Statuten, erhielt den Zettel mit seinem Namen, Gemälde und Worte und mußte den Oelberger auf das Wohl der ganzen Gesellschaft leeren. Alsdann auf die unterste Stelle der Tafel geleitet, begann der junge Palmgenoß nochmals auf die Gesundheit des Oberhauptes, die ihm alle Anwesenden vortranken, zu antworten *), so daß wohl nicht leicht einer mit kaltem Kopfe aus seinem Einnahmefeste schied. —

Ehe übrigens jene Gesandtschaft nach mancherlei Ehrenbezeigungen die Wilhelmsburg verließ, wurde ihr am 14ten Mai „aus der Gesellschaftsgeburtsstadt" ein Danksagungsschreiben des Schmackhaften zugestellt, welches gleichfalls an jeden der vierundzwanzig Aeltesten einen gesellschaftsmäßigen Reim enthielt. —

Dergleichen Förmlichkeiten und hohle Phrasen, die Aufnahme von 262 größtentheils hochgebornen Mitgliedern innerhalb eilf Jahren, waren aber fast die einzigen Zeichen des Lebens der fortgepflanzten Gesellschaft. Ihr fehlte die innere Zeugungs- und Anregungskraft, durch welche die Anhalter das Aufblühen einer neuen Bildungsperiode bedingt hatten: als ein vornehmer Ritterorden abgeschlossen, konnte und wollte sie eine Herrschaft über die schönen Redekünste der Deutschen nicht behaupten; die Literatur ging ihren eigenen Gang. Fühlten die Herren gar wohl, daß das belebende Element ihnen mangele, und die schönen Künste in ihrer Entwickelung ihrer nicht bedürften, so gedachten sie diese Verminderung ihres Ansehens zu ersetzen, indem als ritterliches Ordensgelübde prunkhaft heraustrat, „das altteutsche Vertrauen teutsch reblich fortzupflanzen, alte Tugend zu bewahren", was ihnen, unter dem Einflusse des Staats- und Hoflebens Ludwigs XIV, aber eben so wenig gelang. Dabei war denn auch immer noch die Rede von der „Wiederaufrichtung der durch das ausländische Wortgepränge fast zu Grund aus verderbten teutschen Helden- und Muttersprache" und von der „Aufmunterung der hinfallenden

---

*) Neumark S. 184.

Tugend- und Kunstliebenden Gemüther". So verholzte der Palmbaum in seinen Reißern, und gewann nur ein erlogenes Grün, indem man dann und wann eine erborgte Blüthe und Frucht anhängte. Kaum ist einer von den neueren Gesellschaftern im Schoße des Bundes zu poetischen oder schriftstellerischen Versuchen getrieben worden; gleich spärlich war die Anerkennung fremden Verdienstes, sobald es sich nicht mit edler Geburt paarte. Aengstlich verlangte der Ordensgroßmeister statt der Ahnenprobe bei Unebenbürtigen Bericht über ehrliches Herkommen, guten Wandel und Leumund, und war doch so wenig wählig bei Hochgebornen, daß der „Unglückselige" über die Aufnahme vieler Unwürdigen klagte und Neumark, der Erzschreinhalter, berichtet, „es gäbe unter ihnen so kargfilzige Druckpfennige und darbende Einkömmlinge, welche, der Einnahme gewürdigt, sich nicht einmal das Ordenskleinod anschafften und nicht, zu ihrer eigenen Ehre, ihr Wappen in die Rolle eintragen ließen." Der Reiz zu solcher Ausstattung des Stammbuches war aber verloren, als Wilhelm versäumte, das Ordenshoflager mit einer so kostbaren Tapezerei, wie die im Saale zu Köthen, zu schmücken. Vor der Amtsführung des neuen Erzschreinhalters war nicht einmal so viel Sinn und Geschicklichkeit vorhanden, die neuen Glieder mit irgend passenden Namen und Gemälden auszustatten, zumal dieselben oft in der Eile an Entfernte, Unbekannte geschickt wurden. So gingen denn die namhaftesten Zeitgenossen ungeehrt vorüber, ein Andreas Tscherning, Simon Dach, Hans Aßmann von Abschatz, Schweiger, Schirmer, Christian Weise; selbst Hoffmannswaldau und Lohenstein. Der ruhmvolle Stamm der älteren Anhalter und die Wolfenbüttler starben aus oder hielten sich fern, und die andern mannigfaltig neuentstehenden Gesellschaften *) förderten poetische und sprachliche Zwecke in ihrer Weise, ohne den Verfall des Geschmacks, so wie der sittlichen Reinheit und Keuschheit früherer

*) So auch unmittelbar in Thüringen eine deutsch gesinnte Liliengesellschaft unter Pastoren und bürgerlichen Gelehrten.

Zeit zu verhindern. Dietrich von dem Werder beendete noch die zweite Ausgabe seines Tasso in glatterer Sprache und Reimkunst, widmete sie dem Kaiser Ferdinand III (1651) und starb am $\frac{1}{1}\frac{8}{8}$ December 1657 nach langer Ermattung an Altersschwäche zu Reinsdorf. Der Schmackhafte beehrte das Ableben des berühmten Gesellschafters mit einem frommen Gedichte,*) vielleicht aus der Feder eines anderen, wie auch sonst geschah. Seines viel verheißenden Sohnes Paris' Geist schien im Getümmel der Welt zu verflachen. Wir besitzen von dem galanten Frauenverehrer noch Zwanzig heroisch-hochdeutsche Frauen-Reden, aus dem Französischen des Herren von Scudery, Naumburg 1659 in 4; ein wundersames Machwerk, worin er jeder der durchlauchtigen Frauen, welche ihrer Männer wegen mit dem Namen derselben als Mitglieder der F. G. galten, eine Art von Heroide widmet, die Reden der Artemisia, Lucretia, Amalasuntha, Kleopatra, Sappho und anderer Heldinnen der Vorzeit, dabei sich jedoch gegen bedenkliche Vergleichung der Personen ängstlich verwahrt. — Jener alte, rührige Weidmann, der „Durchdringende", Johann Kasimir von Dessau, starb im September 1660, und erhielt vom „Gleichgefärbten" die poetische Trauergebühr in nicht ganz üblen Versen.**) Fürst Christian II von Bernburg endete im September 1656 friedlich sein Dasein, nachdem er sich durch fast krankhafte Andacht Jahre lang vorbereitet. Dem „Unveränderlichen", welcher in der Verdeutschung der Trostreden wider die Schrecken des Todes von Charles Drélincourt***) und des Christlichen Fürsten aus dem Italienischen sein Gesellschaftsprobestück abgelegt, sangen sein Sohn der „Gerühmte", Victor Amadeus, und das Oberhaupt ein Trauerlied nach. Dem alten Letzling Joachim Ernsts, August von Plötz-

*) Beckmann VII. 287.

**) Ebend. V. 236.

***) Charles Drélincourt, ein berühmter reformirter Prediger, geb. zu Sedan i. J. 1595 und gestorben 1669, hatte ein dickes Buch in 4.: Consolation contre les terreurs de la mort, verfaßt und dem Pfalzgrafen Kurfürsten gewidmet.

kau, st. im August 1653, erwies diese schuldige Ehre in wohlmeinender Art der „Entledigende“, Obrist Wilhelm Micrander. Der Zweig von Köthen sollte leider bald ganz verdorren; Fürst Wilhelm Ludwig besah sich jung vielfach die Welt, kehrte aber krank heim, und starb, 26 Jahr alt, im April 1665. Köthen fiel darauf an Fürst Lebrecht, Augusts von Plötzkau Sohn, den „Angenehmen“. Bei der Erbtheilung verlor sich die kostbare Tapezerei des Ordenssaales, so wie auch die merkwürdigen Gärten um die Residenz Köthen, aus welchem der Palmbaum mit seinen unzähligen Blättern und Früchten entsproß, mit der Zeit die Eigenthümlichkeit einbüßten. — Schottels späterer unmittelbarer Antheil an der fortgepflanzten Gesellschaft kann nicht dargethan werden; er verfolgte das einmal ins Auge gefaßte Ziel standhaft in Verbindung mit seinen niedersächsischen Freunden. August Buchner, zuletzt auch Professor der Oratorie und Aeltester der Universität, starb i. J. 1661 so geehrt, daß ein Schüler i. J. 1665 seine Vorträge über die deutsche Poeterei herausgab. —

So würde denn selbst beim besten Willen der „Schmackhafte“ nicht vermocht haben, auch nur mit äußerlichem Anstande das Ueberkommene fortzusetzen; wäre ihm nicht geglückt, den geeignetesten Mann als Erzschreinhalter zu gewinnen. Dieser war Georg Neumark, von gutem bürgerlichen Herkommen aus der Reichsstadt Mühlhausen, geb. 1621, den, wie so viele seiner poetischen Zeitgenossen, nach den ersten Schuljahren die Drangsale des Krieges in den Nordosten trieben. Im innigen Vertrauen auf Gott sagte er am 12ten April 1643 zu Lübeck dem Vaterlande Lebewohl, um nach Preußen zu schiffen und auf der Universität Königsberg zu studiren. Auch an den Pregel war die Liebe zur neuen Dichtkunst gedrungen und gewann dem Fremdlinge, welcher daheim sich in der geistlichen Lyrik und in der Schäferpoesie versucht hatte, die Zuneigung gebildeter preußischer Adeligen, wie der Schlieben und Kreytzen. Doch fehlte es auch nicht an herben Prüfungen, welche sein Vertrauen auf die Vorsehung befestigten, wie denn eine Feuersbrunst im

J. 1646 seine ganze Habe verzehrte. Vor andern Dichtern, deren es genug auch in Preußen gab, zeichnete unsern Thüringer ein schönes musikalisches Talent und seine Fertigkeit auf der Kniegeige (Viola da Gamba) aus, so daß er an Hochzeiten und Geburtstagen seiner Gönner, seinen Schäfereien, die sonst wegen „des lieben Wollenviehes", „des fetten Klees", und des gesammten Pegnitzischen Hirtenkostüms alltäglich erscheinen mochten, durch angenehme Sangweisen Reiz gewährte. Obwohl harmlos, zahm und geschmeidig, konnte der poetische Musiker in leidenschaftliche Erbitterung gerathen, wenn man sein Saitenspiel verachtete. So findet sich ein Gedicht auf einen vornehmen Verschmäher, worin es heißt:

> Du grober Eselskopf: Du hast Dich zwar geziert
> Mit Seiden und mit Sammt, mit breiten goldnen Spitzen,
> Hast aber auch bei Dir den größten Unflat sitzen,
> Ich meine Tölpelei, pfui Schlüngel, Grobian!
> Versilberter Klausnarr, geputzter Pasian! *)

Von Königsberg ging der, wie es scheint, noch berufslose, Poet nach Danzig, befreundete sich dort mit M. Opitz's Verehrern, zumal mit Samuel Gerlach, und wandte sich dann nach Thorn, wo er die Liebe und Zuneigung wohlwollender, gebildeter Familien erwarb. Auf die Kunde des Nürnberger Friedens ergriff ihn stärkere Sehnsucht nach seiner Heimath, und öffnete er sich den Weg dahin durch ein Gedicht auf den Namenstag seines Mutterbruders, Günther Heinrich Plathners, fürstlich Weimarschen Hofraths, das er ihm aus Thorn den 12ten Juli 1650 übersandte, und auch des „großen Wilhelms" darin gedachte. Nach wehmüthigem Abschiede von Thorn finden wir ihn im J. 1651 in Hamburg, wie es scheint, in tiefer Armuth. Wahrscheinlich dichtete er damals jene Reihe geistlicher Lieder, um die Verzweiflung zu bannen, die sich seiner bemächtigen wollte: „Sei nur getrost und unverzagt" und „Ich bin müde mehr zu leben, Nimm mich, liebster Gott, zu Dir!" „Halt ein, o großer Gott,

*) G. Neumarks Poetisch= und Musikalisches Lustwäldchen. Hamburg 1652. 16. S. 180.

zu strafen" und andere wahrhaft rührende Ergüsse eines geprüften Frommen. Spätere Sage erzählt, der Verlassene habe aus Noth seine liebe Kniegeige verpfänden müssen, und als eine unerwartete Glückswendung, eine Beschäftigung als Schreiber bei einem vornehmen Schweden, ihn in den Stand gesetzt, sein Eigenthum auszulösen, habe er voll Herzensinnigkeit das treffliche Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten", gedichtet, und mit vielen Thränen das erste mal auf seiner Kniegeige begleitet. In der ersten Ausgabe des Lustwäldchens findet sich dieser Trostgesang nicht, wohl aber ein Danklied eines vom Unglück und Verfolgung Erlöseten: „Ich danke Dir, mein starker Retter! Ich danke Dir, mein liebster Gott!" Es scheint, daß das Werkzeug seiner Rettung Herr Alexander Erskeine, Geheimerath, Kriegspräsident und Pommerischer Staatspräsident zur Einrichtung der Regierung von Bremen und Verden, war, dem er aus Hamburg am 14. December 1651 sein Lustwäldchen widmete, und in der Zuschrift erwähnt, daß derselbe seiner liebsten Eltern Behausung durch seine Anwesenheit beseligt habe. Ungeachtet dem Dichter durch Adam Olearius ehrenvolle Anträge des Herzogs Friedrich von Holstein-Schleswig gemacht wurden, begab er sich im Anfang des J. 1652 nach Weimar zu seinem einflußreichen Oheime, und erhielt dort eine Anstellung als Kanzleiregistrator und Bibliothekar.*) Aber sein Ehrgeiz fand darin nicht Befriedigung; um durch seine poetische Fähigkeit sich in ein höheres Gebiet der Gesellschaft zu schwingen, wartete er bei Antretung seines Dienstes dem Schmackhaften mit einem Lobgedichte auf, dessen Stil, den ehrsüchtigen Gebieter zu gewinnen, wohl berechnet war. Die einfache, edlere Gemessenheit, mit welcher M. Opitz und dessen bessere Zeitgenossen huldigend den Fürsten naheten, die sinnvollen kunst- und gedankenreichen Wendungen, in denen Schottel biederherzig seine hohen Gönner anging, waren in prunkvoller Gegenwart außer Mode gekommen; auch die schmeichelnden,

---

*) S. K. Försters (Müllers) Bibliothek. XI, unter Neumark.

lieblichen Worte der Schäferwelt hatten durch den närrischen faselnden Mißbrauch der Blumenhirten Klang und Reiz verloren; selbst die theatralisch, hohl aufgeblähete Pomphaftigkeit der Friedensschauspiele verachtete ein witziger Kopf jetzt als veraltet. Georg Neumark, um dem verwöhnten Schmackhaften beizukommen, erfand in der Poeterei einen neuen Stil, wir möchten sagen, einen architektonisch-lapidarischen; er erbaute Triumphbogen, ägyptische Pyramiden in Reimen, und wartete dem Gebieter und Gesellschaftsoberhaupte mit einer „lobschallenden Ehrensäule", hoch und mit classischer Gelehrsamkeit zugestutzt, auf, deren schwere Zurüstung durch einen Commentar gestützt werden mußte. Am Fuße dieses Prachtwerks ließ der ehrgeizige Diener die Worte lesen:

„Setz' es als ein wahres Zeichen meiner Unterthänigkeit
In des Ordens sichern Erzschrein, daß es endlich mit der Zeit
Auch sei eine Palmenfrucht, daß man könnte künftig lesen,
Wie mein groß Verlangen, Dir aufzuwarten, sei gewesen." *)

Anfangs blieb der Schmackhafte so spröde, wie einst der Nährende gegen Opitz und Buchner; doch innerhalb eines Jahres ward der Glückliche aufgenommen, und widmete, bald darauf auch zum Erzschreinhalter erhoben, die ganze Kraft seiner Muse dem edlen Berufe und der Verherrlichung des ernestinischen Hauses bei allen erfreulichen und trüben Vorkommnissen. **)

Voran in der Genossenschaft gingen ihm aber 77 meistens vornehme Herren: der Hofstaat des Herzogs, auch österreichische Grafen, wie Georg Adam von Kuffstein, nicht der Uebersetzer der Diana von Montemajor (Johann Ludwig Kuffsteiner?); auch Adam Olearius, „der Vielbemühete in der Fremde" mit Moskowischen Pomeranzen; ein Feind des „Tobaktrinkens", wie

*) N. Sprossender Palmbaum S. 352.

**) Neumarks ganzes Bildniß, sauber in Kupfer gestochen, ein etwas russisches Gesicht mit Schnurbart und herabhängenden Haaren, in einem Kleide, welches, nach hinten spitz zugeschnitten und vorn mit Knöpfen tief besetzt, der Hoftracht von Versailles sich schon nähert, mit offnen Kniehosen, übergeschlagenen Stiefeln mit gewaltigen Sporen, die Kniegeige streichend, steht vor dem Lustwäldchen, Ausgabe 1652.

seine lustige Historie jenes Krautes bezeugt *); viele Grafen und Herren aus dem mittleren Deutschlande, auch ein Graf Cambises Bianchi del Piano. Ein poetischer Genosse dagegen war Wolf Helmhard Freiherr von Hohenberg, welcher später i. J. 1664 in patriotischer Begeisterung den habsburgischen Ottobert, den Ahnherrn des Kaiserhauses, Rudolf, in 40,000 Alexandrinerversen besang, zwar ohne epische Kunst und mit ermüdenden Triaden ausgeschmückt, aber im Stile der Schlesier und mit erträglichen Versen. **) Der Oestreicher hieß der Sinnreiche. Von niederer Herkunft war Matthias Abele, der „Entscheidende", ein Rechtsgelehrter, welcher zu Nürnberg i. J. 1654 „Seltsame Gerichtshändel und deren Endurtheile mit lustigen Anmerkungen und teutscher Wohlredenheit in häßlichen Gerichtssachen" zum zweiten male veröffentlichte. ***) Weniger dessen Gleichen war Georg Achatius Heher, Kanzler zu Rudolstadt, den wir auf der Nürnberger Friedensversammlung als Vertreter der sächsischen und anhaltischen Häuser fanden. — Unentschieden bleibe, ob diplomatische Klugheit, oder literarisches Verdienst als Romantiker, vielleicht auch landsmännische Befreundung einen Mann dem Orden hinzugesellte, dessen früheres Leben vielfachen Anstoß gewährt hatte. Heinrich Christoph von Griesheim, auf Sinderstädt †), ein adliger Thüringer, trat, bis dahin Professor zu Rinteln, i. J. 1630 als erster Rath und Amtmann zu Itter in den Dienst des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, wechselte dann den Glauben, und ward, in böser Ungnade entlassen, Amtmann in Fritzlar und i. J. 1631 kurmainzischer Rath. Als solcher begleitete er den Tilly auf verschiedenen Zügen, ward aber bei der Erstürmung von Fritzlar am 9ten Sept. 1631 durch Landgraf Wilhelm mißhandelt und mit Weib und Kindern gefangen nach Kassel geführt, vielleicht noch des Schlimmeren gewärtig, weil er das hessische Gebiet nicht geschont und den Landgrafen ver-

*) Neumeister unter Olearius.

**) Neumark S. 580. Neumeister a. a. O.

***) Schottel a. a. O. S. 1203.

†) Rheinische Antiquarius S. 313. Rommel a. a. O. Th. IV, 134. Chemnitz II, 806, 811.

sönlich beleidigt hatte. Doch auf Verwendung seines Schwiegervaters, des hessischen Statthalters Hermann von der Malsburg, glimpflicher gehalten, verfaßte er in seiner Haft „Die Beschreibung der langwierigen Gefängniß Ludwigs, Grafen zu Gleichen", „des Zweiweibigen", gedruckt zu Erfurt i. J. 1642 (?), F., wohl mehr Roman als Geschichte, wandte sich, erlöst, an den Hof von Trier, und wurde, da Kurfürst Philipp Christoph, der später so hart gestrafte Verräther, an dem kühnen Proselyten Gefallen fand, mit angemessener Besoldung zum „Rath von Haus aus" ernannt. Der Kurfürst, eben Frankreichs Pensionair geworden, und in mehrfachem Gedränge vor äußeren und inneren Feinden, schickte den neuen Diener im Dec. 1631 nach Frankreich, um für den Schutz des Königs vor den Schweden Dank abzustatten, bei welcher Gelegenheit die Uebergabe des Ehrenbreitsteins an die Franzosen verabredet wurde. Der schlaue Diplomat wußte aller Verantwortlichkeit einer so folgereichen Unterhandlung zu entgehen, fand nach dem Falle Philipp Christophs eine ehrenvolle Zuflucht bei Kurmainz als Amtmann im Eichsfelde und mühete sich in demselben Jahre als kaiserlicher Commissarius umsonst, den Landgrafen Wilhelm zum Prager Frieden zu bereden. Seit 1644 Amtmann der sämmtlichen Besitzungen von Kurmainz in Hessen, spielte er auch auf der westfälischen Friedensversammlung eine ränkevolle Rolle, und ward, der Vorgänger unseres liebenswürdigen Musäus, i. J. 1652 als „Der Eingebende gute Gedanken" mit „Christus Dorn" in die Liste der Gesellschaft eingetragen. Griesheim starb nach 1658. — Unter Pfalzgrafen und anderen Fürsten steht Karl Melchior Grodnitz von Grodnau, Geheimer Rath des Kurfürsten von Baiern, der „Behütende", von dem Neumark berichtet, daß er den Tacitus in ein schön Deutsch übersetzt, allerdings ein ungeheures Unternehmen, das wir jedoch nicht prüfen können *). Dann endlich folgt als sechshundert und

*) Die Uebersetzung des Tacitus durch Carl Melchior Grotnitzen von Grodnow erschien Frankf. 1657, 8. mit einer Zuschrift an die F. G.

fünfter Genosse Georg Neumark „der Sprossende, mit schwarzbraunen gefüllten Nelken, Nützlich und ergötzlich"; an ihn reihen sich lange Zeit nur hochgeborne Herren. Das Jahr 1654 beginnt Veit Ludwig von Seckendorff, Fürstlich Sächs. Kanzler zu Zeitz, berühmt als Vertheidiger des Lutherthums und diplomatischer Geschichtsschreiber des schmalkaldischen Bundes; damals nur bekannt durch seinen Deutschen Fürstenstaat und eine verständige Abhandlung gegen den astrologischen Aberglauben. Ein schweres Mißgeschick, welches mit den Wirren des Jahrhunderts innig zusammenhing, hatte die Jugend des 16jährigen Jünglings geprüft. Sein Vater, Joachim Ludwig, Obrist in schwedischen Diensten, unterlag im Febr. 1642 dem dringenden Verdachte, auf die kaiserliche, deutsche Seite übertreten zu wollen und ward auf Befehl des neuen Oberfeldherren in Salzwedel enthauptet. Mit Liebe hatte sich des Jünglings darauf „der Gewidmete" (No. 419), General Kaspar Cornelius Mortaigne angenommen; später väterlich befördert durch den frommen Ernst von Gotha ward Veit Ludwig eine Zierde des lutherischen Adels. Unter den folgenden Namen finden wir lange keinen literarisch oder geschichtlich markirten, als etwa Ernst von der Gröben, einen Verwandten des adligen Pilgers Otto Friedrich aus Preußen, welcher i. J. 1675 nach dem heiligen Grabe zog, und seine Reise später beschrieb*), und Otto Wilhelm Grafen von Königsmark, den „Hochgeneigten zur Höflichkeit". Der jüngste Sohn des „Streitenden" widmete sich jung den Wissenschaften mit größtem Eifer, lebte viele Jahre unter Esaias Pufendorfs Leitung auf deutschen Hochschulen, und bekleidete unter anderem im Jahre seiner Aufnahme in die F. G. die Würde des Magnificus in Leipzig. Dann durchzog er fast ganz Europa, bald als Krieger, bald als Diplomat, trat endlich in die Dienste der Republik Venedig und erwarb sich durch

---

Gutes verständliches reines Deutsch; in der Germania sind den alten Orts- und Völkernamen die damals gangbaren Erklärungen beigefügt.

*) Orientalische Reise-Beschreibung des Brandenburgischen Adelichen Pilgers Otto Friedrich von der Gröben. Marienwerder 1694. 4.

Heldenthaten den allgemeinsten Ruhm. Als er bei der Belagerung von Negroponte erkrankte und starb (1688), setzte die Republik dem „Immer Siegreichen" ein prachtvolles Denkmal. Ihm war Johann Leyser (Theophilus Alethäus), ein bizarrer deutscher Theologe, so ergeben, daß er dem heroischen Frauenverehrer zu Gefallen die Vielweiberei als Pflicht in Büchern vertheidigte, und darüber der Verfolgung des schönen Geschlechts fast erlag. — Arm an denkwürdigen Personen ist das J. 1655, obgleich es sechs Fürsten und Reichsgrafen im Stammbuche aufführt. Das Jahr 1656 beginnt mit einem Wolzogen theologisch-kundbaren Geschlechts, und führt unter den zum Theil erlauchtesten, Genossen auch einen Johann Dietrich Freiherrn von Kunowitz auf, den „Vollziehenden", welcher den Cornelius Nepos preiswürdig verdolmetschte.*) Gottlieb Graf von Windisch-Grätz verdankte die Neigung für die Verskunst seinem Lehrer Betulius in Nürnberg, seine Aufnahme dagegen nebst drei andern österreichischen Herren einer Vollmacht, welche der Schmackhafte am 9ten Februar 1657 für den „Unglückseligen", Johann Wilhelm von Stubenberg ausfertigte, um „jene vornehmen Liebhaber der deutschen Heldensprache" zu Wien dem „Orden" einzuverleiben. Solche Art der Verleihung durch Vollmacht und „Patent" war schon gebräuchlich; noch bequemer vermehrte der Schmackhafte zwei Jahre später die Gesellschaft, indem er dem „Wohlgerathenen", Herzog August von Sachsen, auf dessen summarisches Verlangen eine Anzahl von zehen Namen, Kräutern und Wörtern in einer Urkunde zufertigte, um sie an zehen dem Oberhaupte noch ganz unbekannte Personen auszutheilen! So wuchs allerdings die Zahl, aber das Ganze artete in beziehungslose Ordensspielerei aus. Finden sich doch unter dem schwedisch-polnisch-brandenburgischen Kriege i. J. 1656 und 1657 auch wieder ein schwedischer Vice-Admiral Steno Bjelke und ein schwedischer Obrist Kopy. Als das neue Unwetter sich nach Norden zog, i. J. 1658, erhielt der Orden

---

*) Schottel S. 1182. Gedruckt zu Kassel 1661.

glanzvolleren Zuwachs. Nicht sowohl an Sigmund von Birken, dem zeitigen „Oberhirten" der Pegnitzschäfer, welcher diese Ehre als der Erwachsene längst verdiente, und später verbindlichst sich auf dem Titel seines „Spiegels der Ehren des Erzhauses Oesterreich", Nürnberg 1668, als den „Erwachsenen der hochlöblichen F. G." bezeichnete *), vielmehr durch die feierliche Aufnahme des Kurfürsten Johann Georges II. Unser Erzschreinhalter war dabei besonders thätig und hat uns alle Umstände vom 18ten August 1658 gewissenhaft geschildert. Auf der Rückkehr von der Kaiserwahl berührte der Albertiner Weimar, ward mit ausgesuchten Festlichkeiten empfangen, ihm aber das Heiligste bis auf den dritten Tag aufbewahrt. Zum Mittagsmahle im kleinen Saale über des Herzogs „Reiß- und Drehstube" (Zeichnen- und Drechsel-Stube) versammelten sich nur die vornehmsten Gäste, während der Erzschreinhalter eine Auswahl der Gesellschafter traf und für den Kurfürsten, so wie für dessen Gefolge auf Namen und Gewächs sann. Nach der Tafel, als der erlauchte Gast sich wohlgefällig ausgesprochen, rief der Erzschreinhalter diejenigen Gesellschafter auf, welche, dreizehn an Zahl, die neuen bewillkommnen sollten, und diese geleiteten dann ceremoniös den Kurfürsten, unter tapferer Musik, auf den Drehstuhl vor dem Oberhaupte, indem sie sich im Halbkreise herumsetzten. Der Schmackhafte hielt zuerst seine Anrede, sprach vom Ursprunge der Gesellschaft, ihren Zwecken, von Erbauung altdeutschen Vertrauens, seiner eigenen Berufung nach dem Regiment des Nährenden, und trug dem hohen Gaste die Einverleibung an, unter der Verpflichtung, wie bisher, „des H. R. R. Freiheit zu beschirmen, teutsches Vertrauen zu erhalten, die teutsche Sprache zu lieben, und deren Ausübung, Rein- und Zierlichkeit zu befördern." Der Kurfürst dankte mit freundlicher Erbietung; empfing vom Erzschreinhalter seinen Namen „der Preis-

*) Der Spiegel der Ehren ist bekanntlich eine Umarbeitung des „Oesterreichischen Ehrenwerks" von Jacob Fugger, verfaßt um 1556. Wie der Erwachsene mit der Sprache und dem Stoff umging, darüber s. L. Ranke Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber. Berl. 1824. S. 58.

würdige, mit dem Cedernbaume, bestehet unwandelbar", worauf das Gesundheitstrinken aus dem Delberger unter Pauken und Trompeten begann.*) Gleichergestalt geschah darauf die Einnahme der anwesenden sieben kurfürstlichen hohen Diener, Namen, wie Reitzschütz, Vitzthum und Hoymb, welche uns gemuthen, als thäte die Saxe galante sich schon auf, obgleich die gedachten Herren wohl erst die Väter der von Pöllnitz geschilderten Günstlinge und Geliebten der beiden Brüder, Johann Georges IV und Friedrich Augusts, sein mögen. Der kluge Sprossende hatte gleich „eine mit Gold und Silber ins Grau getuschte Erfindung" von sinnreicher Composition mit „teutschen Ruhm- und Lobschallenden Reimzeilen" bei der Hand, für deren Ueberreichung er gewiß nicht leer ausging. Es gab demnach auch Sporteln für den Erzschreinhalter, da in derselben Art die ernestinischen Prinzen und die Guelfen aufgenommen wurden. — Nach Rang und Stande stuften sich die Förmlichkeiten ab; ein offener Einnehmungsbrief mit dem großen Gesellschaftssiegel auf Pergament galt noch als eine besondere Begünstigung für abwesende Edelleute; Sigmund von Birken erhielt dagegen nur eine kurze Urkunde, ohne den Titel des Oberhauptes, mit dessen Unterschrift und der kurzgefaßten Mahnung an die Zwecke des Ordens. — Das Jahr 1659 brachte die Zahl von 691 auf 739 und erfreute sich des Guelfen Anton Ulrich, des Sohnes Augusts zu Wolfenbüttel, Schülers Schottels und des fleißigen Correspondenten Valentin Andreä's. Die schriftstellerische Thätigkeit dieses berühmten Fürsten, geb. 1633, begann aber erst zur Zeit, als der hofmannswaldauische Geschmack seine schwülstige und entsittlichende Herrschaft ausübte; damals war der „Siegprangende" erst gelobt wegen „vortrefflicher Inventiones, die nachgerade auf prächtigem Schauplatze, singkünstlich in anmuthiger deutscher Wohlredenheit, sich darstellen." **) Des Guelfen

---

*) Erzählung Neumarks aus den Acten der F. G. unter dem Schmackhaften.

**) Schottel i. J. 1663.

Glanz als frommen Liederdichters, als Epikers in seiner Geschichte Davids, Königs in Juda, und als fleißigen Romanschreibers durch die Syrerin Aramena und die römische Octavia, reicht über das uns gesteckte Ziel, über das Bestehen der F. G. hinaus. *)

Aber auch der Geschmack am ältesten historischen Romane, welcher die gebildete Welt noch tief im XVIII Jahrhunderte entzückte, verdankte seinen Ursprung nicht den Deutschen; er hatte sich erst aus den Amours du grand Alcandre und dem Hirtenromane Urfés entwickelt, und die Höhe seiner Ausbildung durch den Herren de Calprenède (st. 1663) und die Scudery erreicht, welche abenteuerlich und phantastisch moderne Geschichten und Zustände in das auswendige Kostüm assyrischer, macedonischer oder römischer Zeiten umkleideten. Ihre Nachahmer waren unsere Deutschen, der „Siegprangende", der „Unglückseelige" (Stubenberg) und der Verfasser der asiatischen Banise, während erst Lohenstein das deutsche Erzheldenleben zum Rahmen seiner dickleibigen Romantik verbrauchte. —

Die Einnahmen des J. 1660 bezeugen die politischen Absichten, welche der Wohlgerathene hegte, als er sich vom Oberhaupte zehen Ordensblanquets erbat. Er benutzte sie, etwa wie ein General oder Statthalter die ihm schon vorläufig eingehändigten Ordenszeichen, um vornehme Stände des Erzstifts Magdeburg, dessen Verwalter er auf Lebenslang in Folge des westphälischen Friedens war, für die Befestigung seines Regiments zu gewinnen. So kamen Asseburge, Brande von Lindau, Pfuhle, Katten und andere Adlige in die Gesellschaft, gewiß ohne besondere Verpflichtung für die deutsche Sprache. Das Jahr 1661 trägt durchaus wieder einen vornehmen, diplomatischen Charakter; Rudolf August von Braunschweig, der jüngere Bruder des Siegprangenden, zwei Landgrafen von Hessen und einige dreißig stattliche Edelleute, Märker und Magdeburger, erhielten ihr Patent; der Erzschreinhalter hatte seine Noth mit Namen und Kräutern, wußte sich aber aus officinaler Botanik und dem

*) S. diesen Artikel bei Bouterweck X, 313 und Jördens Lexikon.

Krautgarten zu helfen. Er selbst verherrlichte seinen Beruf als Hofpoet am 14ten April 1662, dem letzten Geburtstage seines Gebieters, durch ein „Politisches Gesprächspiel oder theatralische Vorstellung eines Weisen und zugleich tapferen Regenten in der Person Wilhelms IV" *), ganz in jenem architektonisch-poetischen Stile, den er erfunden, und welcher länger als ein Jahrhundert stehend blieb, um mittelmäßige Fürstlichkeit über die Sterblichen zu erheben. Der „grand Louis" gilt bekanntlich als unerreichbar in seiner Gewöhnung, akademische Vergötterung gleichmüthig, wie die Olympier Weihrauch und Opfer, hinzunehmen; aber auch kleinen deutschen Fürsten, deren Leben, wie das unseres wackeren Schmackhaften, mehr reich an Demüthigungen und Vereitlung, als an glücklichen Heldenthaten war, hatte zeitgemäße Poeterei die Sinneswerkzeuge gestärkt, um das Derbste zu ertragen. Ein kurzer Entwurf macht mit dem Gange und der Bedeutung des theatralischen Spiels vorher bekannt, damit keine Schönheit verborgen bleibe. Mars tritt unter Pauken und Trompeten, „worein eine Lösung von Stücken und Musqueten geschihet", mit etlichen wohlmundirten Soldaten auf die Bühne und erblickt sich in den mit Linden bekrönten Ilmenfeldern, in der hornsteinschen Provinz, dem Vaterlande der weitberühmten Sachsen, der Zeugemutter so vieler Helden". Die Soldaten bejahen seine Frage: das ist die Wilhelmsburg! Gut! sagt Mars, betrachtet den Schloßbau, und beruhigt leutselig die Zuschauer, die ob seinem Erscheinen „wie vom todfeindseligen Habichte zerstöberte Tauben erzittern". Er kommt ja nicht mit blutbespritzten Waffen zum Kampfe; er will nur dem tapfern und weltberühmten Sachsen zum Geburtstage gratuliren. Unter Kundgebung so höflicher Absicht des Kriegsgottes thut sich der Parnaß mit den musicirenden Musen auf. Apollo staunt, seinen Bruder zu erblicken, hält ihn anfangs für Phantasie, bis die Götter sich verständigen. Beide sind ja zu gleichem Ende angelangt und wetteifern beide, ihren Liebling

*) Gedruckt mit splendiden Kupfern zu Weimar 1662. 4.

zu erheben, daß sie fast erbost an einander geriethen, wäre nicht Schwester Pallas unverhofft in die Gesellschaft getreten. Sie nun schlichtet den Hader, indem sie beiden Recht giebt, und als Göttin der Weisheit die hohen Gemüthseigenschaften des Erkohrenen erst ins gehörige Licht stellt. Besonders preist sie ihn, daß die edle deutsche Sprache durch ihn je näher und näher zu ihrer majestätischen Vollkommenheit erhoben werde, da er „besagten schönen Orden preiswürdigst fortpflanzt.“ „Es beschattet sein edel=fruchtbringender und schmackhaft=hochgewachsener Birnbaum nicht nur die prächtigen Tulipanen, Kaiserkronen, große persianischen Lilien; sondern er läßt auch die niederträchtigen Veilchen, die Gemswurzel, das Schellkraut, die gemeinen Faselbohnen, den geringen Nachtschatten, den schlechten Buchsbaum, die schwarzbraunen Nelken, den Mohn und viele andere, aus geringerem Grund und Boden entsprungene Wurzeln, Kräuter und Blumen, unter seinen Schutzzweigen nützlich und ergötzlich sprossen, wachsen und anmuthig blühen.“ So zerknirscht in Demuth bekennen Sigmund von Birken, Philander von Sittewald und Neumark selbst das Glück, der Palmengenossenschaft zu gehören! — Kaum hat die beredte Göttin Frieden gestiftet, als sie die Geschwister bereit findet, den Glückwunsch durch ihre geringfügigen Zeilen vermittelst der „gegenwärtigen Musen“ absingen zu lassen, worauf denn jene ein in neun Stimmen gesetztes Madrigal vortragen. Pallas, noch nicht mit sich zufrieden, läßt schließlich eine Ehrenpforte aufsteigen, „an deren Hauptsims das fürstliche Ebenbild, zu beiden Seiten aber zwei lateinische glückwünschende Doppelverse“ zu sehen sind.

Kaum hatte der Sprossende sein Werk herausgegeben und gesellschaftsmäßig die Genossen dasselbe begrüßt, als das „Haupt= und Prachtreiche=Kronengewächs“ zur Erde sich neigte. Herzog Wilhelm starb schon am 17ten Mai 1662, nachdem er zuletzt noch zwei Dichter verschiedenen Werthes, als 788 und 789te Gesellschafter, der Aufnahme gewürdigt. Andreas Gryphius, der jüngere Landsmann Opitz's, durch dunkle Schicksale weit

umhergetrieben, in der Fremde ausgebildet, und mit der Geschmacksrichtung auch der Engländer bekannt geworden, hatte schon i. J. 1637 den poetischen Lorbeer durch einen K. Pfalzgrafen errungen, im J. 1647 ein ehrenvolles Amt erlangt, und galt als der Vater der neueren dramatischen Poesie der Deutschen, zumal als er i. J. 1659 seinen Sterbenden Papinian gedichtet. Da fiel es dem Schmackhaften ein, den zweiten beberühmten Schlesier zwar spät, aber desto ehrenvoller in die Reihe aufzunehmen. Andreas Gryphius hieß der „Unsterbliche wegen verborgener Kraft mit Orant"; theilte jedoch so späte Anerkennung mit einem ganz dunklen Paul Winkler, wahrscheinlich einem herzoglichen Domänenbeamten, indem der „Geübte in der Haushaltung" den „Lein" zum Gemälde erhielt.

An so anstandsvollem Schlusse der Herrschaft des Schmackhaften mochte der Erzschreinhalter den bedingendsten Antheil haben und selbst wohl auf dessen Rechnung kommen, wenn das Oberhaupt um das Jahr 1658 gegen neue Sprachketzer und die widerspenstig, wunderseltsamen Orthographisten, „ein donnerndes Verbot ergehen ließ". Die strenge Rüge galt vor andern dem armen Philipp Zesen, dem „Wohlsetzenden", welchem der Suchende und der Spielende (Harsdörffer) noch nicht genug gethan. Aber so männlich er seine kühnen Neuerungen in Wortbildung und Rechtschreibung verfocht, und so beifallswürdig manche noch heute erscheinen, wie: große Zeugemutter für Natur, Goldäpfel für Pommeranzen, auch wohl Sattel- oder Reit-Puffert für Pistole, Jungfernzwinger für Nonnenkloster; so waffneten sich doch erbost die Zeitgenossen gegen ihn, und verwarfen alles, weil er auch aus der Fremde längst eingebürgerte Wörter, wie Fenster, Mantel, Lieutenant, (wofür er Platzhalter setzte), Musquete mit Schießbrügel, ja auch den unschuldigen Pinsel mit „Mahlerquaste" verdrängen wollte. Ungeirrt durch Hohn und Verlästerung, selbst trotzend dem Befehle des Schmackhaften, dem er sonst gesellschaftsmäßig gehorchen mußte, ging der Sprachreiniger seinen Weg, und endete seine „phantastische Grillenhaftigkeit" und „teuflische Raserei" erst mit dem

Leben (1689).*) In seinen schöneren Jahren hatte der „Liebliche", Levin von der Schulenburg, einer der ältesten Gesellschafter, selbst Zesens adriatische Rosamunde gepriesen; die „deutsch-gesinnte Genossenschaft oder den Rosenorden", den er i. J. 1643 in Hamburg gestiftet, nannte der Spott die „Geschossenschaft". —

Der Tod des zweiten Oberhaupts mußte natürlich allen poetischen Wässern Thüringens die Schleusen öffnen, und sie ergossen sich reichlich. Auch der ferne Erwachsene (Birken) ließ seinen „Bitteren Leid-Geschmack" merken; der Unsterbliche, welcher bald darauf (1664) sein kurzes, aber blutdürstiges Tragödiendichterleben beschloß, sandte ein Sonnet; der Erzschreinhalter thürmte, gleich einem Pharaonen Cheops, eine „ägyptische Grabsäule" auf, geschmückt mit allen sechzehn Ahnenbildern, und weidete, als Thyrsis, nebst dem edlen Sylvius, Floridan und Knemon, sein Wollenvieh daneben, voll elegischer Klage über den Tod des weitberühmten Prinzen.**)

18. Erlöschen der F. G. unter dem Wohlgerathenen. 1667—1680. Schluß.

Zwar hinterließ der Schmackhafte vier Söhne, welche längst der Gesellschaft angehörten, und schon eilf Jahre früher „als junge Herren gerühmt wurden", die sich vor andern in Erzählung der Gesellschaftsnamen hervorthaten; aber keiner fühlte den Beruf, des Vaters Stelle zu vertreten. So vergingen nicht allein das Trauerjahr, ohne die Wahl eines Oberhauptes, sondern, unheilbedeutend genug, sogar noch die vier folgenden. Reichsgeschäfte, Türkengefahr, bedenkliche Händel, die Unruhe wegen Erfurt, die Erbtheilung, sollten das löbliche Gesellschaftswerk

---

*) S. die Bibliothek deutscher Dichter Th. XIII; von der Zahl der Zeitgenossen Neumark a. a. O. S. 87 und Neumeister S. 115. Schottel allein ließ dem talentvollen Manne Gerechtigkeit widerfahren. Später auch Leibnitz. —

**) Palmbaum S. 375.

verhindert haben; im Grunde war die Sache wohl jedem gleichgültig geworden. Endlich aber beschlossen die Hauptlosen, nach erlangter Einstimmung der ältesten Gesellschafter, den Herzog August von Sachsen, Bruder des Kurfürsten und Administrator des Erzstifts Magdeburg, den „Wohlgerathenen" zu erwählen, und sandten den Kanzler und Präsidenten des Herzoglich-Sächsischen Gesammt-Consistorii, Rudolf Wilhelm Krause, den „Bescheidenen" mit dem Erzschrein, dem Gesellschaftssiegel, Wappenbuche und den Registern nach Halle ab, wo der Herzog neben der zerstörten Moritzburg, in „der neuen Residenz" seinen Sitz hatte. Die Acten in bedeutendem Umfange blieben zu Weimar zurück. — Am 15ten Juli 1667 ward der Abgeordnete in stattlichem Geleite auf das Schloß geholt, hielt im Namen der vier jungen Prinzen die Anrede, und trug dem Herzoge die Stelle des Oberhauptes der Gesellschaft an, die seit funfzig Jahren in ihrem Wesen bestände, das alte, teutsche Vertrauen aufzurichten, die teutsche Freiheit zu erhalten u. s. w., und nunmehro fast in die 800 Königliche, Fürstliche u. s. w. Personen umfasse. Als der Kanzler seinen Sermon beifällig beendet, entsprach der Wohlgerathene dem „sonderbaren Vertrauen der hochlöblichen Gesellschaft" durch die Uebernahme der Würde, empfing demgemäß den Dank des Gesandten, die überbrachten Ehrenabzeichen nebst Zubehör der Gesellschaft, und entließ ihn, nach stattlichem Tractemente, folgenden Tags mit dem herkömmlichen Gegenbeglaubigungsschreiben *).

August von Sachsen, geb. 1614, seit d. J. 1643 Gesellschafter, außer der Stelle als Administrator des Erzstifts mit Gütern wohl bedacht und seit d. J. 1666 auch von den widerspenstigen Magdeburgern neben dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, seinem Vorgänger im Stammbuche und seinem Nachfolger im Besitz des Erzstiftes, anerkannt, stand schon in höherem Alter. Er war ein wohlwollender, politisch nicht eben bedeutender Herr, welcher die Regierung seiner Stiftslande, beson-

*) Erzählung bei Neumark 421 ff.

ders die Schulen sich angelegen sein ließ und bei mäßiger Geistesbildung zum Großmeister des müssigen Ordens ganz gut sich eignete. Aecht albertinisch=sächsischen Schlages war er ein Freund des edlen Weidwerks und selbst im Stande, die Bürger seiner Residenz Halle, die kunstbewährtesten Schützen mit der Armbrust und der Feuerwaffe, zur Strafe zu ziehen, weil sie auf dem festlichen Vogelschießen d. J. 1666, an welchem sich der Herzog mit vornehmen Gästen, wie seine Vorfahren seit Jahrhunderten, erlustigt, nicht etwa einen Edelhirsch geschossen und verschmauset hatten, sondern sich eines gemalten Hirsches, der vom Zieler auf Rädern gezogen wurde, als Scheibe bedienten! Nur die gesunde Logik der Bürger, ein gemalter Hirsch gehöre nicht zur hohen Jagd, und die Vorstellung, der vorige Administrator habe ihnen dieses Wildpret gnädigst gestattet, erwirkten Befreiung von der Strafe. *)

Der Wohlgerathene schien so überrascht durch die ihm gewordene Ehre, daß er Niemand bei der Hand hatte, um durch Vermehrung der Gesellschaft die Fortpflanzung des Palmbaums zu bethätigen. Auf dem Gibichenstein und in Halle, damals noch ohne Hochschule, mochten auch fähige Helfer fehlen; der „Sprossende" wäre als Schreinhalter an seiner Stelle gewesen. Vielleicht bewarb er sich um das lohnende Amt, in dem er unmittelbar nach der Wahl dem Wohlgerathenen einen Ehrentempel aufbaute, und das Bildniß desselben, welches Aretea trug, auf Mars Geheiß an der dritten Hauptsäule aufhängen ließ. **) Aber der maßlos Eitle erhielt keinen Ruf ins Erzbisthum, erwarb jedoch als Thyrsis II einen Ehrenrang unter den Pegnitzschäfern, und starb zu Weimar i. J. 1681 als herzoglicher Archiv=Secretär, kaiserlicher Pfalzgraf und Verfasser gepriesener Bücher in Prosa, in Reimen, mit und ohne Musik.

Noch desselben Jahres begann der Wohlgerathene mit jun=

*) In Hendels Archiv für deutsche Schützengesellschaften. Th. II, S. 135 (Halle 1801. 8.)

**) Palmbaum. S. 441.

gen Prinzen des Hauses und den hohen Beamten seiner Magdeburger Kammer, und bedachte dann auch die nahen Märker, einen Schulenburg, den Landshauptmann der Altmark, und den berühmten Geheimen Rath des Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich von Jena, „den Wirkenden mit mancherlei Nutz". Letzterer war so recht auf fruchtbringendem Boden aufgewachsen; die Stadt Zerbst seine Heimath; zwölf Jahre früher hatte der Kurfürst ihn von der Professur der Rechte zu Frankfurt abberufen und zum Geheimen Rathe gemacht, als welcher er bei der Huldigung der störrigen Magdeburger mit dem Administrator bekannt geworden sein mochte. Gleich nach diesen Anfängen scheint der Wohlgerathene die Lust zur Fortpflanzung verloren zu haben; die Kenntniß seiner Einnahmen weiset im Herbste 1672 nur auf 28, unter denen Martin Kempe, ein Königsberger, den Titel eines brandenburgischen Historiographen führt und als der „Erkohrne zu löblichem Werke" diese Ehre gewiß weniger verdiente als sein liebenswürdiger Landsmann, der Dichter des „Aenchen von Tharau", Simon Dach, welcher außerhalb des Palmenordens i. J. 1659 starb. Doch mögen wir nicht bergen, daß auch der Erkohrne, der Damon der Pegnitzschäfer, Geistliche Gedichte, sogar einen „Neu Grünenden Palmzweig der teutschen Heldensprache und Poeterei" in gebundener Rede zu Jena 1664 ans Licht gestellt.*) Endlich Johann Georg Schoch, der „Grünende", der Verfasser der „Komödie vom Studentleben", auch anderer Lustspiele, welche für die Sittengeschichte der Zeit merkwürdiger sind, als allerlei Lyrisches, das er unter dem burlesken Namen „Matz Steif der Lerchenfänger in Großschocher" herausgab, für die Poesie. Ein kaiserlicher Rath und Kanonikus zu Magdeburg, Georg von Schöbel und Rosenfeld, „der Himmlisch=Gesinnte", ist der letzte Gesellschafter, Nr. 817, welchen wir zu nennen vermögen.**)

---

*) Neumeister S. 59.

**) S. Elias Geisler, Silesii, disquisitio de Societate fructifera, eine lateinische Dissertation, Leipzig 26sten Octob. 1672 vertheidigt und dem Domherrn zu Magdeburg gewidmet.

Der Ausbruch des großen Kriegs gegen Ludwig XIV i. J. 1672 und die Ueberzeugung, mit dem Orden sei nichts weiter anzufangen, bewirkten ohne Zweifel, daß der gealterte Wohlgerathene die Einnahmen unterließ und die Gesellschaft allmählig ausstarb. Ein ironisches Ereigniß war, daß G. Neumark, der „Sprossende", i. J. 1668 durch sein unerträglich weitschweifiges Werk: „Der Neu-Sprossende Palmbaum", Nürnberg (1668) in 8., der Welt die Geschichte des Ursprungs, Fortgangs, der Satzungen der F. G. schenkte, und pomphaft die zweite Fortpflanzung am hochfürstlichen Hoflager und Erzschreine verkündete, da ihm das Geschick doch nur vorbehalten hatte, in einer Leichenrede die Hauptthatsachen des sterbenden Vereins auszusprechen. Vor dem Buche, welches die Gelehrtengeschichte nicht entbehren kann, prangt das Bild des Sprossenden, das Ordens-Kleinod *) an gebauschter sittiggrüner Bandschleife vor der Brust, wie er, Rist, Olearius, Gryphius dasselbe an festlichen Gelegenheiten, „bei Ehrenzusammenkünften" zu tragen pflegten.

Der Wohlgerathene starb am 4ten Junius 1680, 76 Jahr alt, zu Halle als Stammvater der Linie Sachsen-Weißenfels; es findet sich nicht, daß man an einen Nachfolger dachte. Zwar erwähnt Daniel George Morhof in seinem Unterrichte von der Teutschen Sprache und Poesie, welche i. J. 1682 erschien, der

*) Wir theilen getreu nach dem Kupferstiche bei Beckmann IV. Taf. VII. Nr. 10 das Ordens-Kleinod mit, wie es der Sieghafte (Fürst August von Anhalt, s. 1621 Mitglied) trug. Der goldene „Ovalpfennig" zeigte auf der einen Seite in natürlichen Farben „geschmelzt" (emaillirt) den Palmbaum mit dem Gesellschaftsworte darüber und darunter: „Die Fruchtbringende Gesellschaft". Auf der anderen Seite das zugeeignete Gewächs jedes Gesellschafters mit beigefügtem Gesellschaftsnamen und Worte. Mitglieder höhern Standes pflegten das Kleinod mit Edelsteinen zu versetzen, und in der inneren Höhlung das Bildniß des Oberhauptes zu tragen (Neumark S. 64). Nach der Satzung des Stifters sollte das Zeichen auch außerhalb der Gesellschaft zur Erkennung dienen, was um so zweckmäßiger war, da die Glieder sich „ohne Ehrenstreitgepränge" gesellschaftsmäßig mit ihrem Gesellschaftsnamen begrüßten. Sicher finden sich in Kunstsammlungen noch wirkliche Exemplare,

F. G. mit Lob gleich als einer noch bestehenden; doch sagt Heinrich Anselm von Ziegler und Klipphausen, gestorben i. J. 1690, in seinem Historischen Labyrinthe bei Nennung des Fürsten Ludwig von Anhalt, „der Palmenorden habe nunmehro seine Endschaft erreicht." Eine genauere Angabe des Erlöschens mag irgend wo in einem vergessenen Buche noch zu finden sein. Die F. G. erlosch nach halbhundertjährigem Bestehen in sich selbst, wie alle ihre zahlreichen Nachahmungen, bis auf den harmlosen Blumenorden an der Pegnitz, der jüngst noch Spuren seines stillen Daseins verlautbart haben soll. Das letzte lebende Glied unter den Fürsten, der treffliche Anton Ulrich von Braunschweig, starb erst i. J. 1714 im katholischen Bekenntnisse.

Ein so geräuschloses Sichselbstüberleben erläßt uns ein Urtheil, welches wir im Wesentlichen abgaben, als wir den Tod des Nährenden erzählten. Nöthigt uns die Vergleichung der Sitten und der Sprache der vornehmen deutschen Gesellschaft unter dem Höhestande der Modeherrschaft Frankreichs und der Verirrungen der zweiten schlesischen Dichterschule, das Verdienst unserer gealterten Palmgenossen noch auf das geschmälerte Maaß dessen zu beschränken, was von der Lauterkeit in Rede und Tugend geblieben war; so dürfen wir ihnen doch nicht zurufen, sie hätten umsonst gelebt! Auch in den schmählichen Tagen Kaiser Leopolds I*) fachten sie das Fünklein patriotischer Denkungsart an, daß es nicht erlosch; unverdrossene Sprachwarte, wie Morhof, Leibnitz, Gottsched, gewannen Muth im Hinblick auf jene unvergessenen Vorkämpfer; die geistliche Poesie, die einzige, welche die Deutschen als unveräußerliches Eigenthum durch alle Vernichtungsstürme ihres geschichtlichen Daseins bewahrten, kleidete sich in das reine Gewand, welches die Gesellschafter makellos überlieferten. Sobald einmal das Geschlecht ein erstes volkerhebendes Ereigniß begrüßte, nach der

*) Bereits auf der Nimwegener Friedensversammlung (1678) bequemten sich die Abgeordneten des Reichs der französischen Sprache statt der Lateinischen, die noch in Münster gegolten.

gehäuften Unehre des spanischen Erbfolgekriegs und des nordischen, überkam die vaterländische Begeisterung zugleich auch eine edle, lautere Weise des Ausdrucks. Wir meinen Johann Christian Günthers, des Schlesiers, Verherrlichung der Kriegsthaten des Prinzen Eugen gegen die Türken (1718), die Schlacht von Belgrad; leise keimte von da ab, zumal als Friedrichs Ruhm das deutsche Bewußtsein weckte und die Dichtkunst einen Inhalt wieder erhielt, das goldene Zeitalter der schönen Redekünste Deutschlands. Durch die Mühen der verschollenen Genossenschaft fanden unsere classischen Dichter eine geläuterte Sprache vor, welche den neuen poetischen Gedanken ungezwungen sich anschmiegte. Wer hatte verhindert, daß es nicht eine heillos verwälschte war, welche auch nicht unser Barde aus dem Schwabengaue, von den Ufern der askanischen Bode, durch das Feuer seines Geistes zu läutern vermocht haben würde? —

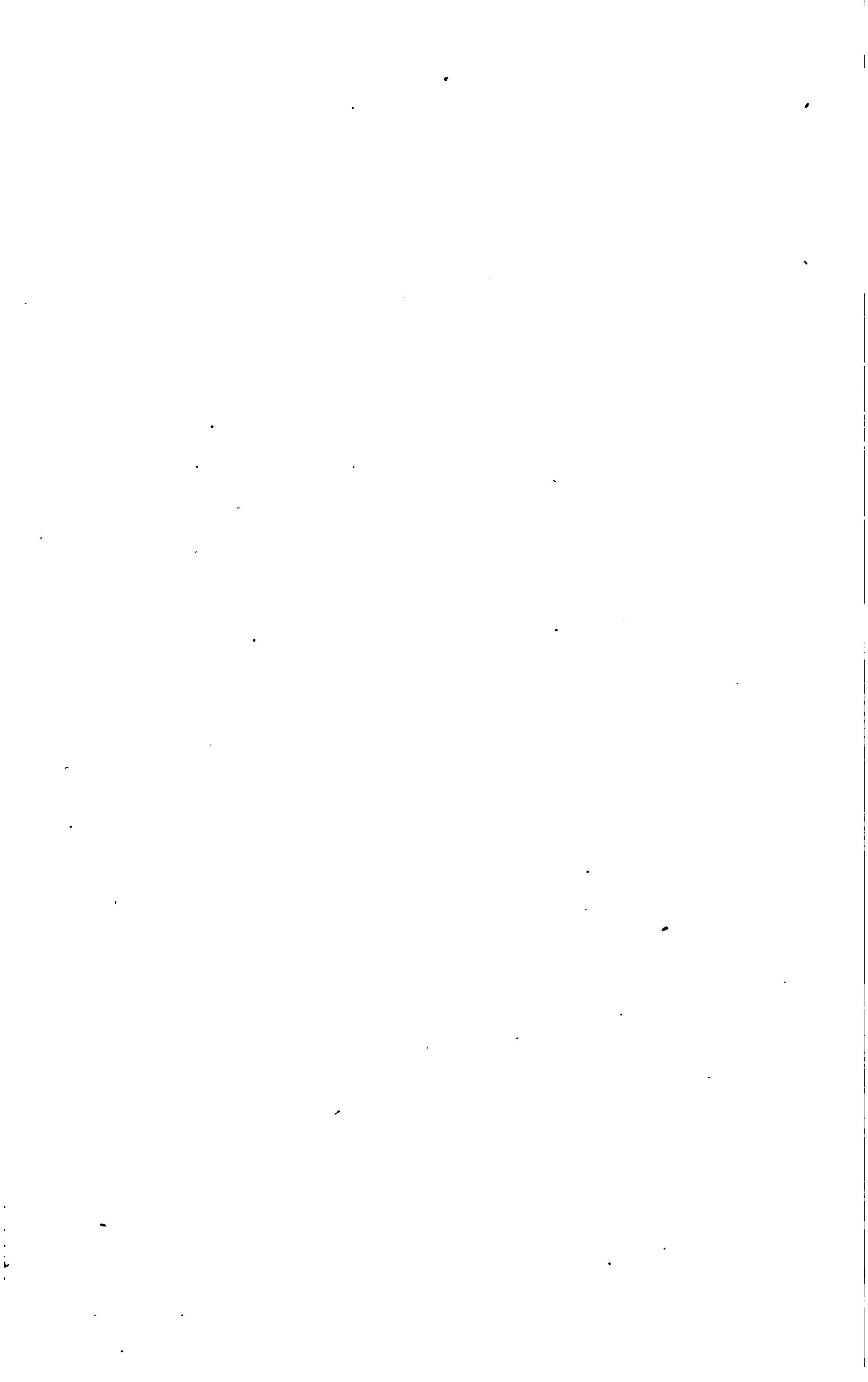
Um so weniger sollen die Denker unserer Zeit, bei der vorwaltenden Neigung, das Eigenthümliche zu einer „preciösen“ Flachheit, einem Allerweltsgepräge zu verwischen, geringschätzig auf die Bestrebungen des XVII Jahrhunderts herabblicken. Eben so nothwendig als manche Vereine, in welchen zeitgemäß gemeinsame Zwecke verfolgt werden, möchte ein zahlreicher Männerverein zum Schutz der deutschen Sprache erscheinen, gegen die vornehmthuende Barbarei und eitle Geschmacklosigkeit, welche sich, wie in den Tagen M. Opitz's und Dietrichs von dem Werder, wiederum in galanter Sprachmengerei übermäßig gefällt, und zu dem französischen und italienischen Bettelprunk auch Flittergold aus England und Spanien hinzuborgt; ein Schutzverein von hunderttausenden Gesinnungsvoller gegen die so schnöde wie faule Anmuthung deutscher Behörden, bis auf die „Ball-Comitteen“ der Herbergen herab, ihre mit Fremdwörtern gedankenlos oder absichtlich aufgestützten Publicanda zu verstehen. Hier wäre ein Gebiet für Fürsten und vornehme Herren, ohne Neid sich ein Verdienst zu erwerben; ein Band zu weben, einen Bund zu stiften, welcher, ohne Oberhaupt, ohne Ordenskleinod, ohne Erzschreinhalter, ohne Förmlichkeit der Einnahmen,

unsichtbar die Gesinnungsgenossen vereinigte! Die Sprache, sagt Luther,*) ist die Scheide, in welcher der Geist als ein Schwerd steckt, — rostet einmal die Scheide, so wird auch die Schneide angefressen. —

*) Aehnlich sagt um 1700 Gabriel Wagner (Realis de Vienna), der Quedlinburger, dessen Strafeifer gegen die Deutschen die höchste Steigerung einer Gesinnung ist, wie sie bei den älteren Gliedern der F. G. anklingt: „Die Muttersprache eines Volkes ist der Landesehre Fuhrwerk. Ueber sie muß man Wärter halten, über ihre Reinigkeit mehr eifern als über der zartesten Liebsten Ehre." S. über diesen merkwürdigen Sproß des Schwabengaues Herders Briefe zur Beförderung der Humanität. I. 27 u. 28.

Anhang.

Der Erzschrein der Fruchtbringenden Gesellschaft.



Ehe ich über die noch vorhandenen Acten der F. G. Auskunft gebe, habe ich nach Gebühr ein neueres Büchlein zu nennen, welches zwar meiner ausführlichen Bearbeitung des Gegenstandes nicht Anlaß zu häufigen Citaten gab, gleichwohl aber mich in der Richtigkeit meiner allgemeinen Auffassung bestärkte. Der Verfasser desselben ist der verdienstvolle Dr. Otto Schulz, früher Professor am grauen Kloster in Berlin, jetzt Königl. Schulrath. Als einer der Vorsteher der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache schrieb der Wackere i. J. 1824: „Die Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts. Vorlesung am Stiftungsfest der Gesellschaft," und gab seine Abhandlung, Berlin 1824, in der Vereinsbuchhandlung in 12., 59 S. stark, heraus. Der Abschnitt bis S. 25 enthält das Beste und Würdigste, was aus den gemeinzugänglichen gedruckten Hülfsmitteln bisher über unsern Gegenstand geleistet werden konnte; mit Belehrung und Vergnügen wird jeder Freund der Forschung den Verfolg des Werkleins lesen, welches über meinen Gegenstand hinaus sich verbreitet. —

Der älteste Erzschrein der F. G. hat böse Unbilden der Zeit erfahren, deren Hergänge uns verborgen sind. Nicht alle, gewiß zahlreichen Papiere vom Ursprung des Vereins an, welche möglicherweise beim Tode des ersten Oberhaupts noch beisammen sein konnten, falls nicht der losere Verband unter dem Mehlreichen ihre frühe Verzettelung verschuldete, gelangten in dem J. 1651 nach Weimar, sondern nur die bei der Uebertragung des Erzschreins genannten Stücke. Vieles, namentlich Briefe und handschriftliche Arbeiten, blieb als Eigenthum der Köthener Linie zurück; nur das Offiziel-Archivalische ward dem Schmackhaften ausgeliefert. Die bezeichnete Privatsammlung des Fürsten Ludwig erfuhr gleichwohl auch schon in alten Tagen, nach dem Aussterben der Linie, neue Unsterne. So ist es erklärlich, daß als „Acten der F. G." neben einigen gedruckten Büchern nur einige Hefte loser Papiere auf der Herzoglichen Bibliothek in Köthen erhalten sind, welche bis auf das Stammbuch No. 2, merkwürdig erst mit dem Jahre 1640 beginnen. Das so glücklich Be-

wahrte ist gleichwohl noch bedeutsam genug, um das innere Leben der Gesellschaft daraus zu entnehmen. Leider sind aber auch die zahlreichen Druckschriften des Vereins verschollen, und von größeren Werken fand sich auf der Herzoglichen Bibliothek nur ein Exemplar der Uebersetzung des Rasenden Roland von D. v. d. W., das erst später, nicht als unmittelbare Habe des Vielgekörnten erworben sein mag. Durch das ehrenvolle Vertrauen des Herzoglichen Raths, Herrn Krause, dem die Intendanz der Herzoglichen wissenschaftlichen Sammlungen in Köthen obliegt, in den Stand gesetzt, gebe ich zur Uebersicht des noch Vorhandenen folgende Rubriken:

I. Erzschrein in Köthen.

A. Stammrollen der F. G.

Außer dem Kupferwerke von Merian, Frankf. a. M. 1646, findet sich das Exemplar der ersten Sammlung vom J. 1629, mit dem eigenhändigen Namen und dem Wappen der Mitglieder bis No. 200 (Opitz). Es wäre eine lohnende Aufgabe, die charakteristischen Sinnsprüche einzelner bedeutender Männer zusammenzustellen. So liest man, dem Gemälde des „Festen im Stande", Wilhelms von Kalchheim, mit der Jahrszahl 1630 gegenüber:

„Befehl dem Herren deinen Weg, All dein anliegen auf ihn Leg, Bleib Fest im Standt bey seinem Wort, Er wirdts wol machen hier und dort."

Nicht giebt es eine köstlichere Sammlung von Autographen namhafter Männer aus dem XVII Jahrh. als in diesem Album, welches der Nährende zwar als No. 2 für den Erzschrein bestimmte, dessen Erben gleichwohl als Privateigenthum zurückbehielten. Uebrigens konnten nach dem Vorbilde des Oberhaupts auch die Gesellschafter ihr Exemplar des Prachtwerks Merians zu eigenhändigen Einzeichnungen ihrer Freunde benutzen, gleichwie der noch nicht ermittelte damalige Besitzer des Rittergutes Groß-Möhlau bei Gräfenhainichen einen Saal mit den Wappen und Sinnbildern der F. G. verzierte, welcher gegen das Ende des XVIII Jahrh. noch vorhanden war.

Ferner findet sich auf der Bibliothek in Köthen als Fortsetzung des gedruckten Stammbuches v. J. 1646 das handschriftlich angelegte von 1640, No. 401 ab bis zum Tode Ludwigs. Es ist gleichfalls mit Wappen und Sinnsprüchen, so wie mit Reimgesetzen ausgestattet, zeigt aber viel Lücken und manches sehr stümperhaft gemalte Bild. Schwerlich wird nach 200 Jahren ein anderer Merian aufstehen, um mit gleich meisterhaften Stichen das Stammbuch bis No. 527 zu vollenden.

Drittens liegt noch ein „Verzeichnus der Gemählde oder Gewächse, Nahmen, und Wörter in der Fruchtbringenden Gesellschaft, nach dem A B C und den Zahlen, wo jedes zu finden," vor; Quartformat, Schluß mit dem Buchstaben S, etwa 22 Bogen stark, mit vielem leeren Papier zwischen den einzelnen Buchstaben.

B. Als Originalhandschriften gedruckter oder druckbereiter Werke sind vorhanden:

1) Deutsche Rechtschreibung angeordnet und der Fruchtbringenden Gesellschaft übergeben von dem Ordnenden; mit den Verbesserungen des Nährenden. Vorangehen „Langgekürzte (trochäische) Reden des Schülers des Ordnenden, David Schirmers von Freyberg aus Meissen", die ihm jedoch nicht die Aufnahme errangen. — Die deutsche Rechtschreibung ward zuerst i. J. 1645 gedruckt und mit einer Uebereignungsschrift an die beiden Ernestiner, Wilhelm und Ernst von Weimar, d. Halle d. 12 August versehen; i. J. 1666 zu Halle in 8. durch des Rectors Sohn, Joh. Christ. Gueintz wieder aufgelegt. Sie stellte die ersten Gesetze in der neueren Orthographie auf, welche durch die Glieder der F. G. allmälig Eingang gewann. Nach S. 40 sollten mit einem großen Anfangsbuchstaben geschrieben werden: „alle eigne Nennwörter und die einen (Emphasin) Nachdruck bedeuten, als die Titel, die Tauf- und zunahmen, die Nahmen der Länder, der Städte, der Dörffer, der Völcker, der Beamten, der Fest Tage, wie auch die Wörter, welche auf einen Punct folgen." Diese Regel wurde am schwersten beobachtet. —

2) Die Heilige Weltbeschreibung der Völcker und der Oerter, wo die Christliche Kirche, durch den ganzen umbkreis der Welt, von Morgen bis gen Abend, von Mittage bis in Mitternacht ihren Sieg und Wohnung hatt
verfertigt
In Französischer Sprache und ins Deutsche übergesetzt.
Gedruckt zu Cöthen im Fürstenthume Anhalt. Im Jahre 1643.
70 Seiten stark, in Folio.

3) Die Sprüche Salomonis.
(Die Handschrift scheint die des Fürsten Ludwig zu sein, viel deutlicher als gewöhnlich; das ganze Werk ist noch einmal — von einer sehr leserlichen Hand geschrieben — vorhanden. Folio, 24 Bogen stark.) In dem beliebten Tone des Jahrhunderts eine Umschreibung des alttestamentlichen Buchs in lesbaren Alexandrinern und wechselnden Reimarten.

4) Der weise Alte,
welcher durch geistreiche Betrachtungen eines langen und kurzen

lebens, deßen Beschaffenheiten, art, undt ursprungs, der ... änme (der erste Buchstabe unleserlich) des Lebens, undt der wissenschafft, drauff die leibs, undt seelen beschwerungen folgen,

Den Nutzen

So die weise alten aus philosophischen undt trostlichem Rhatt, göttlicher schrifft wider alle schwachheiten leibs und der Seelen ia des Todt selbst den man fürchten und nicht fürchten soll, nehmen können,

wie auch

Eine rechtschaffene verfassung gegen den Todt für iedermann weß Stands und Würden er sey: der leiber auferstehung, der Seelen unsterblichkeit.

Und schlieslich

Eine ernste Vermahnung an alle alte undt Junge, in 20 Capittel vorgestellet, aus dem Frantzösischen ins Deutsche versetzet und gedruckt im Jhare Chri 1643 zu Cöthen im Fürstentum Anhalt.

(In Folio, circa 68 Bogen stark. Das gesperrt Gedruckte vom Titel zeigt die Handschrift des Fürsten Ludewigs.)

5) Die Geschichte der Böhmischen Kirchen Verfolgungen so sich anheben von ihrer ersten bekerung an zum Christlichen Glauben. Nemlich vom Jhare Christi 894. und fort gehen bis ins Jhar 1632. unter der Regierung Ferdinandi des andern, Königs in Böhmen, und Ertzherzoges in Oesterreich darinnen etliche bishero unbekante Politische Geheimnüße, Rhatschläge, Künste, und erschreckliche Gerichte Gottes an den tag gegeben werden. Gedrücket im Latein im Jhare 1648 Anitzo aber verdeutschet im Jhare 1649.
(Etwa 78 Bogen stark, in Folio.)

6) Von des Papstes gewalt und der alten Gallicanischen ietzo frantzösischen Kirchen Freyheiten durch Marcum de Vulson, Königlicher Raht in dem Parlamentsgerichte des Delphinats verfasset und im jahre 1635 ausgegangen, anietzo verdeutschet und gedrucket im jahre
(106 Bogen stark, in Folio.)

7) Der Seelen Ancker das ist von der Beharligkeit oder Bestendigkeit der Heiligen. Gegründet auf die unverenderliche erwehlung Gottes als auch auf die kräftige berufung der Heiligen zu der seligen gemeinschaft Gottes in Christo Jesu. Vor etzlichen Jharen in Niederländischer Sprache beschrieben. An ietzo aber in Hoch-Deutsch allen frommen glaubigen Christen zu troste übergesetzet. Gedrucket zu Cöthen im Fürstentume Anhalt im Jhare 1641.
(Etwa 32 Bogen stark, in Folio.)

8) Der verfolgete Davidt des italienischen Herren Marggraffen Vir-

gilio Malvezzi. Deütsch übergesezet, durch weiland Wilhelm von Kalchheim genant Lohausen, Obristen Feldwachmeistern, und Obristen Kriegs befehlichten zu Rostock. Aufs neüe übersehen und verbeßert mit angehefter erklerung etzlicher gebraucheten neüen wörter, auch mit vorwissen und einwilligung der fruchtbringenden geselschaft an den Tag gegeben.

Gedruckt zu Cöthen im Fürstentume Anhalt im Yhare 1643.

(Etwa 32 Bogen stark, in Folio; die gesperrt gedruckten Worte des Titels rühren von der Hand des Fürsten Ludewig her.)

9) Francisci Petrarchae des vornemen alten Florentinischen Poeten sechs Triumphi oder Siegesprachten

I der Liebe	IV des Gerüchtes
II der Keuschheit	V der Zeit, und
III des Todes	VI der Ewigkeit

aus den Italienischen Eilffsylbigen in deutsche zwölf und dreyzehen sylbige Reime der Heldenart vor jahren übergesezt. Samt der erzehlung seiner Krönung zum Poeten, seines Lebens und sonderbahren erflehrungen vieler nahmen und geschichte. Mit angehefteter eigentlicher Reimweise gefertigter kurzer beschreibung des erdichteten Gottes der Liebe Cupidinis oder Amoris und einem nüzlichen verzeichnüs der vornemesten sachen in diesem werklein begrieffen.

Von neuem übersehen mit beliebung und gutheissen der fruchtbringenden geselschaft, an den Tag gegeben und iezo erst gedruckt, zu Cöthen im Fürstentume Anhalt. Im Jahre 1643.

(42 Bogen stark, in Folio.)

C. Eine Anzahl eigenhändiger Briefe ausgezeichneter Gesellschafter an den Nährenden, zum Theil mit den in Decretform hinzugefügten Antworten des Fürsten, die Handschrift desselben ist sehr unleserlich, doch die Sorgfalt zu bemerken, mit der er jedes Wort und die Stellung der Wörter erwog. Wir theilen nach den Jahreszahlen, die anziehendsten jener Briefe, welche mit d. J. 1640 beginnen, theils im Auszuge, theils diplomatisch genau und vollständig mit.

I. Ein Brief August Buchners, d. Wittenbergk d. 13ten Januari 1640. praes. d. 17 Januar.

Der Professor, noch nicht Mitglied der F. G., überschickt dem Fürsten die begehrte Bibliographiam Politicam Gabr. Naudaei in Abschrift, weil er ein gedrucktes Exemplar nicht bekommen, mit unterthäniger Entschuldigung.

„Sonsten habe ich etliche Deutsche Gedichte hinzu gethan, die mihr von Breßlau zukommen, Ob vielleicht E. F. Gn. gnedig belieben wollte, Sie etwa bei müßigen Stunden zu durchschauen. Mit Verlangen erwarte ich unserer Buchführer Rückkunft von Leipzig, ob Sie daß alte Deutsche Lobgedichte, einem Bischoff zu Cölln etwa gefertigt, so Herr Opitius Sehl. mit Erklerungen raußgeben, mitbringen möchten. Die Deutsche Sprachlehre hatte ich verhofft bey dieser gelegenheit in unterthenigkeit einzuschicken, Es ist mihr aber mit dem auffschreiben zu lang worden und diese Gelegenheit geschwinder gefallen, alß ich es mich anfangs vermuthet."

Schluß-Curialien.

2. Desselben an denselben, d. Wittenbergk den 22 Januar 1640. praes. d. 27 Januar.

Durchlauchtiger, Hochgeborener Fürst,
Gnediger Herr,

E. Fürstl. Gnaden schick ich hierbey in schuldigster unterthenigkeit ein, waß Dero gnediger Befehl mihr ohnlängst uffgetragen, und ich demselben unterthenig zu gehorsamen bei überlesung der gnädig zugeschickten Deutschen Sprachlehre unvorgreiflich angemerkt und zu pappier gebracht habe. Über alles (wie E. Fürstl. Gn. mihr gnedig anbefohlen) ist Herr D. Jacob Martin (der E. Fürstl Gn. seine andächtige gehorsame Dienste unterthänig vermelden läßt) vernommen worden und hatt er Ihm diese meine gedanken allerdings gefallen lassen und nichts dabey zuerinnern gehabt. Doch damit er absonderlich auch noch einstens alles desto besser erwegen möchte, hatt er daß exemplar zurücke behalten, und für sich durchlesen; Bey wiederausantwortung desselbigen aber nur dieses angedeutet, er wißte für seine person ferner hierbey nichts zu thun, befinde aber gleichfalß, daß, wie ich bald anfangs und bey unsrer ersten Zusammenkunft erinnert, dieses werck fast gar zu sehre zerlegt und gar zugenau vertheilet sey. Dann obgleich an ihm selber der Fleiß zu loben und solches alles dahin ziehlet, damit der Vernunftlehre ihr recht geschehe, so were doch dergleichen allzuviel und genaue abtheilung der Sachen, die bey einem Thun vorfallen und etwa zu bedenken seien, allzeit nicht sogar nöthig; könnte auch wohl manchem öckelen Leser verdrießlich sein und dafür gehalten werden, ob würde hierdurch nur das werck schwerer gemacht und daß es nicht so leichte gefaßt werden könne. Ich erinnere mich auch, Gnediger Fürste und Herre, daß die alten Griechischen und Lateinischen Lehrmeister dergleichen Art sich niemalß gebraucht, daß nöthig und nützlichste aber nur behalten, und also vorgelegt und erklert, damit der Leser nicht nur von der Sache sattsam und zur gnüge berichtet; sondern bey etwas Lust auch, die

ihn stets reizete und anfrischete, erhalten werden möchte. In welchem sie mit der Vernunftlehre die Redekunst auch in etwas vermischt, daß eine durchs andere genehme gemacht und gleich alß gewürzet und abgesüßt, damit sie nicht allein denen, die bloß nur uff die Sachen selbst gehen, ein vergnüg theten, Sondern denselben auch zu Willen wären und an die Hand gingen, die außer diesen mit guter anmuhtiger manier auch die Sach Ihnen vorgelegt wissen wollten. Weill aber daß werck einmal so abgefaßt und wir unß nicht zu ziehmen eracht, ohn deß Autoren vorbewußt und E. Fürstl. Gn. Gnedigen Befehl an frembde arbeit Hand anzulegen und selbige in andere form zu gießen, Alß stellen E. Fürstl. Gn. zu Dero Hocherleuchtetem Urthel wir unterthänig anheim, waß dießfallß zuthun und ob daß werck bey seiner Art, wie es ietzo gefaßt, verbleiben, oder in einem und andern entweder von dem Autor selbst oder sonst jemande, jedoch mit beliebung desselben, geendert werden soll. Es wird ingleichen nicht unmöglich sein, daßienige, waß E. F. Gn. gnädigen Befehl nach von mihr mit schuldigster unterthännigkeit uffgesetzet und ietzo einkömmt, Ihm dem Autoren zuzuschicken und ihn darüber zuvernehmen, ob er dagegen etwas einzuwenden habe, oder nach selbigem nunmehr eines und daß andere einrichten wolle.

Schluß-Curialien.

3. Desselben an denselben. Wittenbergk am letzten April 1640. praes. 7 Mai.

Buchner übersendet dem Fürsten „etwas altneues, welches von dem Autor selbst, der Ihrer Durchlaucht des Herrn Kurprinzen Kammerdiener ist, mir neulich zugesandt, weill mihr nicht unbewußt, daß E. Fürstl. Gn. alle derienigen Arbeit, wie sie auch immer beschaffen sein mag, die sich umb unsere tapfere Muttersprache zu verdienen bemühen, nicht ungern lesen, zum wenigsten den guten willen daran lobwürdig achten; mein unreiffes urtheil belangend hath mich die Schrift noch ziemlich vergnügt. Können wir nicht allezeit loben alß wir schreiben, So zeigen doch gerne guhte gedanken auf einen guht geschaffenen willen.“

4. Brief Harsdörffers an die F. G. Nürnberg den 26sten Tag des Wintermonats des Jahres 1641.

Daß die Hochlöbliche Fruchtbringende Gesellschaft das geringe Büchlein der Gespräch Spiele in Gnaden an und aufzunemen, auch die Zuschreibung desselben mit gewünschter Beschenkung zu erwidern geruhet, will hingegen der Verfasser besagter Gespräch Spiele allen möglichsten Dank entbotten und zu dessen Würklicher Leistung sich eußersten Ver-

mögens erbotten haben: benebens schuldigen Versprechen seine folgenden Schriften nach der überschickten Sprachlehre beharrlich zu achten. Demnach auch Hochermeldte Gesellschaft gesinnet, erst gedachten Verfasser der Gespräch Spiele mit dem Ehrentitul ihres Mitgenossen zu begnaden: als erhält er so Hohe Wolthat nächst Erkenntniß seiner Unwürdigkeit mit tiefffter Dehmuth und empfäht den Namen des Spielenden samt dem Gemälde der Welschen Böhnlein (maßen er zur Zeit von den Englischen Bohnen keine nachricht in den Kräuter Büchern befinden können) in welchen die Natur auf manche art zu spielen pfleget. Verbindet sich auch für die Zeit seines Lebens dahin zu denken, wie er solche ihm wiederfahrene unvergleichliche Gnade umb seine Höchstgeehrte Herrn und Geselschafter auf alle Begebenheit verschulden und bedienen möge.

Belangend den Andern Theil der Gespräch Spiele, dessen Beförderung ermanet worden, ist selber bereits der Druckerey übergeben und wird mit diesen ablaufendem Jahr vollendet werden. Wie auch der sogenannte Spielende keine Gelegenheit, seinen dienstlichen Willen zu beweisen, verlieren will; alß übersendet er inzwischen vier lateinische Schriften, welche vormals von seiner müssigen und übeln geschnidenen Feder geflossen, hoffend dadurch Hochernannten Herren und Geselschaftern besser bekannd zu werden und nochmals zu versichern, daß er seie, der Hochlöblichen Fruchtbringenden Geselschaft in Unterthänigkeit ergebener Diener.

Der Spielende.

An die Hochlöbliche Fruchtbringende Geselschaft zu Köthen bezahlt bis auf Leipzig.

5. Desselben an dieselbe. Nürnberg den 8ten Brachmond 1642.

Der Hochlöblichen Fruchtbringenden Geselschaft jüngst abgegebenes vom dritten May hat der Spielende so viel erfreulicher empfangen, als er etliche in seinen Gespräch Spielen vorgewiesenen Fehler erkannd. Ob nun wol selbe theils von fast eylender Druckfertigung (wie dessen zu Ende besagten Büchleins Meldung geschehen) theils der unterschiedlichen Landsprach Arten, wie auch der Unvollkommenheit Teutscher Poeterey (maßen ja der Gekrönte von den niedlichen springenden oder daktylischen Reimzeilen, welche der Genossene empfunden haben soll, nichts gewußt) beyzumessen: so wird er doch die wohlgemeinte Vermerung nebst dienstlicher Danksagung ihm zu Nach- und Unterricht dienen machen.

Weil nun der Spielende so viel Gnade funden, erkünet er sich Hochvermeldte Fruchtbringende Herrn Geselschafter bittlich anzulangen, daß dieselbe geruhen wollen, Ihr Hochverstendiges erachten (bevor er

die Feder zu Fertigung des dritten Theiles der Gespräch Spiele ergreift) nachrichtlich zu eröffnen

1) ob er nochmals sollte seine geringe Arbeit unter der Gesellschaft Namen an Tag zu geben unternehmen
2) ob die ausländischen Scribenten Teutsch anzuziehen und dieselben im Register wie im anderen Theil beyzufügen
3) ob die Zugabe der Freudenspiele (so anderst dieselbe für fruchtmäßig gehalten werden) aus eigener Erfindung oder Übersetzung anzuhengen?

Auf so und ferner Beliebtes Einrathen solle der dritte Theil viel erwehnter Gespräch Spiele füglicher und schicklicher als beede Erste ausgearbeitet werden; gestalt die besten und neusten Bücher dazu aus Frankreich, Welsch- und Niederland nicht ohne unkosten, zur Hand geschafft worden.

Es befindt sich jetziger Zeit bey uns ein sonderlicher Liebhaber der Teutschen Sprache Johann Michael Dilherr *), der H. Schrift Lehrer bey der Hohen Schul Jena. Seine untergebene hat er im Predigen gehalten und angewehnet, daß derselben keiner ein lateinisches Wort oder Sylben von sich hören läßt; wie er auch ihnen mit guten Exemplen vorgehe, ist aus Beyschluß mit mehreren zu ersehen. Solte nun den Hochlöblichen Geselschaftern belieben, diesen Mann, welcher bei den seinen in unsrer Muttersprache viel gefruchtet und darin noch ferneren Behuf zu leisten gewillet ist, aufzunehmen, möchte ihm vielleicht wegen trefflicher Wissenschaft der Ebreischen Sprache, (so unsrem Teutschen fast in allen gleichet) zum Gemählde ertheilet werden die Jerusalemblume oder der Himmeltau (gramen mannae). Nach der ersten Meinung könnte er heißen Der Ferne und zum Wort haben Durch großen Fleiß: nach dem andern Vorschlage möchte er genennet werden Der Vernügte mit dem Beywort Vor vielen Andern. Wann solche gantz unmaßgebliche Hoffnung sollte zu Werke gesetzet werden, ist außer Zweiffel, daß Hochbesagter Ruhm und der Teutschen Sprache Aufnemen gleichwie durch des Ordnenden, Genossenen und Justi Georgs Schottels Schrifften (welches Letzteres Teutsche Sprachkunst alhier mit großen Freuden angenommen worden) dadurch erhalten werden solte. Hiermit befehlet sich gehorsamlich

Der Hochlöblichen Fruchtbringenden Geselschaft Diener
Der Spielende.

N. S. Es verlangt der Spielende zu wissen, ob sein Gemählde noch nicht gefertigt und ob sein erstes Schreiben benebstest

---

*) Dilherr, später Pastor zu S. Sebald in Nürnberg, (st. 1669) ward eines der berühmtesten Mitglieder des pegnesischen Blumen-Ordens.

Beylage etlicher Schriften in den Ertzschrein zu recht eingeliefert worden.

Aufschrift wie bei Nr. 4.

Des Nährenden Antwort liegt im Concepte bei.

„Auf des Spielenden Schreiben vom 8ten Brachmonats dieses Jahres hat bisher nicht geantwortet werden können, weil die Geselschafter etwas von einander gewesen und indessen merkliche Kriegsverhinderungen eingefallen.

„Sein Gemählde wird er in Farben, wiewohl klein abgemahlt, vom Erzeugenden *) sonder Zweifel empfangen, auch sonsten verstanden haben, daß seine überschickten Schriften auch zu rechte kommen."

Dann folgende ganz vernünftige Antworten auf des Spielenden müßige drei Fragen:

„Des Lehrers der H. Schrifft bei der Hohen Schule zu Jehna Predigt von dem Leiden Christi ist mit Lust durchlesen und wol gestellet befunden worden; wegen Einnehmung aber in die Fruchtbringende Geselschaft wird noch zur Zeit etwas angestanden, weil dergleichen Geistliche noch nicht darinnen befindlich, auch die Zahl der vierhundert nunmehr voll, daß man, ehe die vierhundert Gemählde alle gefertigt und in Kupfer gestochen, mit fernerer Einnehmung wol etwas dürfe innehalten.

„Justi Georgi Schottels deutsche Sprachkunst ist ein feines, unsrer deutschen Sprache wol anstendiges Werk und wird noch ein mehreres von demselben herauskommen, wie er denn auch in die Geselschaft sich begeben und der Suchende heißet.

„Der Spielende wird diesen Namen im besten vermercken, denn dabey alle Gedeilichkeit gewunschet wird. Urkundlich unter der Fruchtbringenden Geselschaft Siegel ausgefertiget, so gegeben am bewusten Orte des Ertzschreins den siebenten Christmonats im Jhare 1642."

„Es seind noch etzliche dieses Orts in Neuligkeit gedruckte geistliche gesänge beygeleget, allein zu dem ende, die Deutschen Reime mehr gutentheils daraus zu ersehen."

6. Ein lateinisches Schreiben von Justus Georgius Schottelius an den Fürsten d. ex aula Guelphica Bruneswigae 7 Martii A. 1643. praes 11 Martii.

Schottel überschickt Libellum de Linguae Teutonicae fundamentis, und generalem tractatus Poetici delineationem, et doctrinam quantitatum zur Prüfung ein.

*) Hans Philipp Geuter Nr. 310.

7. Der Ordnende an den Nährenden d. Halle 29 Jan. 1644.

Einwürfe über die deutsche Rechtschreibung: „ob dieße meinung könnte mit grund und fug der gelerten welt erhärtet werden, man solte nur die Buchstaben schreiben, so im ausreden gebraucht werden. Weil 1) Ein anders daß reden, ein anderes daß schreiben, in Jenem sieht man auf den Wohllaut und auff iedes Landes Mundart, in Dießem auff den Ursprung wir einhelliglich auß den anderen Sprachen zu schließen, 2) würde man in dießem von den anderen abschreiten, da doch bekannt, daß die andern Sprachen durch die Gelehrten in Richtigkeit gebracht, die deutsche noch zubringen. 3) würde es dem fremdden schwehr fallen, wenn Sie ohne nachricht sollten die Stammbuchstaben errathen. 4) muß ein Unterschied, wie bisanhero gehalten worden, unter dem Schreiben der Erfahrenen und unter denen, so nach ihrem Dünken und redarten, wie daß Frawen Zimmer pflegt, etwas sagen. Endlich könnte man auff sothane Weise etlicher Buchstaben entbehren. Denn warumb wolte man nicht alles mit einem F schreiben, nach der außrede, (Pronuntiation) daß man kein zugeschlossenes V, dessen laut gleich Jenem, bedürfte. Dergleichen würde es auch mit dem J und Y eine Beschaffenheit haben, worzu wäre Y, weil es wie ein J klinget? Daß x ist unnöthig nach der Sprache, weil es lautet wie ein gs.

Sonsten bleibt daß meiste zu mehrem nachdenken.

Was erinnert worden, soll auch mit nächstem gründliche nachricht folgen; die abtheilung der Wörter alß ge-rin-glich ist der gelährten, wie auß den andern Sprachen zuersehen, die andere ist derer, so sich dessen nicht rühmen können. Ob novus und dergleichen Namen von den Deutschen, oder hingegen die Deutschen von denen herrühren, mögen die zweifeln, die dafür halten, daß man Deutsch in Chaldäa oder zu Rom geredet habe, gewiß die lateinische Sprache ist eher in Richtigkeit gewesen und wird man nicht beweisen können, daß die Lateiner in Deutschland gereiset, Sie zu erlernen. Der Gelährte weiß, daß novus vom Griechischen νεὸς herrühre und dieses vom Hebraischen nave, weil der erste Mensch Hebraist geredt, die erste Monarchy hernachen gedieh auf die Griechen, von Griechen auff die Römer, von Römern auf die Deutschen und so folgen auch billich die Sprachen. Doch läßt man einem ieden wie seinen Hut also auch seine meinung. Der Nährende wirds in Gnaden vermerken, wie deme darumb verbleibet zeitlebens schuldigst Gehorsame

Der Ordnende.

Bei diesen pedantischen Einreden machte der Nährende folgende verständige Randbemerkung:

Das ist ein lateinischer Deutscher nicht ein deutscher Lateiner. Mit Disputiren und Zancken kommet man aus dem Handel nicht

und können die Gelehrten wol verkehrt schreiben. Man findet auch selten einen Gelehrten, der eine gute Schrift hat, und weil sie mit gar hohen sinnreichen Sachen wollen zuthun haben, so können sie in den niedrigen, die der Natur am nächsten kommen, gar leicht irre gehen.

Aufschrift: dem Nährenden.

Köthen.

8. Brief Schottels an den Fürsten, lateinisch Velferbyti. 4 Febr. 1645.

Er überschickt ein Büchlein formam quandam artis Poeticae continentem, und dringt auf Regelfestigkeit.

Illustrissima Celsitudo vestra judicet, corrigat, demat, addat pro lubitu.

9. Der Ordnende an den Nährenden. Halle den 6 Maymonats 1645.

Waß der Nährende wegen der Rechtschreibung gnädig eingeschicket, daß hat der Ordnende unterthänig empfangen, wil auch solches mit gebührendem Fleiß durchsehen, daß es desto eher beschleunigt werde; und zu dessen Beförderung sich, sobald er abgefordert wird, willig einstellen. Welches doch ohne maßgeben könnte künftige Wochen geschehen. Überdaß ist die mündliche Überredung höchst nöthig, da man eine Gleichheit und gemäßheit haben wil. Was Zesium anbelanget, ist es mein Lerner gewesen und hat sein witz niemalß sich so erwiesen, daß man waß sonderliches bei ihm verspüret, außer daß er alle zeit waß neues in dem Deutschen ohne grund und beliebte Wahrheit ihme eingebildet. Wie dann auch die Schreibart genugsam es beweiset. Der Erspriesliche *) ist gestriges Tages verreiset, hat aber vorher alles, wie dann der Ordnende selbsten es ihm zugestellet, durchlesen, es auch belobet und beliebet. Davon in gegenwart umb nähere nachricht und anzeige gebeten wird.

Des Nährenden untergebener und gehorsamster Ordnende.

Der Nährende setzte darauf den nächsten Montag den 12 Mai eine Germanisten Versammlung in Köthen an, zu welcher auch der Tilgende **) und Herr Johann Georg Bose, nach der Prüfung des handschriftlichen Rechtschreibungsentwurfs, eingeladen wurden.

---

*) Kurt von Einsiedel Nr. 417.
**) Hans von Dieskau Nr. 212.

10. Schreiben des Suchenden an den Nährenden. Wolfenbüttel 7 Octob. 1645.

Höchst Geehrter Nährender! Wegen übersendung bewußten Büchleins wie auch angedeuteter gnädig gewogener nachrichtung, bedanket sich der Suchende in schuldiger Demuht, wird sich auch wegen gegebener veranlassung seiner hierbei befindlichen obliegenheit desto kühner erinnern und mit seinen wenigen Gedanken ehester gelegenheit etwas weitleuftiger einkommen. Es würde die Gantze Teutsche Welt dem Nährenden mit immerwährender Dankbarkeit auch daher desto mehr verbunden sein, wan durch dessen Volmögende und Hochbeliebte anordnung ein volständiges Wörterbuch Teutscher Sprache verfertiget und dar behuf unter etzliche Gelahrte sothane Arbeit ausgetheilet werden könnte. Ein alerseits Gantze, aus den Gründen der Sprache und nach gründlichster gewonheit eingerichtete und mit allgemeiner beliebung angenommene, Sprach Kunst würde müssen, zweiffelsohn, vorhergehen und zur durchgehenden Leitung angenommen werden. Stünde zur gnädiger beliebiger guhtbefindung, ob etwa vieler Hochwichtiger uhrsachen halber dergleichen Sprachkunst zu Cöthen aufzusetzen wäre. Der Suchende hat an seinem gar zu geringen Orte nicht wenig arbeit hierin aufs neu übernommen und einen ziemlichen, nicht sogar gemein bekanten, vorraht beihändig; würde auch viellieber (unangesehen er den Verleger in Hamburg, Lübek, Lüneburg oder Braunschweig nach Belieben haben kan) solche arbeit nachher Cöthen senden, damit in einem oder anderem, auch sonderlich waß die Rechtschreibung belanget, nach des Höchstverständigen Nährenden und der Hochlöblichen Geselschaft befindung und änderung verfahren, und eine desto durchgehendere gleichmäßige meinung erhalten oder zu wege gebracht werden könnte. Etwa 60 Bogen würde das Werklein wol haben; hätte der Verleger am Abgange nicht zu zweifeln, dann er sich versichern kann, daß eine zimliche Anzahl alsbald nach Hamburg, Lübek, Nürnberg und Leipzig verschickt werden künnte. Es ist des Suchenden wolmeinender Vorschlag, stellet alles gleichfalls in wolgefällige beliebung und empfehlet hiermit den Höchstgeehrten Nährenden der algütigen Obhut und selbsterwünschtem Segen des Almächtigen Gottes aus getreuem dehmüthigen und ergebenen Hertzen

Der Suchende.

Dem Höchstgeehrten Nährenden zu gnädigen Handen.

Der Nährende antwortete darunter:

„Des Suchenden Antwort vom siebenden hat der Nehrende den 14ten wol empfangen und wird die Mittheilung seiner Spracharbeit, wann sie anlanget, mit Fleiß übersehen, das seinige dabey thun und wegen des Druckes helfen miteinsehen. — Wegen des deutschen Wörter-

buches were wol nöthig, die Arbeit auszutheilen, es hat schon vor etzlichen Jharen einer in Folio oder in Bogenlage zu Augsburg einen anfang zu einem solchen deutschen Wörterbuche gemachet*), so auf etzliche Buchstaben ausgegangen war und ich damals gehabt, mir aber von handen kommen, welcher Entwurf mir nicht uneben gedeucht, ob der Suchende ihn gesehen hätte, stünde es dahin, ob demselben mitnachzugehen oder eine bessere Art zu finden. Es kann noch der Suchende, wo es ihm gefellig, einen kleinen Versuch entwerfen, nur bey einem Buchstaben, desgleichen soll von mir auch geschehen (? unleserlich) ob man dadurch desto eher zu der Austheilung gelangen solte."

Darauf folgen einige tadelnde Bemerkungen über des Spielenden fünften Theil der Gesprächsspiele, besonders in Betreff der Rechtschreibung und Silabirung.

Der Suchende wolle dieses im besten vermerken, dabey verbleibe des Suchenden gantz williger

Der Nehrende.
Köthen 28 Weinmonats 1645.

11. Des Spielenden Schreiben an den Nährenden v. Nürnberg 1 Wintermonats 1645.

Des Höchstgeehrten Nehrenden gnädig Beliebtes vom 19ten des Herbstmonats ist dem Spielenden den 22 des Weinmonats hernach eingehändiget worden, bedanket sich so wol wegen mitkommender Beylage, des Ordnenden Rechtschreibung, als des aufgerissenen Gesellschafts Gemählde und Wapen, welches mit der Zeit beschriebenermassen, ausgestücket zurücke kommen wird.

Der Spielende ist gewillet an H. Severinum wiederum zu schreiben und zu versichern, daß der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft nicht unangenem, wann die Academici Ociosi an sie zu schreiben geruhen möchten, und von ihren Büchern zu übersenden; welche der Spielende auch für sich begeret hat und H. Severinus das begeren, als ob es in Namen der Fruchtbringenden beschehen, aufgenommen. Seine Schriften sind zum Theil hier gedruckt und zu Leipzig zubekommen, theils aber werden aus Welschland über Venedig gebracht werden müssen.

Inzwischen wird, sonders Zweiffel, der fünfte Theil der Gesprächspiele bei dem Erzschrein, und dem Vielgekörnten, benebens dem Geselschaftbuch de gl'Academici Intronati angelanget seyn; wie wol dem Spielenden noch keine Nachricht deswegen ertheilet worden: Im Fall es nicht geschehen, könnte bey H. Gottfried Stahl zu Leipzig

*) S. oben S. 111.

deswegen die Nachfrage befohlen werden. Der Träumende*) ist nach Paris verschicket worden, bevor ihm die erfreuliche Zeittung von seiner einnehmung in die Fruchtbringende Gesellschaft zukommen: ob er wieder zurücke gelanget, ist dem Spielenden verborgen, er wartet aber deswegen alle Stunde Nachrichtung, mit ankommenden Strasburger Botten. Sonsten ist ihm wissend, daß er solche Ehrenstelle in der Fruchtbringenden Gesellschaft lang verlanget und sowol den Namen, als das Gemähl und Beywort mit des Nehrenden Erklärung nicht ausschlagen, sondern sich ehest mit einem Dankbrief und Zuschreibung seines lezten Traumgesichtes einstellen wird. Wegen seinen Werklein sol behörige Erinnerung geschehen.

Es sol auch der Spielende dem Höchstgeehrten Nehrenden nicht vorhalten, das H. Georg Conrad Osthofen, ein Gelehrter, und in fremden Sprachen wolerfahrener Mann, zu Zell, ein Werklein unterhanden, betitelt: Der Weibliche Tugend Schaz, in welchem er der Maria de Gornac, Lucretia Marinella, Anna Römers, Anna Maria Schurmanns und also der Französin, Italienerin und Niederländerinnen Schriften mit großem Fleiß zusammengezogen, druckfertig hat, und ist gewillet, solche seine Arbeit der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft zuzuschreiben; wünschet aber zuvor die Gnade, unter dieselbe aufgenommen zu werden, damit er sich zu Ansehen und behuf seines Werkleins des Gesellschaftsnamens bedienen könnte. Die Verordnung stehet bey dem Nehrenden, solte aber in H. Osthofens unterthäniges Bitten gnädigst gewilligt werden, beschieht von dem Spielenden folgender Vorschlag; daß er könnte heißen der Schezbare und zu seiner Frucht haben Frauenmünz mit dem Beywort, die Tugend. Ob man nun wol des Spielenden Einrahten zu dergleichen nicht von nöhten, steht er doch in dem Wahn, daß in diesem, wie auch andern Stücken den Italiänischen Akademien nachgeahmet werde, in welchen die Namen von dem jedesmal erstlich vorgeschlagen werden, der einen Gesellschafter anmeldet: die angenemhaltung und bestättigung oder auch die aberkanntniß bestehet bey den Herren Oberen.

Es werden auch H. Josephs Hale Geistliche Werklein aus dem Englischen übersezet durch Friedrich Wilhelm Böheim, einen von denen Adelichen Geschlechtern dieser Stadt. Ein anderer, Joh. Helwig, Doctor der Arzney, hat den Boethium gedolmetschet. Etliche fragen, was sie doch rühmliches und nüzliches unternemen solten; dergestalt, das die Gesellschaft der Fruchtbringenden viel aufmuntert zu der teutschen Spracharbeit, und zu unserer Zeit diese Sache mehr als niemals getrieben wird. Zu Münster und Osnabrück haben etliche angefangen,

---

*) Philander von Sittewald (Moscherosch) No. 436.

rein teutsch und fast nach des Ordnenden Anweisung zu schreiben, daraus zu schliessen, was von fernerer Hochbringung unserer Sprache zu hoffen seyn möchte.

Was zwischen dem Ordnenden und Suchenden verglichen werden wird, dem sol von dem Spielenden schuldige Folge geleistet werden. Der gröste Streit wird seyn, wegen der Stammwörter wesentliche Buchstaben, ob solche durch die vor- oder nachsylben können vermindert und verändert werden. In allen andern Stücken wird der Suchende gerne weichen. Hiermit verbleibet, nechst empfehlung Göttlichen Gnadenschutzes des höchstgeehrten Nehrenden in unterthänigkeit

Dienstergebener Knecht.

Der Spielende.

N. S.

Ich hoffte zu des Vielgekörnten Rasenden Roland einen Verleger zu finden, Johann David Zaunern zu Frankfurt, wann er nur nicht wendig gemacht wird, wie mehrmals geschehen. Berichte hiervon mit nechstem, wann ich von des Vielgekörnten Wiederkunft Nachricht anlangen werde: Bitte deswegen förderlichste Antwort.

Aufschrift an den Fürsten. franco bis Leipzig.

12. 13. Deutscher und lateinischer Revers des Herrn Valentin Andreä T. D.

Der erstere Extract Rückert d. d. 16 December 1646.

Der Gnädigen acceptation in die Fruchtbringende Hochlöbliche Geselschaft habe ich mich untertähnig zu bedankken, und dabei zu versprechen, daß dero Legibus von mir in allem Pünctlich und gehorsamst nachgesezzet, Und insonderheit Mein Friedliebend Gemüht verspüret werden, Ich habe salva thesi August. Confessionis iederzeit Vitiliginem, altercationem und pugnacitatem abhorriert. Und hette sehen mögen, ut omnes gladii in vomeres excolendo agro Domini et exscindendo infelici lolio conversi fuerint. Womit wir dan zu tuhn genug haben würden. Und hat allein G. D. Maifardus Sehliger den Universiteten genug vorgeschritten Das Wort Müde ist in Mürbe sehr wol verendert, und reimet sich besser auf mich, qui non tam fessus, quam fracidus et putris sum. Das Simbolum (Bleibt doch frisch) etsi a favente judicio profectum, neme ich jedoch tanquam bonum omen, mit Untertehnigkeit gehorsam an. (vel Et tamen viget, attamen vigens, Ad huc dum vegetum, Non dum effoetum.) Und wünsche das Gott noch ferner in mir schwachen Kräftig seyn wolle, Ps. 71. v. 18. Ob mihr ferner ansuchen von

nöhten, oder E. F. G. mich gnädigst vertretten wollen *), dero pro conciliatione ich ohne das höchst obligiert, haben E. F. G. nur ferner gn. anzudeuten, und habe in eventum ich gleichwol dieses wenige auf ratification ausfgesezzet.

Das lateinische, eigenhändige und untersiegelte Revers- und Danksagungsschreiben des Mürben „Laudatissimae Fructiferae Illustrissimo Capiti, Ejusque membris summae et cujuscunque dignationis" ausgestellt, enthält dieselben Versprechungen, überdies noch: er werde „Literarum exornandarum intentum, Germanae vernaculae linguae excolendae et amplificandae assiduum, caetera pacificum — sein, salva Religionis suae professione." Als eifriger Bekenner der A. C. mußte ihm unter den Calvinern etwas bange werden.

Nach Maßgabe dieser Zuschrift war denn vom lateinischen Deutschen für die Reinheit der Muttersprache wenig zu erwarten; dagegen der Theologe um so sinnreicher in der Erfindung von Emblemen und Inschriften von Denkmünzen voll wunderlicher mystischer Spielerei. So stammen guten Theils von seinem Witze die berühmten Glockenthaler her, mit welchen Gustavus Selenus (Herzog August von Wolfenbüttel) seine politischen Leiden, Hoffnungen, Täuschungen und seinen endlichen Triumph der wißbegierigen Welt kund that. Die guelfische Residenz Wolfenbüttel war bekanntlich im December 1626 bis zum J. 1643 vom kaiserlichen Heere besezt worden. Die ersten, ungeschickt und darum erfolglos, geführten Unterhandlungen bezeichneten die Sinnigen mit dem Gepräge eines Thalers, welcher neben räthselhaften Inschriften das Bild einer Glocke ohne Klöpfel trug. Ihm folgten noch mehre; bald lag der Klöpfel neben der Glocke; bald war der Glockenstrang nicht angezogen. Als endlich im September 1643 die Kaiserlichen die Festung räumten, erschien ein Thaler mit dem freudigen Embleme einer Glocke, welche drei Arme kräftig schwingen, mit einer Stadt, über welcher die Sonne aufgeht, und der Umschrift: **Tandem patientia victrix.** S. die Abbildungen in Tenzels Monatlichen Unterredungen. Jahrg. 1643. S. 571. Glückwünschend verfaßte Andreä, der treue Freund des fürstlichen Hauses, zur Erklärung der Glockenthaler folgendes Carmen:

Effigies campanae argenteae.

Lang gewündschter frölicher Glocken-Klang.

Eine Glocke lang gezogen,
Ohne Schwengel giebt kein Thon,
Guter Anschlag, ohn vollzogen,
Giebt der Arbeit schlechten Lohn,

*) Der Herzog von Braunschweig.

Auch der Schwengel ohn die Glock
Liegt vergebens auf dem Block,
Wird der Schwengel eingehengt,
Dann die Glock laut erklingt.
Rath und That sampt dem Gedeyen
Himmel und Erd' mag erfreuen.
Leut nun Glocke mit dem Schwengel,
Da sich freuen Gott und Engel,
Das genüget Herr und Knecht
Der gefüget Gnad' und Recht,
Das gewissen Land und Leut.
Der gepriesen nah und weit
Augustus und Sophiä Ehr
In dieser Welt ie mehr und mehr.
Klinck, lanck, klinck klanck, klinck, klinck klanck,
Gott sey des ewig Lob und Dank. —

An solchen Dingen hatten die Vorfahren bis tief in das XVIII Jahrh. hinein ihre neidenswerthe Lust.

13. Der Spielende an den Nährenden, d. Nürnberg den 27 Herbstmonats 1647, eingekommen erst 7ten Jenner 1648, obgleich nach Leipzig an H. Gottfried Stahl recommandirt.

Durchlauchtiger und Hochgeborner Fürst,
Gnädiger Herr.

Es hat der Spielende nicht umgehen sollen, dem höchstgeehrten Nehrenden mitkommenden 7ten Theil seiner Gesprächspiele zu übersenden, und benebens auch des Markgrafen Malvezzi Schrift über C. Tacitus, welche er in seiner Jugend gefertigt haben sol.

Was der Rüstige *) und H. Homburg **) der Hochlöblichen Fruchtbringenden Geselschaft schriftlich zugeeignet, wird sonders Zweiffel in dem Erzschrein angelangt sein oder doch ehest eingelanget werden. H. Homburg ist wegen seiner Gedichte sehr berühmt und gewißlich wolwürdig, daß er unter den Fruchtbringenden heiße der Keusche in der Versuchung, führend zu seinem Gemähl die weiße Seeblume oder **Nymphaea alba**, absehend auf den keuschen Joseph in seinem Selbststreit, mit Sophien unterredend eingeführt.

Des Träumenden Gedichte werden nun vermehrt und verbessert bald aus der presse kommen. Weil daß Werk wol abgegangen, hat ein andrer unter seinem Namen die letzten Theile darzugemacht, welche er darvon zu sondern gewillet ist. Förners: was Herr Schneuber ***) wegen seiner Eintrettung in die Hochlöbliche Fruchtbringende

---

*) Joh. Rist. Nr. 467.
**) Nr. 499.
***) S. den Brief des Vielgekörnten v. 3ten April 1648.

Gesellschaft an den Spielenden gelangen lassen, wird aus seinem hierin beygelegten Schreiben mit mehreren zu ersehen seyn. Die Begnädigung stehet allein in des Höchstgeehrten Nehrenden Hand und beliebte Förderung.

Es befindet sich auch ein vornehmer gelehrter in fremden Sprachen erfahrener und reicher Mann zu Hamburg Namens Eberhart Müller Domherr daselbst, welcher großes Verlangen trägt, unter den Fruchtbringenden einen Namen zuerhalten: Ob er nun der Zeit nichts in offenen Druck kommen lassen, habe ich ihm doch versprechen müssen, bei dem Höchstgeehrten Nehrenden in unterthänigkeit bester massen nechst unbekanter begrüssung zu befehlen, welches ich hiermit gebührender massen abgelegt haben wil.

Der Spielende ist gesinnet, den achten und letzten Theil seiner Gesprächspiele künftiges Jahr (so ihm Gott mit Gesundheit des Lebens fristet) zu vollenden: inzwischen aber noch 6 Stunden zu seinem poetischen Trichter zuverfassen, weilen die ersten fast verkauft und von den Verlegern solcher zweiter Theil inständig begehret wird.

Curialien am Schluß.

N. S. Der Spielende bittet dienstlich um die Namen der Gesellschaft, welche nach dem Mörben eingetreten.

14. Philipp von Zesen an den Fürsten. Dessau, den 13 Wintermonats 1648.

Durchlauchtiger, Hochgebohrener Fürst, gnädiger Herr.

Inliegende Zwei werden E. F. G. meiner verrichtung wegen genugsamen bericht thun. Herr Buchner hätte gern selbst an E. F. G. geschrieben, weil er aber gleich bei meinem Abzuge mit höchstnöthigen geschäften beladen war, hat ers biß auff bequemere Zeit einstellen müssen; indessen aber läßt er dem Höchstgeehrten Nehrenden seine Schuldigkeit in aller untertähnigkeit vermelden. Seine uhrteile über Herren Harstörffers Vornehmen stimmen viel zu, wie ich gleichesfalls auch schohn längsten getahn habe. Er gehet sehr klüglich und behutsam in allen seinen sachen, und wer die meinung seines herzens ergründen wil, muß in wahrheit recht tiefsinnig sein. Wenige, wenige werden dem Großen Manne nachtuhn. Denn was er von Harstöffers beginnen, da er die Deutsche Sprache die majestetische nennt, uhrteilet, habe ich auch nebenst viel gelehrten Leuten von Schottels Löbreden über die Deutsche sprache schon längsten getahn. Wir können unsre sprache selbst nicht so hoch über alle erhöben, es müssens fremde Völker tuhn; uns wird es von verständigen übel gedeutet, weil eigenes lob stünket, wie das gemeine sprichwort lautet. Was ich in dergleichen ehmals verstoßen habe, ist meiner jugend schuld, die

von Tage zu tage reiffere gedanken zuführen beginnet. Der Ordnende hat sehr viel mit mir obgedachter sachen wegen geredet, welches ich E. F. G. selbst mündlich in aller unterthänigkeit berichten will. Folgendes hat er in mein Stammbuch geschrieben!

Wer wie das Ruhr Kraut würkt, nach der Natur wohl sätzet,
und gleich was Varro tuht, tuht gleich wie auch Virgiel,
in deutscher Muttersprach', der adelt beider Ziel.
Herr Zesen wird darin, und Deutsches, hochgeschätzet *).

Der Genossene ist gleichesfalls von mir in ein paar reimen begrüßet worden, hat aber ans Deutsche nicht wohl gewollt. —

Der Schluß des Briefes enthält müßige Hofnachrichten aus Dessau und daß der Schreiber seiner Zusage zufolge sich auf 14 Tage nach Wittenberg verfügen werde, „um der dritten Ausfertigung seines Helikons als ein Anordnender und Schriftverbesserer beizuwohnen." Unterschrift in Curialien als untertähnig gehorsamster Knecht.

Der Wohlsätzende.

Als Anlage ein lateinischer Brief Buchners, Wittenberg 23 October 1648, mit weiterer Begründung des Tadels jener sprachlichen Großrednerei Harstörffers.

15. Derselbe an denselben, Dessau den 9 Mai 1649.

Er entschuldigt sich, das Uebrige seines Helikons vor vollendetem Druck dem Erzschreine nicht übersenden zu können.

„Was die Schreiberichtigkeit betrifft, so ist demselben, der den truk lesen sol, anbefohlen worden, daß er sich nuhr nach der gemeinsten zu Wittenberg und Leipzig itzt üblichen Schreibeahrt richten sol, und habe ich mein werk dieses mahl davon nicht machen wollen, weil sie kein wesentliches, sondern nuhr ein zufälliges stücke unserer sprache bleibet, und sie doch wohl kann verstanden werden, man schreibe wie man wolle, im fall die Sprache an sich selbst rein behalten wird. Mit dem Mindernden **) habe ich itzund deswegen auch geredet, welcher sich erbohten, diesen Brief J. F. G. untertähnig zuübersenden. Es hat auch nicht allein Er, sondern auch H. Mikrander ***) für guht erachtet, daß man des Vielgekörnten mir von J. F. G. mitgeheiltes schreiben, als ein feines uhrteil, mit zum Helikon möchte drukken lassen; welches ich doch ohne desselben günstige Zulassung nicht werde

*) Anders lautete des Ordnenden Urtheil über seinen „Lerner" i. J. 1645. S. Nr. 9.

**) Martin Milagius. Nr. 315.

***) Der Entledigende, schon 1648 Nr. 484 aufgenommen.

tuhn dürfen. Ich habe zu dem ende gedachtes schreiben des Vielgekörnten, sowohl auch des Nährenden (welches ich bisher aus mangelung der zeit und gelegenheit, weil ich ehrst ehgestern bei meiner wiederkunft solche bekommen, nicht habe abschreiben können) bei mir behalten wollen: Sie sollen aber mit ehesten beide wieder untertähnig eingeschickt werden. Ich bedanke mich auch nicht allein gegen den Höchstgeehrten Nährenden, sondern auch gegen den Vielgekörnten für die gnäd- und günstige guhte erinnerung untertähnigst und dienstlich und bin allezeit erbötig, sie bestermaßen zu beobachten, auch mit ehest ausführlichere antwort zu übersenden, welche die enge der Zeit mir itzund zu schreiben nicht zulassen wil. Hierbenebenst überschikke ich den ehrsten bogen des Andern Teils, den ich zu ehrst habe anfahen lassen, weil im Ehrsten noch allezeit etwas zu verbessern fürfället, wie auch die Zweifache rede im nahmen des Königs in Engelland, über deren verdeudschung J. F. G. verhoffendlich ein gnädiges uhrteil fällen wird, und mir im übrigen gnädigst vergeben, daß ich Sie itzund so auf der fahrt und so eilend beantworten muß. Welches ich gleichwohl ins künftige verbessern werde. Verbleibe aber indessen und nicht allein indessen, sondern auch bis in mein grab

Ihrer Fürstl. Gn. des Höchstgeehrten Nährenden

untertähnigst gehorsamster Knecht

Der Wohlsetzende.

16. Vier Brieflein Dietrichs von dem Werder an das Oberhaupt, auf kleinen Blättchen, welche das nahe vertrauliche Verhältniß beider Männer zu einander schön bezeichnen.

a. Ohne Jahreszahl, wahrscheinlich von 1642—43.

Wann dis unordentliche Wesen noch lange währet, so gerahte ich nicht allein gantz aus der Geselschafter Sachen, sondern vergesse gar meines in derselben fürenden Namens, dahero ich auch an dem Erlöseten Jerusalem nichts gearbeitet, wie wohl es binnen 2 Tagen fertig sein könte, mich auch nicht bemühet nachzufragen, ob man es itzo im Leipziger Markte zum Wiederauflegen begehrt. Weiß deswegen auch nicht, ob auf der 10ten Zeilen unserer Antwort es (bey ihrer gebräuchlichen art) heißen soll: Ob ich mir zwar auch fürnehme, bei dem Genossenen nachzufragen, ob er seine Poesie in Druck kommen lassen würde, so ist sich doch, aus oben angezogener Ursachen nicht viel auf mein Verheißen zu verlassen (?). Den Capitan Spavento wil ich, wan ichs nicht vergesse, durchlesen und wan ich ihn nicht verliere, wieder zu rechte schicken, ungleich wie ich bey meiner letzten Anwesenheit das andere Theil der Gesprächspiele brave vergessen, und in des Nehrenden Gemach liegen lassen.

Des Erlangenden *) wieder erlangte Gesundheit ist mir und meinem ganzen, theils auch noch krancken, theils noch genesenden, Hause eine grosse Freude zu vernehmen; je mehr ich auch obiger Sachen vergessen und verdrossen bin, also unvergessener und unverdrossener wil ich mich in der Dancksagung gegen Gott für diese Wohlthat erfinden lassen, Neben Wünschung eines frölichen Abends und sanfter Nachtruhe. Gegeben Werdershausen am ersten Diengstag im May, weil kein Kalender daselbsten.

Des Nehrenden dienstwilligster

Der Vielgekörnte.

b. Reinsdorf d. 3ten Aprill 1648.

Höchstgeehrter Herr Nehrender.

Dieweil ich dem Spielenden gerne dermahl eins auf sein letztes antworten wolte, Als bitte ich mir die 2 achtzeiligen Gesetze auf den Riechenden und auf den Keuschen, wie sie verändert und verbessert sein, abschriftlich zuzuschicken, damit ich solche dem Spielenden schicken möge.

Neben dem mich zuverständigen, was ich ihm wegen H. Homburgs zu Naumburg und Herren Schneubers, ihre Einnemung in die Geselschaft antworten soll. Schneuber ist, halte ich, der Riechende; Wer aber Homburg ist, weis ich nicht **).

Uber dis wird er auch wollen unser Bedencken haben über seine zugeschickten Gedanken von dem Wortbuche. Der Herr Nehrende wird unterdienstlichst gebeten, mich hierunter in einem und andern zu unterrichten.

Uns göttlicher Obhut ergebend, verbleibe ich

Dienstschuldigster

Der Vielgekörnte. — Aufschrift wie unter a.

c. Dem Nehrenden wird hiermit, auf begehren, nicht allein das, zu des Fürsichtigen ***) Ehrenwerke von meiner armen Muse gedichtete, sondern auch auf ihrer Leyer gespielte, Liedlein, und zwar in etwas geändert, übersendet: Zweifele dabey sehr, ob es der Ertzschreinerischen Verwahrung würdig. Gott mit uns. Des Nehrenden dienstwilligster Geselschafter

Der Vielgekörnte.

Reinsdorf, 24ten Heumonats 1648.

---

*) Der Erlangende war der junge Sohn Ludwigs, Wilhelm Ludwig, Nr. 358 unter 1641. Aufschrift: Dem Nehrenden. Köthen. Zu Handen.

**) Beide hatte Harsdörffer empfohlen; Johann Matthias Schneuber, als der Riechende Nr. 498 i. J. 1648 aufgenommen, war Professor der Poesie zu Straßburg und Mitglied der Aufrichtigen Tannengesellschaft. Ueber seine Gedichte (Straßburg 1644) und grammatische Bestrebungen s. Otto Schulz a. a. O. S. 26.

***) Jener hochvermögende schwedische Kriegscommissarius, Alexander Erskeine, Nr. 421 unter 1644, der Gönner des armen G. Neumark.

d. Dem Herren Nehrenden wird neben Glückwünschung eines und noch vieler folgenden Neuen gesegneten und hocherspriеßlichen Jahre, des Wohlsetzenden übergesetzte Reime, neben deren Sechs Gesellschafter achtzeiligen Gesetzen, wieder gehorsamst eingehändigt; ich habe bey den letzteren nichts zu erinnern gewußt, als das ich sie, ohne eine, allerletzte endung nicht habe lesen können. Vermeine aber es heiße (Spot). Und hiermit ist und wird sein des Nehrenden

gehorsamster Der Vielgekörnte.

Reinsdorf, den 2 Jenner im Jahr 1649.

Der erste den ich dieses jahr schreibe.

II. Der Erzschrein in Weimar.

Welche Urkunden bei der ersten Fortpflanzung der F. G. von Köthen nach Weimar überbracht seien, ist im 17ten Abschnitt angedeutet worden. Sie mögen bei der zweiten Fortpflanzung nach Halle gekommen und später verloren gegangen sein. Im Großherzoglichen Archive zu Weimar werden noch zwei Folianten aufbewahrt, deren ersterer die Aufschrift führt: Zehnjährige Acten der Hochlöbl. Fruchtbringenden Gesellschaft, ergangen bei der Regierung und Oberverwaltung des hochgeehrten Schmackhaften, des durchlauchtigen, hochgebornen Fürsten und Herren, Herrn Wilhelms, Herzogs zu Sachsen Weimar, von dem J. 1651 an bis 1661. — Johann Michael Heinze, Rector des Gymnasiums zu Weimar, hat, außer seiner „Erzählung von der Fruchtbringenden Gesellschaft. Weimar 1780" (welche nur das Gewöhnliche enthält), aus diesen Acten einige Auszüge gemacht, und als „Vermischte Nachrichten aus den Acten der Fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Schmackhaften. Weimar 1781. Fol." herausgegeben. Auch schon Neumark hat diese Archivalien vielfach benutzt. Anziehend sind die Briefe der Mitglieder, Neumarks, Rists, Harsdörffers und anderer, aber die größere, ernstere Gesinnung, welche unter dem Nährenden in wissenschaftlichen Bestrebungen sich kund that, war geschwunden. Philipp von Zesen, welcher aus Verehrung gegen den Nährenden seine geniale Neuerungssucht noch gebändigt hatte, ließ ihr jetzt den Zügel, zum herben Tadel Harsdörffers und Johann Rists, wie aus ihren Briefen bei den Acten hervorgeht. —

Ein dritter Erzschrein unter dem Wohlgerathenen ist wohl nicht angelegt worden. — Eine fürstlich Anhaltische Deutsche Gesellschaft, deren Satzungen i. J. 1761 und Schriften später erschienen, steht ohne alle Verbindung mit der F. G.

Namensverzeichniß der denkwürdigsten Mitglieder der F. G. nach ihrem Gesellschaftsnamen, ihrer Nummer im Stammbuche und dem Jahre ihrer Einnahme.

In Buchstabenfolge geordnet.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.



